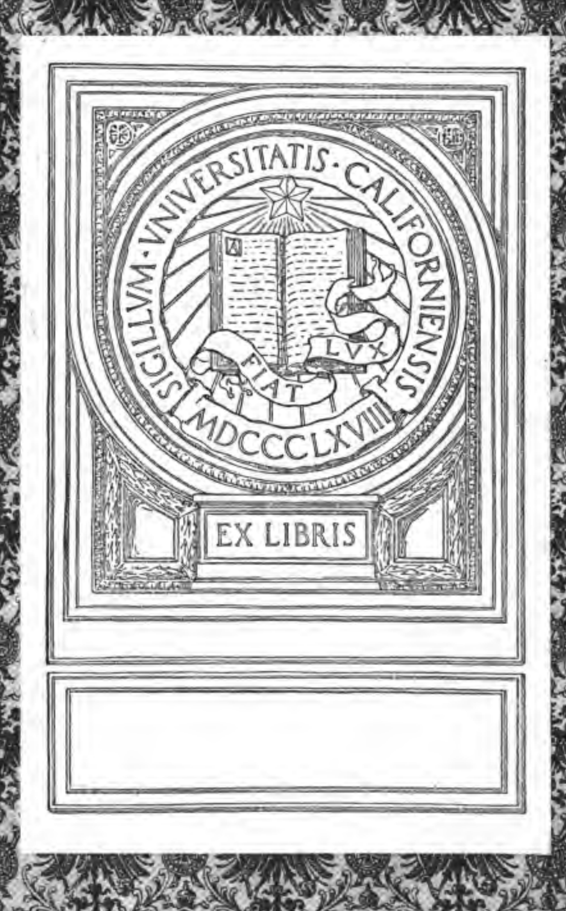
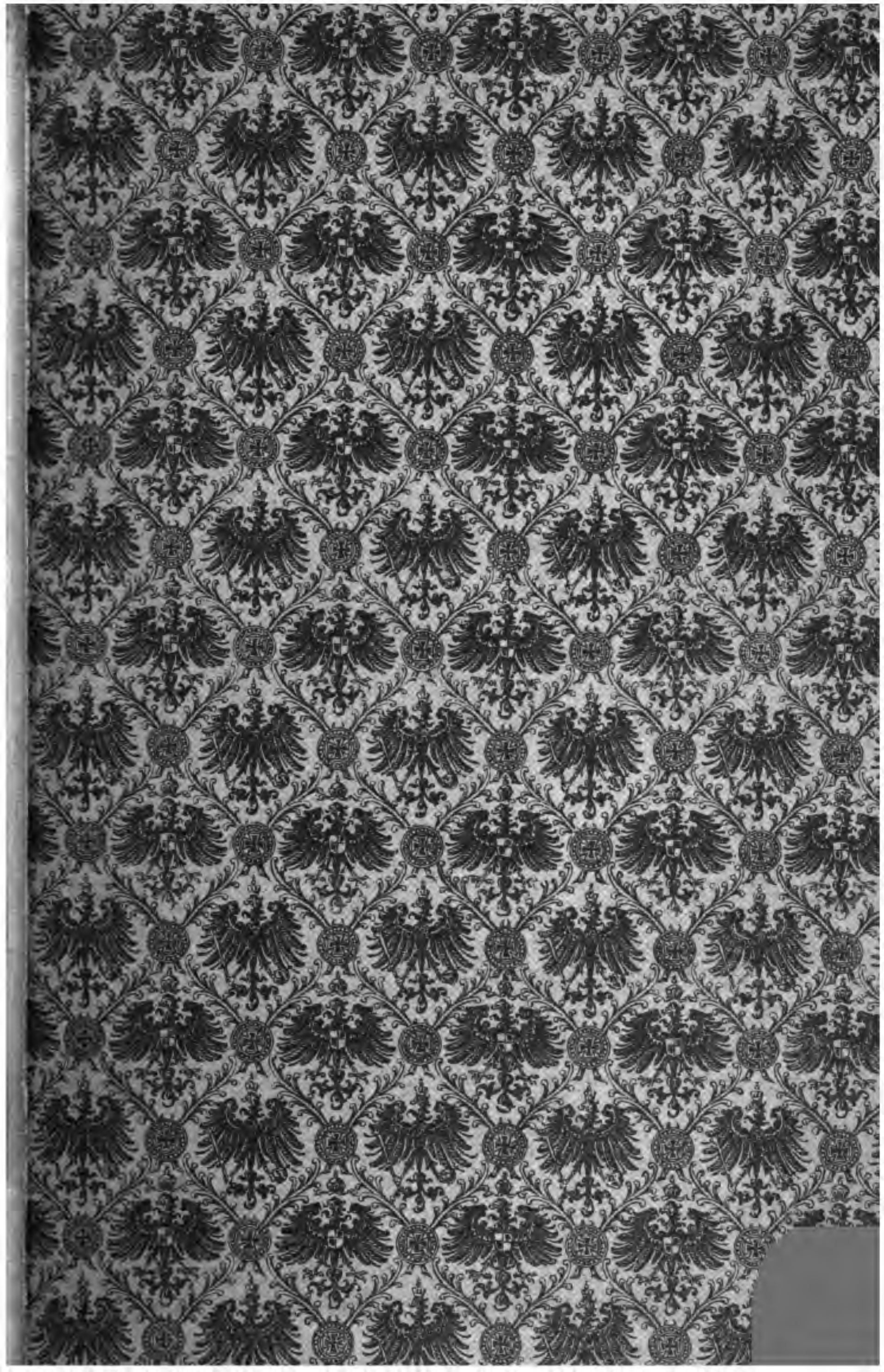
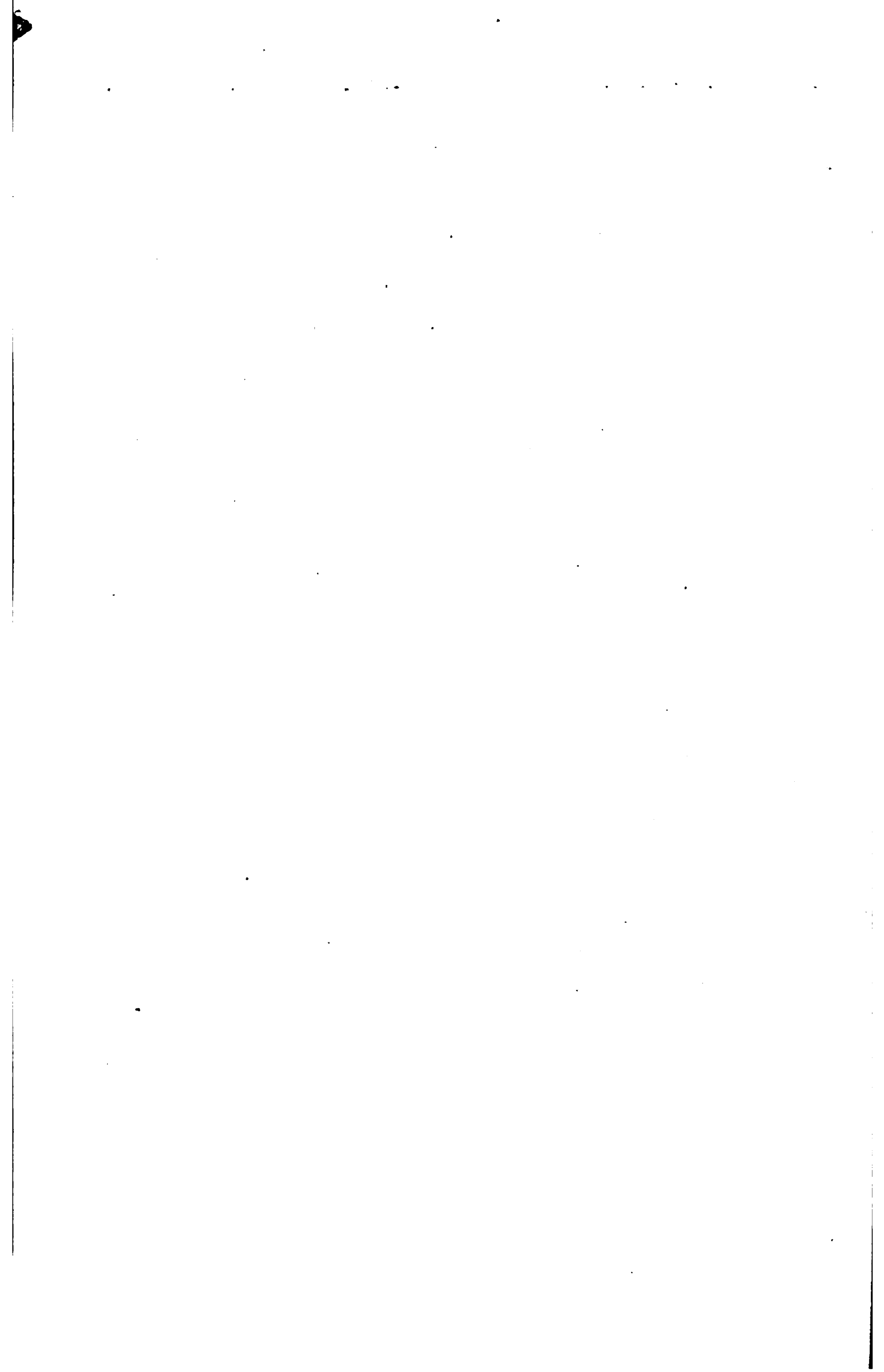



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





Germany



Photogravure J. B. Obernetter. München.

ALBRECHT VON ROON

1835



dHz

Denkwürdigkeiten

aus dem

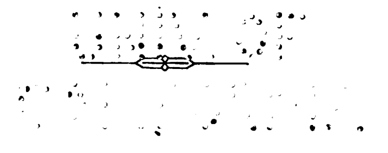
Leben des General-Feldmarschalls

Kriegsministers Grafen von Roon

Sammlung
von Briefen, Schriftstücken und Erinnerungen

Erster Band
mit einem Bildnisse und einem Faksimile

„Echt und recht in Rat und That“



Breslau
Verlag von Eduard Trewendt
1892.

Vorwort.

Ein Sohn, welcher es unternimmt, die Denkwürdigkeiten aus dem Leben seines Vaters zu bearbeiten und damit vor die Oeffentlichkeit zu treten, ist in ganz besonderer Weise genötigt, um Nachsicht zu bitten; und das um so mehr, je näher er dem Vater im Leben auch innerlich gestanden, je leidenschaftlicher er ihn geliebt, je mehr er ihn verehrt und bewundert hat: denn um so weniger wird man geneigt sein, ihm die völlige Objektivität zuzutrauen, welche für alle historischen Darstellungen — also auch für derartige Beiträge zur Zeitgeschichte — verlangt werden muß, wenn anders sie einigen Wert beanspruchen wollen.

Daß ich indessen ernsthaft nach Objektivität gestrebt habe, wird — wie ich hoffe — die vorliegende Arbeit erkennen lassen.

Uebrigens kann diese (mit Ausnahme vielleicht der ersten und der letzten Kapitel) auch keineswegs als eine „Lebensbeschreibung“ meines verewigten Vaters betrachtet werden. Eine solche Aufgabe würde ich, auch abgesehen von obiger Erwägung, nicht haben übernehmen können, weil zur authentischen Bearbeitung gerade der wichtigsten Lebensabschnitte der Einblick in die amtlichen — militärischen wie politischen — Aktenstücke, in die Archive des Kriegs- wie des Staatsministeriums, nicht entbehrt werden kann, dieser jedoch in gegenwärtiger Zeitperiode kaum schon zu erlangen gewesen wäre.

Dies war auch — neben Ueberhäufung mit anderen Arbeiten — der Grund, weshalb einige namhafte, zu solchem Werke hoch befähigte Historiker, welche ich zur Bearbeitung eines biographischen Denkmals aufforderte (wie es für York, Scharnhorst, Gneisenau u. a. errichtet worden ist und in ähnlicher Art auch Roon zukommen dürfte), meine Bitte zur Zeit leider abgelehnt haben.

Hiernach mußte ich mich darauf beschränken, die Vorarbeiten zu einer künftigen Biographie zu liefern, indem ich — einem von meinem Vater selbst geäußerten Wunsche entsprechend — seinen gesamten bisher ungedruckten Nachlaß sichtete und, auf mehrseitige

Anregung, diejenigen Schriftstücke, Briefe ꝛc. auswählte und nach und nach veröffentlichte[1]), welche auf die historisch bedeutsamsten Abschnitte seines militärischen und staatsmännischen Wirkens Bezug haben; an ein zusammenhängendes Werk hatte ich nicht gedacht, als ich jene Veröffentlichungen begann.

Auf vielfaches Verlangen sind diese Aufsätze indessen jetzt in der vorliegenden Buchausgabe vereinigt worden, nachdem ich sie einigermaßen abgerundet und ihnen die (ebenfalls auf Grund des handschriftlichen Nachlasses bearbeitete) Darstellung der ersten, minder wichtigen Jahrzehnte des Lebens meines Vaters hinzugefügt hatte. Ich hielt dabei den Standpunkt fest, daß alle Mitteilungen über sein Leben und seine amtliche Thätigkeit, welche bereits früher gedruckt worden sind (so namentlich alle aus den stenographischen Berichten der Parlamente von 1860—1873 ersichtlichen Reden) in diesem Werke nicht wiederholt werden dürften.

Immerhin wird der Historiker, welcher es künftig etwa übernehmen will, ein wirkliches biographisches Denkmal für Roon zu errichten, darin die meisten Bausteine und Werkstücke vorfinden, deren er dazu

---

[1]) in der Monatsschrift „Deutsche Revue“, Jahrgänge 1889—1892.

bedarf; und er wird, wenn er die erwähnten stenographischen Berichte und die in den Archiven ruhenden amtlichen Quellen dazu nimmt, das Bild nun nach jeder Richtung hin in ganzer Vollständigkeit gestalten können.

Das ganz besonders nahe persönliche Verhältnis, in welchem Roon zu Kaiser Wilhelm dem Großen sowie zu dem Fürsten Bismarck gestanden hat, tritt indessen schon in den nachfolgenden Denkwürdigkeiten klar hervor.

Dem vorliegenden Zwecke entsprach es, die sämtlichen ausgewählten Schriftstücke im Original (wenn auch teilweise nur im Auszuge), d. h. wo immer möglich mit den eigenen Worten des Verewigten mitzuteilen. Viele dieser Schriftstücke, namentlich die vertrauten Briefe an die Gemahlin und an Moritz von Blanckenburg sind — wie der Leser leicht erkennen wird — der getreue Ausdruck derjenigen Auffassungen und Stimmungen, welche den Schreiber in dem Augenblicke beherrschten, als er sie niederschrieb. Sie haben dadurch freilich in mancher Hinsicht einen ganz besonderen psychologischen Wert, durften deshalb auch nicht fortgelassen werden; andererseits wird man aber nicht vergessen dürfen, daß die so entstandenen Urteile und Meinungen, welche er

darin äußerte, nicht immer als definitive anzusehen sind; manche hat er bei näherer Erwägung selbst hinterher geändert, andere kennzeichnen sich deutlich nur als Aeußerungen einer momentanen Ungeduld, welche sich Vertrauten gegenüber zuweilen etwas gehen ließ.

Deshalb und weil es oft zum Verständnisse des Zusammenhanges notwendig war, mußte ich kürzere oder längere Kommentare dazwischen schieben. Auch ließ es sich nicht vermeiden, einzelne politische und militärische Fragen, welche von anderer Seite besprochen worden waren, an den betreffenden Stellen zu erörtern. Ich brauche kaum zu versichern, daß mir jegliche Tendenz dabei fern gelegen hat, ausgenommen die: den Standpunkt, welchen der Verewigte in jenen Fragen einnahm, treu und mit aller Offenheit darzulegen; daß aber im übrigen diese Bemerkungen niemandem sonst zu Liebe — aber auch niemandem zu Leide! — gemacht worden sind.

Mein seliger Vater hat bei all seinem Wirken und Thun in seinem langen Leben in erster Linie immer nur die Sache im Auge gehabt, der er mit hingebender Treue eifrig diente, ohne viel nach dem Beifalle der Welt zu fragen.

In demselben Sinne sollen auch diese Aufzeich-

nungen das Andenken an seine Persönlichkeit lebendig erhalten, und vor allem — ohne jede Nebenrücksicht — im Dienste der Wahrheit Beiträge zu wichtigen und glorreichen Abschnitten unserer vaterländischen Geschichte darbieten.

Krobnitz, den 30. April 1892

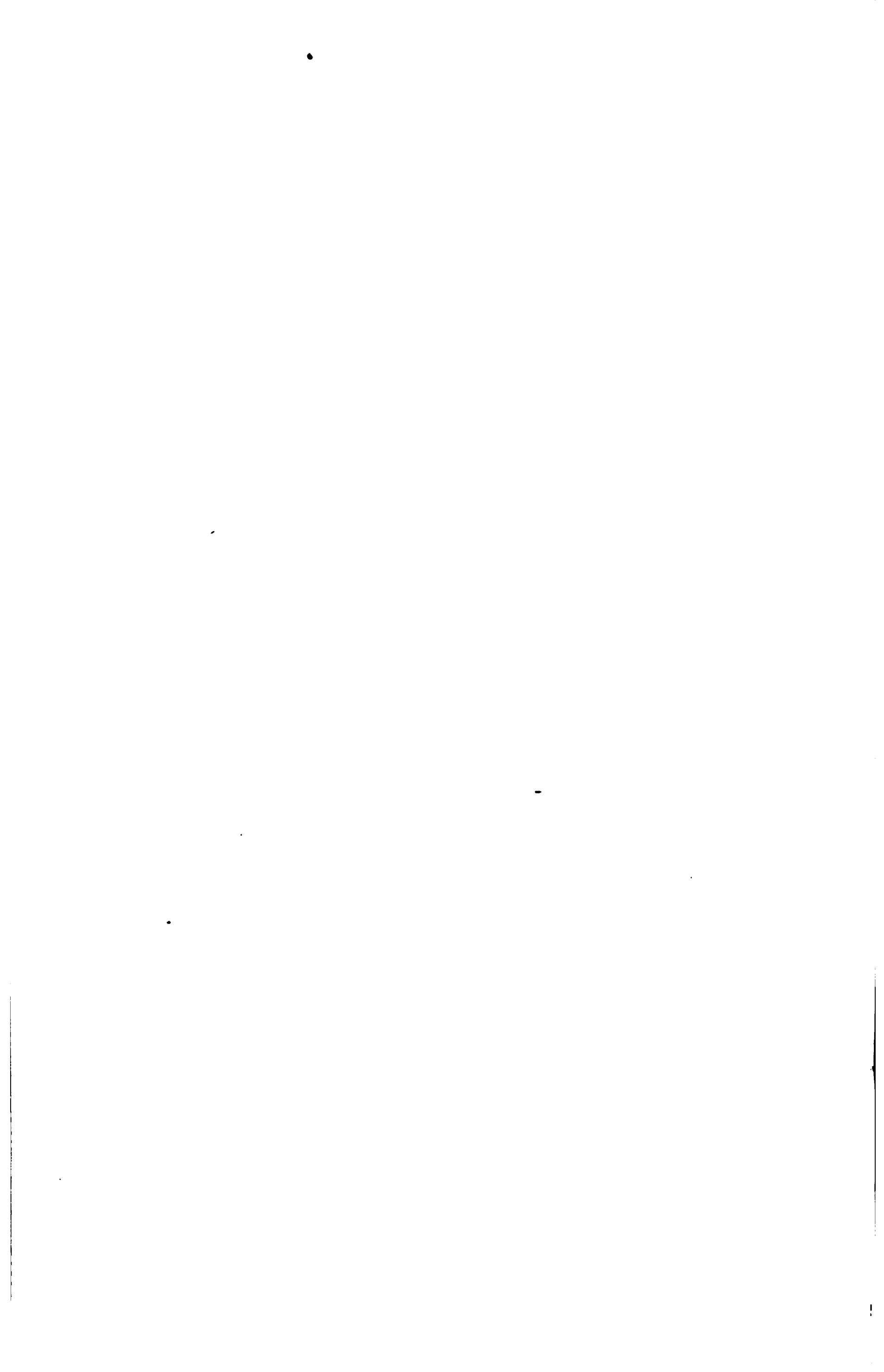
Waldemar Graf von Roon.

Inhalt des ersten Bandes.

Erster Abschnitt

Die Jugend

(1803—1828)



Einleitung.

Rückblicke auf ein langes Leben. [1])

Wenn ich in den wenigen und kurzen Augenblicken der Ruhe, welche mir ein Leben voller Arbeit und verantwortlicher Thätigkeit übrig ließ, von einem stillen, ruhigen Lebensabend träumte, der mir Muße geben würde, mich auf mich selbst zu besinnen, die Vergangenheit mit allen ihren trüben und heiteren Bildern, ihren Widerwärtigkeiten, stolzen Erfolgen und reichen Erfahrungen an meinem inneren Auge noch einmal vorübergleiten zu lassen und meine Erinnerungen zu ordnen: dann dachte ich es mir oft als einen würdigen Abschluß meiner irdischen Thätigkeit, den ersehnten — wie ich wähnte — ungestörten Lebensabend mit der Aufzeichnung dessen auszufüllen, was mir in meiner Vergangenheit denkwürdig erschien. Ich dachte dabei nicht an die allgemeine Zeitgenossenschaft, vielmehr zunächst an meine Familie. Ihr sollten meine Bekenntnisse vorzugsweise gewidmet sein, weil ich darauf rechnete, bei ihr dafür das Interesse zu finden, welches mir die sonstige Welt vielleicht verweigert hätte; weil ich zugleich hoffte, in diesem engeren Kreise liebreich gestimmter

[1]) Eigenhändige Aufzeichnungen (teils Diktat) des Feldmarschalls, in seinem letzten Lebensjahre (1878), die leider Fragment geblieben.

Naturen Nachsicht für meine Irrtümer, Verständnis für meine Absichten und Anerkennung für meine Bestrebungen zu finden.

Die Ausführung dieses Vorhabens scheint mir jetzt, nachdem mehr als fünf volle Jahre seit meinem Rücktritt aus dem öffentlichen Leben verstrichen, ohne daß ich Hand ans Werk zu legen vermochte, wenn nicht unmöglich, so doch höchst zweifelhaft. Ich muß darauf verzichten, denn ich stehe im 76. Lebensjahre, meine Kräfte sind zum besten Teile verbraucht, und mein wankender Gesundheitszustand, der bisher mein Bemühen für jenen Zweck lähmte, giebt mir nicht die Zuversicht auf ein noch langes Leben; ich muß mit dem geringen Rest meines physischen Vermögens sehr vorsichtig, fast geizig haushalten, um den vorzeitigen Verbrauch zu verhüten.

Bin ich also außer Stande, die beabsichtigten biographischen Denkwürdigkeiten in dem Umfange und in der Ausführlichkeit niederzuschreiben, wie sie mir einst vorschwebten, so kann ich gleichwohl den mir mehrseitig empfohlenen Versuch wagen, einzelne Bilder aus meinem Leben zu entwerfen, welche als Beiträge zur Sittengeschichte meiner Zeit immerhin einigen Wert für den Kulturhistoriker haben dürften, während sie zugleich biographische Aufschlüsse über mein Wollen und Wirken, meine Anschauungs- und Empfindungsweise zu geben bestimmt sind. Indem ich die Verhältnisse und Personen, in denen und mit denen ich lebte, schildere, versuche ich, Umrisse meiner Zeit und zugleich meines Lebens in derselben zu entwerfen.

Erstes Kapitel.

Meine Kindheit fiel in eine böse und harte Zeit. — Am 30. April 1803 bin ich zu Pleushagen bei Kolberg geboren und am 8. Juni auf die Namen Albrecht Theodor Emil getauft. [1])

Meine erste Jugendzeit lag also in der bedrängtesten und niederbeugendsten Periode unserer vaterländischen Geschichte — und nicht minder bedenklich waren die Familien-Verhältnisse, unter denen ich aufwuchs.

Meine frühesten Erinnerungen reihen sich an ein kleines, sehr einfaches Wohnhaus, in welchem meine Eltern mit mir, ihrem jüngsten und einzig überlebenden Kinde [2]), meinem Milchbruder Hans Wendt und einigen Dienstboten lebten. Es stand wenige hundert Schritte von den Dünen und vom Strande der Ostsee, deren brüllende Brandung mir meine Schlaf-, nicht Wiegen-Lieder sang, denn ich habe nie in einer

---

[1]) Laut Kirchenbuch von Schulzenhagen, wohin Pleushagen eingepfarrt ist, waren die Paten: 1. Hr. Johann Noah v. Roon zu Frankfurt a/O. 2. die verw. Frau Major v. Borcke geb. v. d. Osten. 3. Hr. Friedel, Kammergerichtsrat und Domherr in Berlin.

[2]) Am 29. Januar 1802 war (lt. Kirchenbuch von Schulzenhagen) ein älterer Bruder Albrechts geboren, der aber nur 3 Monate alt wurde.

Wiege gelegen, einem Institut, welchem mein Vater, weil es die Kinder verdumme, das Heimatsrecht im Hause verweigert haben soll. Vor und neben dem Wohnhause, rings um einen kleinen, meist sehr schmutzigen Hof, lagen die Wirtschaftsgebäude und Viehställe; hinter dem Hause ein ganz kleiner Garten, in welchem Blumen, namentlich herrliche Provence-Rosen blühten und sehr große Herzkirschenbäume, wenigstens vorübergehend von großem Interesse für den Knaben waren. Daneben, getrennt durch die Wirtschaftsgebäude, lagen noch größere Obstgärten, unter deren verheißungsvollen Bäumen wunderbar schöne, mit Veilchen und Schlüsselblumen geschmückte Rasenstücke, Tummelplätze der schönsten Knabenspiele, sich ausbreiteten.

Ich will mich indes durch diese erfreulichen Erinnerungen an den Schauplatz meiner Kindheit nicht zu einer ausführlichen Beschreibung desselben verleiten lassen. Dennoch muß ich der Dünen gedenken, als des Tummelplatzes meiner Kinderfreuden. Wie himmelhoch erschienen sie mir doch! Welche Anstrengung, sie durch den tiefen rieselnden Sand, aus dem sie zusammengeweht, zu ersteigen, um auf die brandende See hinauszublicken und meine in einem der Strandkaten wohnende Amme zu besuchen, oder schweißtriefend dem an langen, aus Sandquecken selbstverfertigten Lenkseilen regierten barfüßigen Viergespanne nachzujagen; oder um zur Winterszeit — blau vor Kälte — auf leichtem Handschlitten vom Dünenkamme zum Strande, ja auf die Eisfläche der gefrorenen See mit Windeseile hinabzugleiten! Und wie herrlich ruhte sich's auf dem weichen trockenen Sande, der jeden Punkt des ausgestreckten Leibes willig trug und stützte! Welch ein Behagen, von solch' sybaritischem Lager in den Himmel zu starren und die Wolkenbilder zu betrachten! — Ja, Düne! Du Schrecknis des Landmannes, verschüttest ihm Wiesen und Felder, unerbittlich —

aber nicht seinem Knaben, der fröhlich durch deine trockenen Fluten watet und um deine wandernden Hügel huscht. — — Aber — wie wunderlich ist der Versuch, der Düne eine poetische Geltung zu verschaffen.

Mein Vater, Heinrich Friedrich Isaak geboren in Berlin am 17. Oktober 1768[1]), war seit dem Jahre 1787 Gefreiter-Korporal im Regiment Herzog Friedrich von Braunschweig, hatte aber von da schon als Sekonde-Leutnant (Ende 1791) seinen Abschied erbeten und erhalten[2]), um das Gut seiner ersten Gemahlin (Cracowahne im Kreise Trebnitz) zu verwalten. Er war ein hübscher, stattlicher Mann, dem die fast 10 Jahre ältere Frau von Seydlitz, eine geborene von Lengefeld, sehr entgegen gekommen sein soll. Jedenfalls hatte sie sich von ihrem Manne scheiden lassen, um Heinrich von Roon heiraten zu können. Sie besaß außer Cracowahne auch ein Haus in Berlin.

In dieser Zeit seiner ersten Vermählung wurde mein Vater auch vom Herzoge von Braunschweig-Oels zum Kammerjunker ernannt.

Nachdem seine Frau im ersten Wochenbette gestorben war, mit Hinterlassung eines Kindes, das schon nach 14 Tagen der Mutter folgte, fochten die Verwandten der Verstorbenen das Erbrecht des Vaters an. Während des sich darüber fortspinnenden Prozesses verheiratete sich Heinrich von Roon zum zweiten Male (im Jahre 1793) mit der wohlhabenden Tochter eines Kaufmanns Weiß aus Frankfurt a/O. Aus der Ehe ging eine Tochter (Emilie)[3]) hervor. Uebrigens war die Ehe nicht

[1]) Kirchenbuch der Parochialkirche in Berlin.

[2]) Das Allerhöchste Demissions-Patent ist vom 2. Dezember 1791. Wie es scheint, war Heinrich v. Roon zuerst (1786) in das damalige Regiment v. Götz eingetreten, welches später den Chef wechselte und nach Berlin in Garnison kam.

[3]) Später verheiratet mit dem Stiftskanzler Hochauf in Dresden.

glücklich, und scheint Heinrich von Roon in dieser Zeit oft in Breslau Zerstreuung gesucht zu haben, dessen Gouverneur, der General von Lengefeld, ein Verwandter seiner ersten Frau war. Straßenexzesse in der schlesischen Hauptstadt hatten ernstliche polizeiliche Maßnahmen seitens der Behörden in Aussicht nehmen lassen. Als nun Heinrich von Roon eines Tages im Theater einen Streit hatte und da sich aus dieser Szene ein neuer Straßenauflauf entwickelt haben sollte, so ergriff angeblich der meinem Vater feindlich gesinnte Gouverneur die Gelegenheit, ihn arretieren und ihm als Urheber jenes Skandals den Prozeß machen zu lassen. Infolge dessen wurde er zu sechs Monaten Festung verurteilt. — Schon vorher war seine Ehe mit Julie (?) Weiß geschieden worden (wie es scheint schon 1794). Katholisierende Tendenzen der Frau und bedenkliche Finanzwirtschaft des Mannes sollen die Veranlassung zu der Trennung dieser kurzen Ehe gegeben haben. — Der Prozeß mit den Verwandten der ersten Frau war inzwischen von jenen gewonnen worden.

Heinrich von Roon kam zur Verbüßung seiner Festungshaft nach Stettin, wo ihm das sogenannte „Junkerstübchen" im Königlichen Schlosse angewiesen wurde. In letzterem residierte die Prinzessin Elisabeth (von Braunschweig-Wolffenbüttel), welche von dem Prinzen Wilhelm (nachmaligem Könige Friedrich Wilhelm II.) geschieden worden war. Ihre Oberhofmeisterin war die verwitwete Majorin von Borcke (geborene Johanna Elisabeth Christine von der Osten aus Wisbu), eine wohlhabende Gutsbesitzerin aus der Gegend von Bahn in Pommern (Schwochow hieß ihr Witwensitz, den sie später verkaufte). Frau von Borcke war durch König Friedrich den Großen zu dieser Stellung gepreßt worden — sehr wider ihren Willen — wegen des Rufes ihrer Energie und Strenge. Bei ihr lebte ihre jüngere Tochter Ulrike Johanna Constantia Albertine (geboren 1773), die

junge Witwe des Premierleutnant Schmied von Schmiedeseck (vom Infanterieregiment von Crousaz), welche ihren Gemahl, sowie eine kleine Tochter, nach kurzer Ehe durch den Tod verloren hatte. — Die große Liebenswürdigkeit des Insassen des Junkerstübchens verschaffte ihm den Zutritt zu der Familie der Oberhofmeisterin — deren sonstiger Scharfblick aber nicht ausreichte, um ein Liebesverhältnis zwischen Heinrich von Roon und der genannten Tochter Ulrike zu verhindern. — Die fehlende Einwilligung der Mutter wurde durch eine Entführung erzwungen — die Festungshaft gebrochen. — Die Entflohenen ließen sich 1796 in Hamburg trauen. Dort und in Altona haben sie einige Jahre gelebt. — Die Versöhnung mit der Mutter führte dann dazu, daß für sie durch einen Kammerherrn von Borcke, einen Verwandten, ein Gut in Hinterpommern (Philippsthal) gekauft wurde. Dort folgte Ende 1799 eine kurze Etablierung. Aber die traurige Lage des Gutes in abgelegener Waldgegend war die Veranlassung, daß jener Herr von Borcke es zurücknahm und ihnen dafür das Gut Pleushagen bei Kolberg überließ.[1])

Mein Vater (Heinrich von Roon), eine ziemlich hohe Gestalt, feines, angenehmes Gesicht, war durch schwere Krankheit (Rückenlähmung?) gebrochen, soweit ich mich seiner erinnere. Da die älteren Geschwister[2]) früher gestorben waren, so blieb ich immer ein einsames Kind.

Ich habe den Vater nicht anders als im Lehn- oder

---

[1]) Zu Pleushagen gehörten damals noch zwei Bauernhöfe im benachbarten Kaltenhagen und das Kätnerdorf Altenhagen. — Laut Hypothekenbuch wird am 5. Mai 1802 Heinrich v. Roon als Besitzer von Pleushagen genannt; am 14. September 1808 figuriert Frau Ulrike v. Roon, geb. v. Borcke „im Beistand ihres Ehemannes“ als Besitzerin.

[2]) Eine Schwester, namens Emilie (?), war ebenfalls auf dem Kirchhofe in Schulzenhagen begraben.

Rollstuhle gekannt; auch die stille, scheue Mutter war kränklich. Wie mir später klar wurde, waren die Eltern nicht glücklich verheiratet; auch sind ihre Verhältnisse infolge der mit der Kriegsnot verbundenen schlechten Zeiten und — schlechter eigener Wirtschaft allmählich immer mehr zurückgegangen.

Als einer Episode aus jenen Kinderjahren erinnere ich mich nur einer Reise noch Frankfurt a/O., als meine Eltern mit mir die dort lebenden Eltern meines Vaters besuchten. Ich war damals etwa fünf Jahre alt. Die Reise ging nicht ohne Unfälle von statten (z. B. brach unser Reisewagen in der Gegend von Soldin eine Achse) — und der Aufenthalt in Frankfurt brachte auch wenig Freuden. Mein Großvater Johann Noah von Roon war nämlich ein alter, heftiger, verdrießlicher Mann, seit lange erblindet; und sein Verhältnis zu dem immer geldbedürftigen Sohne scheint gar kein gutes gewesen zu sein. Auch von der Großmutter habe ich keine freundliche Erinnerung behalten. Später ist mir das erklärt worden: „sie las immer Romane und heulte dazu.“

Sehr einförmig, unter immer ungünstiger gewordenen, fast ärmlich zu nennenden äußeren Umständen habe ich die ferneren Jahre in Pleushagen durchlebt. Freilich — mich selbst bedrückten die Sorgen des Hauses nicht, zumal ich mich fast stets draußen befand und vom frischen Seewinde durchwehen ließ; mein Vater war ohnehin dagegen, mich frühzeitig mit Lernen zu quälen. Indessen besinne ich mich doch auch, daß ich für kurze Zeit die kleine Dorfschule besucht habe, wiewohl mit geringem Erfolge.

Auch sonst kümmerte man sich wenig um das einsame Kind, dem außer dem Spielen in den Dünen kaum irgend eine Freude geboten ward. — Indessen kann ich nicht sagen, daß mich das angefochten oder gar niedergebeugt hätte, und

für meine Selbständigkeit und rüstige körperliche Entwickelung mögen die beschriebenen Umstände auch von Vorteil gewesen sein.

Im Jahre 1811 starb mein Vater. Er wurde in Schulzenhagen beerdigt; es muß im Winter gewesen sein, denn ich habe eine deutliche Erinnerung an die sehr kalte Kirche behalten. Kurz vor oder nachher wurde ich bei dem Pastor in Sohrenbohm (etwa drei Meilen von Pleushagen, auch am Strande gelegen) in Pension gegeben. Der Pastor war ein dickes, rundes Männchen, der gewöhnlich einen braunen Rock trug. Seine Frau hat mir keinen Eindruck hinterlassen, wohl aber seine Schwägerin, namens Frieda, die ein hübsches Mädchen — und ebenso der Schulmeister, der eine komische Figur und zugleich Dorfschneider war.

Inzwischen hatte meine Mutter versucht, die Verwaltung von Pleushagen selbst fortzuführen. Aber es gelang ihr nicht einmal, die Zinsen der darauf haftenden Schulden herauszuwirtschaften. In ihrem Nervenleiden war sie wohl schon damals nicht mehr zu klaren Anordnungen befähigt. Endlich schrieb die Großmutter Borcke (welche vor einiger Zeit nach Alt-Damm bei Stettin gezogen war), die Mutter möge mit dem Sohne dorthin zu ihr übersiedeln, die eigene Wirtschaft ginge doch nicht. Diese Großmutter Borcke war übrigens auch die Haupt-Hypothekengläubigerin.

So wurde denn, wahrscheinlich im Frühjahr 1812, die Reise angetreten. Die große Kutsche wurde aus dem Schuppen geholt, die Kaltenhagener Bauern legten vier Pferde davor und fuhren Herrin und Junker zunächst bis Kolberg. Dort wartete unser Verwalter (auf dessen vom Trunke häufig gerötetes Gesicht ich mich sehr wohl besinne — ich glaube Rudach war sein Name) — mit einem leichteren Wagen. Nach längerer Reise und mehrfachen Irrfahrten kamen wir spät in der Nacht

nach Wisbu, wo der Onkel Osten (Bruder der Großmutter Borcke) wohnte. Derselbe war, trotz seiner Blindheit, noch immer Landrat, und ich erinnere mich, daß ich demselben damals zuweilen als Sekretär gedient habe, woher ich annehme, daß ich trotz meiner geringen Studien schon leidlich schreiben konnte. In Wisbu machten wir einige Wochen Rast. Der Onkel Osten ließ dann Mutter und Sohn nach Alt-Damm fahren.

Der dortige, etwa zwei Jahre währende Aufenthalt ist für mich zweifellos von großer Wichtigkeit, sowie von entscheidender Bedeutung für die Entwickelung meines äußeren und inneren Menschen gewesen. Meine Großmutter führte ein strenges, scharfes Regiment und nahm auch meine Erziehung sofort in ihre energische Hand. Ich habe ihr sehr viel zu verdanken. Sie war, abgesehen von ihrer Thatkraft, auch eine sehr kluge und sehr patriotisch gesinnte Frau. Ich wurde nunmehr in den Elementarwissenschaften unterrichtet, doch waren meine Fortschritte wohl nicht erheblich, denn die Not der Zeit machte sich aufs drückendste geltend, so daß eine ungestörte gleichmäßige Fortbildung unmöglich war. Die Hauptsache war, daß ich nun mit vollem Ernste zu Gehorsam und Fleiß angehalten wurde.

Alt-Damm hatte im Jahre 1812 sehr unter dem Durchmarsche der französischen Truppen nach Rußland zu leiden und blieb, ebenso wie Stettin, von französisch-holländischen Truppen stark besetzt. Die Mittel der Stadt und ihrer Bewohner waren durch die Einquartierungen und Lieferungen bei den Durchmärschen schon fast erschöpft; trotzdem und trotz des entgegenstehenden Vertrages wurde auch noch ferner von ihr verlangt, den Unterhalt der Besatzung zu bestreiten. Das änderte sich auch nicht, als für das übrige Vaterland die Befreiung nahte, denn die Franzosen waren entschlossen, das

damals befestigte Damm zu verteidigen. Mitte Februar 1813 wurde der Belagerungszustand erklärt. Anfang März erschienen die Kosaken in der Umgebung der Stadt, in den folgenden Tagen rückten preußische und russische Truppen heran und Stettin nebst Damm wurden eingeschlossen.

Die Not der Einwohner war groß, die Teuerung hatte fortwährend so zugenommen, daß, wie ich mich erinnere, im Juni z. B. das Quart Milch zehn Groschen, das Pfund Butter drei Thaler kostete, die Metze Kartoffeln vier Groschen und mehr. Auch während des zehn Wochen dauernden Waffenstillstandes trat keine Erleichterung ein, weil keine Lebensmittel zugeführt werden durften.

Meine Großmutter litt mit uns unter der allgemeinen Not; aber trotz aller Entbehrungen behielt ihr kräftiger Geist, ihr kerniger patriotischer Sinn die volle Spannkraft. So brachte sie z. B. am 3. August, dem Geburtstage ihres verehrten Königs, am geöffneten Fenster in Gegenwart der zahlreichen auf der Straße befindlichen Franzosen ein Hoch auf den König aus. Den Wein dazu hatte sie mit ihren letzten Groschen bezahlt.

Nachdem am 20. August die Feindseligkeiten wieder ereröffnet waren, wurde auch Damm von den preußischen Belagerungstruppen und den auf dem Damm'schen See liegenden schwedischen Kanonenbooten lebhaft beschossen. Damals bin ich zum erstenmale ins Feuer gekommen und wiederholt den Bomben der eigenen Landsleute ausgesetzt gewesen; ich erinnere mich sogar einer ganz unbedeutenden Verwundung durch den Splitter einer Bombe, die vor mir auf dem Straßenpflaster platzte. Indessen hatte ich natürlich keine klare Vorstellung von der Gefahr und bewachte nach besten Kräften (mit einem auf einen Besenstiel gepflanzten Bajonett) den Garten der Großmutter — ohne freilich das Marodieren der selbst hungern-

den Franzosen hindern zu können. Ernster wurden die Folgen für mich, als ich eines Tages das Unglück hatte, ein schönes Gericht der so knapp gewordenen Kartoffeln der — darüber mit Recht sehr erzürnten — Großmutter vor die Füße zu werfen.

Letztere suchte ihr Eigentum nach Kräften zu schützen und sah trotz der lästigen Einquartierung mit aller Energie nach dem Rechten, während die übrige Bewohnerschaft früher und später, dem Hunger weichend, die Stadt größtenteils verlassen hatte. Indessen waren die körperlichen Kräfte der wohl siebzigjährigen Frau den dauernden Anstrengungen dieses Lebens doch nicht gewachsen; sie starb nach kurzer Krankheit am 13. Oktober 1813, hat es also nicht mehr erlebt, als (Anfang Dezember) Stettin und Damm kapitulierten und die französische Besatzung kriegsgefangen abgeführt wurde. —

Ich hatte die Großmutter trotz ihrer Strenge sehr geliebt, ihr Beispiel ist mir immer unvergeßlich geblieben — und fühlte mich nun noch einsamer und verwaister als vorher. Meine Mutter war in jener Zeit immer kränklicher geworden, so daß sie mir nichts sein konnte. Sie litt an Krämpfen, durch welche ihre Nerven sehr zerrütttet wurden und wurde nach und nach immer schwachsinniger.

Nach meiner Erinnerung habe ich erst nach dem Tode der Großmutter die lieben Verwandten kennen gelernt, welche sich meiner in meiner Verlassenheit herzlich angenommen haben und später lebenslang innig mit mir verbunden geblieben sind, so daß ich sie alle hier ausdrücklich nennen muß. Es waren meine Tante Franckenberg und deren Kinder.

Erstere, die ältere (1767 geborene) Schwester meiner Mutter (Ernestine Elisabeth Philippine Henriette) hatte im Jahre 1788 den Hauptmann (zuletzt Generalmajor a. D.) von Franckenberg geheiratet. [1])

[1]) Derselbe starb am 22. September 1819 zu Alt-Damm.

Ihre Kinder waren:

1. Ludwig von Franckenberg. Derselbe stand im Jahre 1815 (oder schon 1814) bei dem Alexander-Regiment in Berlin;[1])

2. Jenny (Johanne Wilhelmine) von Franckenberg. Diese Kousine heiratete im Juni 1814 den Gutsbesitzer Eduard Georg Anselm von Blanckenburg auf Zimmerhausen.

3. Henriette Adelheid Caroline von Franckenberg, im Jahre 1815 mit Herrn von Froreich, damals Premierkapitän im ersten Kurmärkischen Landwehrregiment, vermählt.

4. Emma von Franckenberg, später vermählt mit Hermann von Blanckenburg (zu Zimmerhausen, nachher Besitzer von Kussow in Hinterpommern).

Von diesen vier Geschwistern ist mir vorzugsweise die Kousine Jenny (vermählte Eduard Blanckenburg) im späteren Leben nahe getreten; zunächst aber war es der Vetter Ludwig von Franckenberg, der nach dem Tode der Großmutter entscheidend in mein Leben eingegriffen hat. Er sah mich in Damm und hat wohl bald bemerkt, daß ich eigentlich ohne alle Aufsicht umherlief und dabei wenig oder nichts lernte. Er fand mit Recht, daß es die höchste Zeit sei, mir geordneten Unterricht zu verschaffen und beschloß daher, mich ins Kadettenkorps zu bringen. Ohne Vorbereitung konnte ich aber dort keine Aufnahme erlangen. Daher entschloß der Vetter sich (Ende 1814 oder Anfang 1815), mich zunächst mit sich nach Berlin zu nehmen. Dort habe ich bei ihm gewohnt und eine Klippschule in der Jüdenstraße, später die Krügersche Schule besucht[2]) (bis Oktober 1816). In dem darauf folgenden

[1]) ist 1817 oder Anfang 1818 (als Kapitän bei genanntem Regiment) in Berlin gestorben.

[2]) Albrecht v. Roon scheint schon damals Vorliebe für Geographie gehabt zu haben; die Reste seiner Hefte aus der Krüger'schen Schule, welche noch vorhanden sind, enthalten seine damaligen geographischen Studien.

Monat wurde ich, nachdem auf Antrag des Vetters Francken-berg meine Einberufung ins Kadettenkorps erfolgt war, in eine der damals üblichen gelben altmodischen Kutschen gesetzt, den Postfreipaß in der Tasche — und so gelangte ich nach einer mir endlos dünkenden Fahrt nach Kulm, wo ich mit 32 anderen Exspektanten in die dortige Kadettenanstalt aufgenommen wurde.[1])

Abstammung und Familiennachrichten.[2])

Im Jahre 1555 ist Blasius von Roon (Blaise de Ron) aus den ehemals spanischen Niederlanden, wo eine Familie dieses Namens, welche ihren Ursprung bis in die Zeit des Kreuzfahrers Gottfried von Bouillon verfolgen kann und nachweislich bei Rotterdam auf der Insel Yſſelmonde Güter (Roon und Pendrecht) besessen hat, nach Deutschland eingewandert.[3]) Als Grund der Expatriation aus den Niederlanden werden Religionsverfolgungen (durch die spanischen Machthaber im 16. Jahrhundert) angegeben. Blaise de Ron ließ sich in Frankfurt a/M. nieder. Er und seine Nachkommen bekannten sich zur reformierten Konfession. Daher erklären sich auch die in der Familie sich fortgesetzt wiederholenden alttestamentlichen Vornamen, welche, wie bei den Puritanern, so auch bei den strengen Reformierten üblich waren.

Blaise konnte als Calvinist zunächst das Bürgerrecht in Frankfurt a/M. nicht erlangen. Er trieb Bankiergeschäfte nach dem Gebrauche seines Heimatlandes (wie die Gontards, die Neuvilles, Saussures u. s. w.), die Familie gelangte all-

[1]) Hier endigen die eigenhändigen Aufzeichnungen des Feldmarschalls.

[2]) Ausführlicheres über die Vorgeschichte der Roonschen (de Ronschen) Familie habe ich in Beilage 1 zusammengestellt.

[3]) Nach anderen Nachrichten erst 1567.

mählig zu Ansehen und Wohlstand und breitete sich auch weiter „im Reiche“ aus; besonders in der Gegend von Worms (Frankenthal u. a. O.) ist sie zahlreich vertreten gewesen. Nach Preußen scheinen Mitglieder der Familie erst unter der Regierung Friedrichs des Großen übergesiedelt zu sein. Ein aus Worms kommender Nachkomme Blaises, Samuel de Ron, hat u. a. im Jahre 1771 ein Einwanderungspatent nach Kleve erworben.

Ein anderer Nachkomme Blaises, Johannes de Ron[1]) hatte sechs Söhne und neun Töchter. Seine Frau (vermählt 1717) war eine geborene Campoing aus angesehener Familie in Frankfurt a/M. Des Johannes vierter Sohn, Johann Noah (geboren am 16. Dezember 1732 in Frankfurt a/M.) ließ sich etwa im Jahre 1765 in Berlin nieder, wo er eine Dame aus altem Bürgergeschlecht — Jungfer Christine Charlotte Henriette Friedel, Tochter des Königl. Preuß. Hof- und Kammergerichtsrats (späteren Obertribunalrats), auch Domherrn Johann Christian Friedel — im Jahre 1763 geheiratet hatte. Johann Noah war Kaufmann und verlor einen großen Teil seines Vermögens, welches in der Gotzkowski'schen Porzellanmanufaktur steckte, durch die sogenannten Ephraimiter[2]). Um ihn einigermaßen zu entschädigen, wurde er später im Finanzdepartement (als „Ober-Meßbuchhalter“) angestellt. Etwa im Jahre 1780 zog er mit seiner Familie nach Frankfurt a/O., wo er die, Jahrzehnte lang als „de Ronscher Weinberg“ bekannt gewesene, ansehnliche Besitzung vor dem Krossener Thore kaufte und dort (in den letzten Lebensjahren erblindet) seine Renten und seine kleine Pension verzehrte.

[1]) geboren 1693 (Kirchenbuch zu Frankfurt a/M.).

[2]) dies waren kaum halbwertige Münzen, welche Friedrich der Große, durch finanzielle Schwierigkeiten gedrängt, hatte schlagen lassen.

Dieser Johann Noah de Ron war der Vater Heinrichs von Roon, also Albrecht von Roon's (im vorigen Kapitel schon erwähnter) Großvater. Von Johann Noahs Geschwistern seien folgende genannt:

1. Johann Martin de Ron, geboreu am 15. März 1722, stand seit 1742 bei dem Ferdinand von Braunschweig'schen Infanterieregiment Nr. 39 („Jung-Braunschweig"), welches später „Regiment Prinz Heinrich", „Regiment Zastrow" und zuletzt „vacant v. Möllendorf" hieß. Johann Martin von Roon ist 1742 (aus dem adligen Kadettenkorps) zu dem besagten Regiment gekommen, hat dort alle Chargen bis zum Obristwachtmeister (Major) durchgemacht und ist als solcher am 8. April 1782 zu Königsberg in der Neumark ohne legitime Nachkommen gestorben.

2. Jakob Friedrich von Roon, geboren am 24. April 1724 trat gleichfalls 1742 (30. Oktober) aus dem adligen Kadettenkorps in die Armee über, und zwar in das Regiment Prinz Ferdinand von Preußen. Er starb, noch Fähnrich, am 15. September 1747 in Nauen (oder Ruppin) „in der alten Mark Brandenburg" infolge eines auf der Wache erhaltenen Fliegenstiches.

3. Johannes de Ron (geboren am 20. November 1737), Königl. Preuß. Ober-Posteinnehmer, war gleichfalls mit einer Jungfer Friedel (Sophie Wilhelmine) vermählt, kinderlos.[1])

Herr Johann Noah de Ron zu Frankfurt a/O. hatte laut Kirchenbuch folgende sämtlich in Berlin geborene Kinder:

a) Johann Christian Carl, geboren am 23. Dezember 1763; (starb 1836 als Regierungsbeamter in Stettin; ihn

---

[1]) Noch ein vierter (älterer?) Bruder wird erwähnt. Derselbe soll (als Major in einem Freibataillon) in der Schlacht bei Prag geblieben sein, doch habe ich amtliche Beglaubigungen dafür nicht auffinden können.

überlebte nur eine Tochter, welche an den zu Militsch verstorbenen Oberstleutnant a. D. von Arnim verheiratet war). —

b) Johann Martin Ludwig, geboren am 3. Januar 1765. Derselbe starb 1801 als Königl. Kriegs- und Domänenrat zu Magdeburg. Sein einziger Sohn Albert von Roon war Rat, dann Präsident am Landgericht zu Düsseldorf, wo er 1859 starb. Ihn überlebten zwei Kinder:

Minna (vermählte von Guionneau) und Ludwig von Roon, gegenwärtig Ober-Verwaltungsgerichtsrat in Berlin.[1])

c) Eleonore Charlotte Cornelia, geb. am 13. Januar 1766. Dieselbe wurde bei ihren Großeltern Friedel in Berlin erzogen und verheiratete sich mit dem Professor (später Regierungsrat) Wolfram in Liegnitz. Ihre Tochter Auguste heiratete den Pastor Rogge zu Groß-Tinz in Schlesien.[2]) —

d) Isaak Heinrich Friedrich, geboren am 17. Oktober 1768 — der Vater Albrechts von Roon; von ihm ist im vorigen Kapitel schon ausführlich die Rede gewesen. —

---

[1]) noch unvermählt; es ist meines Wissens der einzige Roon, der abgesehen von den Nachkommen des Feldmarschalls, gegenwärtig noch existiert von der einst sehr zahlreichen Familie.

[2]) Diese Frau Auguste Rogge war also eine Kousine des späteren Feldmarschalls Albrecht v. Roon und ist (1836) zugleich dessen Schwiegermutter geworden.

Zweites Kapitel.

Die Kadettenanstalt zu Kulm befand sich in der Reorganisation, als der dreizehnjährige Albrecht von Roon, wie wir oben gesehen, im November 1816 in ihr Aufnahme fand. Die Anstalt war mit dem Kulmer Lande im Frieden von Tilsit an Polen abgetreten worden und erst von Juni 1815 an wieder in preußische Verwaltung gekommen. Die aus dem Königreich Polen gebürtigen Zöglinge waren größtenteils entlassen worden, so daß die Anstalt nur einen Bestand von 35 Zöglingen hatte, zu denen die (im ersten Kapitel erwähnten) 33 Exspektanten im November 1816 hinzutraten.

Das aus der polnischen Zeit übernommene Lehr- und Erziehungspersonal entsprach den Anforderungen durchaus nicht. Der größte Teil der Gouverneure war kenntnislos und unmoralisch; das ganze Lehrpersonal bildeten schließlich ein Professor, der Tanzmeister, der Zeichnenlehrer und der Fechtlehrer.

Trotz dieser schwierigen Verhältnisse wurde die Ausbildung der Kadetten stetig gefördert; die beiden seit Oktober 1816 dorthin versetzten Kompagniechefs, von Scheliha und von Chappuis, wachten als väterliche Freunde ihrer Zöglinge über ihre sittliche und wissenschaftliche Erziehung. Doch machte

die Anstalt die wesentlichsten Fortschritte erst unter dem Major von Woyna, der an die Stelle des früheren (polnischen) Direktors getreten war. Dieser treffliche Mann hatte großen Einfluß auch auf die Fortentwickelung des jungen Albrecht von Roon — und andererseits sind die gute Befähigung desselben und sein eifriges Streben dem Scharfblick des Majors nicht entgangen. Denn als er (am 3. Juni 1818) eine Ehrentafel stiftete, auf welcher die besten Kadetten verzeichnet wurden, ließ er den Brigadeführer „Unteroffizier Albrecht Theodor Emil von Roon" an erster Stelle eintragen. — Von noch größerem und direkterem Einflusse auf Ausbildung und Charakter war für Albrecht jedoch sein Kompagniechef, der Kapitän W. von Chappuis[1]). Dieser, ein damals verhältnismäßig noch junger Offizier, hatte sich in den Befreiungskriegen ausgezeichnet, war aber so schwer verwundet worden, daß er den Frontdienst verlassen mußte. Er war ein feurig patriotischer, sehr gebildeter und geistvoller Mann, eine durch und durch ideal gerichtete, ja poetische Natur. Mit warmem Herzen schloß er sich persönlich an die ihm anvertrauten Kadetten an, sobald er nur irgend eine herzliche Zuneigung bemerken konnte. Er hat dem jungen Albrecht in seiner einsamen Jugend den Vater ersetzt und verkehrte zugleich mit ihm wie ein älterer Bruder; lebenslang ist er in treuer Freundschaft mit ihm verbunden geblieben. Niemals hat der dankbare Zögling vergessen, was er dem treuen Wohlwollen dieses wackeren Mannes schuldete, und hat es oft ausgesprochen — auch in viel späteren Jahren, daß derselbe — nächst der brausenden Ostsee und der strengen Großmutter — auf seine selbständige Charakter-

---

[1]) war später (und bis 1850) Oberst und Kommandeur des Kadettenhauses Wahlstatt und ist hochbetagt (als General a. D.) in Schweidnitz gestorben.

entwickelung und auf die Bildung seines jungen Herzens entscheidend eingewirkt habe.

Albrecht schloß sich um so inniger an seine Erzieher, Lehrer und Kameraden in Kulm an, als von Urlaubsreisen von dort aus für ihn nie die Rede sein konnte. Die Großeltern in Frankfurt a. O. haben sich, wie es scheint, nie wieder um diesen Enkel gekümmert; es liegt keine Andeutung vor, aus der entnommen werden könnte, daß Albrecht sie nach jenem früher erwähnten Besuche im Jahre 1808 je wiedergesehen hat.[1]) Ihr Sohn Heinrich war ihnen auch innerlich fern geblieben, hatte ihnen wenig Freude gemacht; die alten Leute nahmen daher wohl an, daß aus seinem Sprößling nichts werden würde, hatten jedenfalls alles Interesse an ihm verloren. — Ebensowenig konnte Albrecht an eine Ferienreise nach dem fernen Alt-Damm denken, denn dazu fehlte es ihm vor allem — an Reisegeld. Seine, wie wir wissen schwerkranke Mutter wohnte damals noch dort (wahrscheinlich in dem von der Großmutter Borcke hinterlassenen Hause) bei ihrem Schwager, dem General a. D. von Franckenberg, gepflegt von dessen Gattin und deren noch unverheirateten Tochter. — Indessen wurde das Gefühl der Verlassenheit bei Albrecht wesentlich dadurch gemildert, daß sein warmes Herz und sein frisches, kerniges Wesen ihm bald wahre Freunde erwarben; und charakteristisch ist für ihn die zuverlässige, herzliche Anhänglichkeit, mit welcher er allen diesen Jugendkameraden lebenslang die Liebe und Treue bewahrt hat. — Vor allem

[1]) Der Großvater ist im Jahre 1820, kurz nach ihm auch die Großmutter gestorben. Im Jahre 1821 verkauften die Erben den „de Ron'schen Berg" für 6550 Thlr. an den Regierungs-Chefpräsidenten v. Wißmann in Frankfurt a. O. — Albrecht v. Roon empfing später aus der ganzen Erbschaft „einhundert Thaler", da ihm das angerechnet wurde, was seine Eltern vorweg bekommen hatten.

mögen hier die Kadetten von Prondzynski[1]) (der schon in Kulm sein Stubengenosse war), von Holleben[2]), von Bialcke[3]), von Hayn, auch von Blomberg, Borbstädt genannt sein. Außerdem aber blieb er, schon von seinem Eintritt in Kulm an, wenigstens brieflich in regem Verkehr mit den mütterlichen Verwandten, namentlich der treuen und geliebten Tante Henriette Franckenberg. Zwar liegen seine eigenen Jugendbriefe aus jener Zeit (mit geringen Ausnahmen) nicht mehr vor, aber die von den Verwandten empfangenen Briefe hat er sorglich aufbewahrt; aus ihnen läßt sich manches über sein inneres und äußeres Leben sowie die rührende Güte ersehen, mit welcher jene Tante bemüht war, ihm die Eltern zu ersetzen und mütterliche Sorgfalt zuzuwenden.

„Die Nachricht von Deinen Fortschritten und gutem Betragen (schreibt sie ihm z. B. aus Alt-Damm am 5. März 1818) hat uns eine wahre Freude verursacht; denke immer daran, mein guter Albert, wie viel Aufforderung Du hast, die gute Meinung Deines gütigen Cheff's, wie die Hoffnungen die wir zu Dir haben, zu bestätigen, und sicher wirst Du Dich zu jeder Zeit der Liebe Deiner Verwandten erfreuen können. — Die Gesundheit Deiner Mutter ist jetzt besser wie früher, zum wenigsten hat sie sehr selten Krämpfe und ist sehr stark und von gesundem Ansehen; aber ihr Geist ist so schwach wie ehemals. Sie hat Dir auch geschrieben; noch habe ich zwar ihr Brief'chen nicht gesehen, doch denke ich, wird Deine Freude darüber durch ein weh-

---

[1]) war zuletzt Gouverneur von Koblenz, starb in Neisse(?) als General der Infanterie.

[2]) starb in Berlin in hohem Alter, war zuletzt General der Infanterie und Präses der Militär-Examinationskommission ꝛc.

[3]) zuletzt Generalleutnant und Divisionskommandeur.

müthiges Gefühl getrübt werden. Vorigen Sommer haben wir viel mit ihr gelitten; doch durch die Hülfe unsers Arztes genießt sie jetzt eine körperlich gute Gesundheit, auch hoffen wir, daß dies mit der Zeit Einfluß auf ihre Geisteskräfte haben könnte. —

Ich schicke Dir hiebey 3 Thalerscheine, mögte Dir diese Kleinigkeit einige Freude machen! gewiß wirst Du sie Dir zur Reise nach Berlin aufbewahren. Es macht uns viel Freude daß Du im Monat Mai nach Berlin versetzt wirst, doch fühle ich selbst bei meinem nahmenlosen Schmerz[1]), was Du dort vermissen wirst, ja es muß Dir ein Beweis meiner Liebe sein, daß ich bei meinem Gram auch den Verlust beweine, den Du durch den Tod meines unvergeßlichen Sohnes erlitten hast. O! möchte er Dir in allem zum Vorbild dienen, so würdest Du nicht allein Dich selbst beglücken, sondern auch zum Trost sehr unglücklicher Eltern beitragen.

Von Berlin aus bitte ich Dich mir alle Monate zu schreiben. Soviel es uns möglich ist, werden wir Dich immer unterstützen. Die (Borcke'sche) Erbschaft ist zwar immer noch nicht regulirt, wir haben also noch keinen Pfennig erhalten; doch hoffe ich es möglich zu machen, Dir eine kleine monatliche Zulage von der Zeit, wenn Du in Berlin bist, zu schicken. Auch denke ich Dir Wäsche zu besorgen. Wenn wir leben und kein großes Hinderniß eintritt, hat mir mein Mann versprochen zum künftigen Weihnachtsfeste Uhrlaub für Dich zu erbitten; wir werden uns gewiß alle freuen Dich wieder zu sehen. Vielleicht sind Blanckenburg's dann auch hier. Jenny hat 2 sehr

[1]) Bezieht sich auf den unlängst erfolgten Tod ihres (früher erwähnten) Sohnes Ludwig, Kapitän im Alexander-Regiment.

liebenswürdige Knaben: M o r i t z, wird im Mai schon 3 Jahr, und Hermann ist 1½ Jahr. — Von Deiner künstlichen Perlenarbeit kamen, da die Schachtel gänzlich zertrümmert war, hier nur Fragmente an; aber auch diese waren uns lieb, als ein Beweis, daß Du an uns dachtest... Der Rector Adami nimmt vielen Antheil an Deinem Schicksal und grüßet Dich freundlich. Leb' wohl, mein lieber guter Albert. Gott geleite Dich ferner! Mir wird es freuen, wenn Du mit Liebe denkst an Deine Dich mütterlich liebende Tante H. v. Franckenberg.

In dem erwähnten beigefügten Briefchen der kranken Mutter — welches mit zitternder Schrift und recht fehlerhaft geschrieben war — schrieb auch diese:

„Daß Du so schöne Fortschritte im Lernen gemacht hast, freute ich mich auch. Fahre so fort, so wirst Du auch in der Welt fort kommen, bleibe nur immer Gott treu und Deinen guten Lehrern und Compagnie-Chefs..."

Im Mai 1818 verließen 35 Kadetten die Kulmer Anstalt, um ihre Erziehung in Berlin zu vollenden. Auf großen Leiterwagen wurden sie befördert. Albrecht von Roon wußte später noch viel zu erzählen von den Freuden, Leiden und Strapazen dieser langen Reise. Mäntel waren nicht etatsmäßig, zumal im Monat Mai. Freilich empfanden die jungen Leute, daß dieser Mai sehr kalt war, indessen — das war auch bald vergessen.

Trotz der vielen Störungen im Unterricht und der zum Teil mangelhaften Aufsicht waren gerade unter diesen Kulmer Zöglingen so viele tüchtige wie nie zuvor. Die Zeugnisse bezeichnen zwölf als ganz besonders begabt und eifrig; unter den drei fähigsten wurde Albrecht von Roon genannt, dem der Major von Woyna in die Zensur geschrieben hatte: „e r v e r-

spricht unendlich viel". Albrecht wurde denn auch, ebenso wie die übrigen elf besonders empfohlenen Kulmer Kameraden, sogleich in die zweite Klasse der Berliner Anstalt aufgenommen; sie alle sind durch Fleiß und sittliche Führung hervorragende Zöglinge geblieben.

Eine glückliche Fügung war es für Albrecht, daß er zu einer Zeit in die Berliner Anstalt übertrat, als auch für diese die segensreichsten und heilsamsten Reformen soeben zur Durchführung gelangt waren. Dieselben lagen in der Hand des Oberstleutnant von Brause (früher Gouverneur des Prinzen Wilhelm — des späteren großen Kaisers Wilhelm), welcher im Jahre 1817 zum Kommandeur des Kadettenkorps ernannt worden war. Derselbe hatte eine sehr hohe Auffassung von seiner, für die Erziehung des preußischen Offizierkorps allerdings hochwichtigen Stellung und den daraus ihm erwachsenden Aufgaben: „Der Beruf eines jeden Lehrers und Erziehers fordert hauptsächlich, in dem aufblühenden Geschlechte alle edlen Keime sorgsam zu pflegen; ihre heilige Pflicht ist es vor allem, die Gesinnungstüchtigkeit der Schüler zu gründen: sie moralisch und charaktervoll zu machen" — das hatte er bei einem feierlichen Anlasse öffentlich ausgesprochen, und diesem Grundsatze entsprechend waltete er mit großer Einsicht und Konsequenz — lange Jahre hindurch — seines wichtigen Amtes. Seine Bestrebungen haben für die Armee und deren Führer denn auch reiche und nützliche Resultate gehabt. Die ganze Laufbahn Albrecht von Roon's zeigt, daß auch er in diesen Grundsätzen erzogen war und sie später selbst allezeit mit Ernst und Nachdruck bethätigt hat.

Ueber sein Ergehen im Berliner Kadettenkorps geben mehrere der an ihn gerichteten Briefe ausführlichen Aufschluß. So schrieb ihm z. B. (im Oktober 1818) sein alter Kapitän von Chappuis aus Kulm:

— — „Durch L. habe ich gehört, daß Sie und alle meine ehemaligen Zöglinge wohl sind und sich, wie er selbst, sehr gut gefallen. Dies freut mich ungemein, und ich gönne es Euch von Herzen, daß Ihr, den Quellen alles Wissens näher, umgeben von Pracht und Herrlichkeit und allen Kunstgenüssen, das Leben von einer größeren und heiteren Seite kennen lernt, als es in Kulm möglich war. Doch wohl denen, die ihre Knabenjahre nicht im Anschau'n der prächtigen Thorheiten menschengefüllter Residenzen verleben, ohne doch wahre Menschen in diesem Gewühl zu finden! Im kleinen Städtchen und auf dem stillen Landsitz ist das junge Herz der ersten Ausbildung empfänglicher und gesicherter vor der Verbildung. Ihr aber, im Jünglingsalter, seyd dort eher an Euerm Platz.... Daß Sie, mein alter Roon (wie ich Ihrem zweiten Schreiben entnahm), ein so wackerer Schwimmer geworden sind, war mir recht erfreulich. So mögen Sie denn, mein theurer Freund, muthig und froh auf möglichst ruhiger Stromfläche des Lebens dahinschwimmen, der Welle glücklich trotzen, die wohl oft feindselig sich thürmen wird, und vor allen Dingen sich im Drang des Lebens rein erhalten, wie das reine Element des Schwimmers! — —"

Gleichfalls im Oktober 1818 hatte ihm die Tante Franckenberg wieder geschrieben:

„Mein Mann grüßet Dich auch recht väterlich, er freuet sich mit mir über Deine Fortschritte. Glaube, mein guter Albert, indem Du uns zu den Hoffnungen berechtigest, daß Du Dich zu einem rechtschaffenen und brauchbaren Mann bildest, gewährst Du uns eine große Freude. Wir wünschen sehr Dich zu Weihnachten bei uns zu sehen, und wenn ich kann, werde ich Dir auch etwas Reisegeld schicken. Wenn

Du gleich keinen großen Vergnügungen entgegen gehest, so kannst Du doch auf die Zeichen treuer Liebe zärtlicher Verwandte rechnen; und Deine unglückliche Mutter wird sich gewiß auch sehr freuen, Dich wiederzusehen. Sie grüßet Dich herzlich. Ihr Zustand ist noch immer derselbe, Du wirst sie wenig verändert finden. Schreibe mir bald wieder, mein lieber Albert, und wenn Du mir eine Freude machen willst, so zeichne mir das Grab meines theuren Sohnes ab. u. s. w."

In seiner Antwort versprach Albrecht der Tante, dies sogleich zur Ausführung zu bringen.

„Daß Sie mich auf Weihnachten auf Urlaub nehmen mögen (fährt er dann fort) ist bisher mein größter Wunsch gewesen, da ich weder Sie noch meine andern Lieben so lange nicht gesehen habe und ich dieselben wohl nicht wieder so leicht alle beisammen sehen könnte, als gerade zu dieser Zeit.

Ueber den noch immer gleich unglücklichen Zustand meiner Mutter bin ich sehr betrübt, da ich jetzt mehr als sonst fühle, wie sehr sie zur Last fallen muß.

Empfehlen Sie mich dem lieben Onkel und grüßen Sie die gute Emma von Herzen 2c. 2c."

Am 15. Dezember schrieb die Tante wieder:

„. . . ich lege Dir hier 2 Thalerscheine bei; ich denke, wenn Du, wie die übrigen Cadets, freien Postpaß erhältst, wird es für die Reise hierher zu Deinen Bedürfnissen nothdürftig ausreichen; gerne schickte ich mehr; aber ich kann es nicht, ohne daß es an einer andern Seite fehlt, Du mußt Dich suchen zu behelfen: dies ist in unserm gantzen Leben eine sehr wichtige Regel. Vor allen Dingen suche einen M a n t e l zu leihen, um daß Du Dich nicht erkältest." — — —

Die ersehnte Weihnachtsreise nach Alt-Damm ist zur Ausführung gekommen, denn Kapitän von Chappuis schrieb mit Bezug darauf (am 13. Februar 1819) an Roon:

„... Daß Sie so wehmüthig und fast schmerzlich auf die vorübergerauschten Freuden der Heimathsreise blicken, ist mir nicht lieb ... denn, dankbar für die schöne Vergangenheit, muß man die Gegenwart froh und kräftig benutzen u. s. w."

Der Brief schließt:

„... ich selbst bin wieder hergestellt von meiner Krankheit durch Gottes Hülfe. Halten Sie sich, liebster Roon, stets an ihn, „der noch niemals was versehen in seinem Regiment", und bleiben Sie gut Ihrem treu ergebenen Freund W. v. Chappuis.

Zum Frohsinn brauchte Albrecht übrigens nicht besonders ermahnt zu werden, denn daran fehlte es ihm nicht. Seine Altersgenossen aus jener Zeit schilderten ihn immer als einen ganz besonders heiteren, kernfrischen Jüngling, der auch bei allen Leibesübungen große Kraft und Geschicklichkeit zu zeigen pflegte — wie denn überhaupt seine ganze körperliche Entwickelung eine sehr günstige war. Uebrigens war er als Kadett eher stramm und untersetzt, wurde daher von den Kameraden oft „der dicke Roon" genannt. Erst am Schlusse der Kadettenzeit nahm er an Körperlänge ansehnlich zu und noch mehr später, als er schon Offizier geworden war.

Auf dieses Ziel strebte er nun mit treuem Ernste hin, sprach seine andauernd guten Vorsätze in dieser Hinsicht auch dem Gönner Chappuis wiederholt aus. Dieser antwortete u. a.:

„Daß Sie fleißig auf Ihr Offiziers-Examen studiren, ist mir sehr lieb. Ich rechne mit Gewißheit darauf, daß

Sie aber nicht blos zur Prüfung sich bereiten, sondern in Sich immerdar den wahren Trieb zum Nützlichen nähren, den Sie auch dann auf eine schöne, würdige Weise zu befriedigen suchen müssen, wenn Sie schon in's Berufsleben getreten sind." —

In derselben Zeit hatte Roon auch Veranlassung, seinem verehrten Mentor wegen einer andern Angelegenheit vertrauliche Mitteilungen zu machen und seinen Rat zu erbitten. Die damals in akademischen Kreisen herrschende, den militärischen Anschauungen diametral entgegengesetzte Geistesrichtung (die Bestrebungen der Burschenschaften) machte sich nämlich auch im Kadettenkorps bemerklich und verursachte sogar dort politische Erörterungen, ja Gegensätze. Die Entstehung derselben war wohl namentlich auf einige Gouverneure (junge, unlängst von den Universitäten entlassene Kandidaten) zurückzuführen, welche durch ihre Gespräche mit älteren Kadetten auch verwirrend auf deren Gemüter eingewirkt hatten. Roon schüttete über seine bezüglichen Beobachtungen und Zweifel, wie er sich dem gegenüber zu verhalten habe, sein Herz aus, und die Antwort des wackeren Chappuis ist in mehr als einer Hinsicht bemerkenswert.

„... Unter dem „Bösen" können Sie (so schreibt er am 15. September) nach Ihren Worten nichts Anderes meinen, als das Schlechte, was neben dem in neuerer Zeit ausgebildeten Guten, gehüllt in die Kutte der Schwärmerei mit freiheitsschwindelndem Wahn und Mordsucht, sich einschleicht und nach allen Seiten Fallstricke wirft, besonders aber nach jugendlichen Gemüthern, um den Umsturz des Bestehenden zu Stande zu bringen. Sie gehören zu den treuen Seelen, die von solchem Gift nicht angehaucht wurden, noch je es werden können, da Ihre Pflicht Ihnen zu klar

und deutlich ist. Sie sind aber noch ein unerfahrener Jüngling. Ihre Pflicht ist es noch nicht, sich öffentlich aufzulehnen gegen solche Umtriebe; was könnte dies nützen? Man würde, was Sie sagen, doch nur für jugendlichen Irrthum und kindische Streitigkeiten erklären (wiewohl ich recht gut weiß, daß man Ihnen dann unrecht thäte und Sie verständig genug sind, um Gutes und Böses zu scheiden). Wissen Sie aber wirklich Dinge, die Ihnen gefährlich und böse scheinen, äußern Kameraden, durch zufälligen Umgang mit exaltirten und fanatischen Köpfen verleitet, etwas Schlechtes und mit der Dankbarkeit und Verehrung gegen König und Obrigkeit Unvereinbares: so brauchen Sie Sich ja nur an Ihren Hauptmann zu wenden und es dem gerade und offen zu sagen....

So oft man Sie über dergleichen Gegenstände befragt, so bleiben Sie stets Ihrer Meinung und der Wahrheit getreu, ohne Menschenfurcht! — Uebrigens aber exponiren Sie sich weder öffentlich, noch nehmen Sie überhaupt zu lebhaften Antheil an den politischen Reden und Vorgängen; denn die Politik — selbst die besseren Ideen, welche sich dem Wahn entgegenstemmen — gehört nicht in Euren Gesichtskreis! Jede Parthey zieht Euch vom wahren Ziele ab; auch der guten sollt Ihr nicht angehören! Dies ist mein freundschaftlicher Rath. Ich freilich muß anders handeln, und wo ich Böses sehe, kann ich nicht schweigen. Ihnen sei aber jetzt nur dasjenige das wahrhaft Böse, was gegen die Reinheit der Seele und des Körpers streitet oder Sie abzieht von dem schönen Streben nach sittlicher und wissenschaftlicher Ausbildung." — —

Der junge Roon hat damals und auch später auf den Wogen des Lebens nach diesen goldenen Regeln gehandelt —

und sich dabei wohl befunden. Mit großer Entschiedenheit wandte er sich ab von den oben angedeuteten Verirrungen, und wenn er auch in späteren Jahren der Teilnahme am Parteiwesen stets abgeneigt blieb, so mag er sich noch zuweilen jener für jeden Soldaten so nützlichen Ratschläge seines treuen Erziehers erinnert haben.

In Alt-Damm war inzwischen durch den Tod des Onkel Franckenberg schmerzliche Trauer eingekehrt. Die Tante gab bei diesem Anlasse, nachdem sie für Albrechts Teilnahme gedankt, einige wichtige Nachrichten (21. November 1819):

„Dies traurige Ereigniß veranlaßt nun eine große Veränderung in meiner Lebensweise. . . . Ich nehme das Erbieten meines Schwiegersohnes Blanckenburg an und werde mich dort (in Zimmerhausen) in die Kost geben. Deine arme unglückliche Mutter soll aber nicht bei dieser Einrichtung leiden. Du kannst ganz außer Sorge ihretwegen sein. Ich habe sie bei einer sehr guten Frau, einer Amtmann-Wittwe in Friedensburg untergebracht; das Kostgeld wird derselben regelmäßig ausgezahlt werden. Deine Mutter ist sehr gerne dort; auch kann vielleicht diese Veränderung heilsam auf ihre Gesundheit wirken.

Pleushagen ist verkauft[1]); ich habe sogleich an Papstein[2]) geschrieben und ihn gebeten, die Möglichkeit zu thun, um Dir noch etwas zu retten. Es könnte nicht schaden, wenn Du an den alten Groß-Oncle[3]) schriebest,

---

[1]) Am 13. Dezember 1820 ist der Major Klaus Maximilian Alexander v. Schmeling im Hypothekenbuche als Besitzer eingetragen. Er hatte das hoch verschuldete Gut in Subhastation erworben.

[2]) Rittmeister v. Papstein war der Vormund des jungen Roon.

[3]) Der Landrat v. d. Osten-Wisbu scheint gemeint zu sein; irgend eine Verwandtschaft des v. Papstein mit Roon habe ich dagegen nicht auffinden können.

nur darf es ihm kein Postgeld kosten, Du mußt den Brief in meinen einlegen. ... Sehr viel Freude machen mir die Nachrichten über Deine gute Aufführung und Deine Fortschritte; Du kannst überzeugt sein, daß ich in Deinen danach zu hoffenden guten Aussichten sogar einen Trost in meinen eigenen Leiden finde. Du frugst mich um Rath wegen Deiner Wahl des Regiments. Ich denke, Du wirst es wohl selbst finden, daß es für Dich am besten wäre, wenn Du nach Stettin kämest, vielleicht bei dem Regiment wo Froreich [1]) stehet; auch mir würde es beruhigend sein, Dich in seiner Nähe zu wissen, und ich könnte Dich dann auch zuweilen sehen. Glaube mir, lieber Albert, es that mir recht wehe, daß ich Dir so lange nichts schicken konnte, jetzt schicke ich Dir 3 Thaler und hoffe Dir auf Neujahr wieder etwas schicken zu können. Unsere Erbschaft ist noch immer nicht regulirt und wie ich höre kann es noch lange dauern. Für die Muster [2]) danke ich Dir sehr, sie sind sehr hübsch, aber doch wünsche ich mit der Aufgabe, die Wappen zu sticken, verschont zu bleiben." — Am 15. März 1820 schrieb die Tante (nun schon von Zimmerhausen aus) u. A.: „Deine Mutter ist wohl und gefällt sich sehr gut bei der Frau Tielcken. Es wäre gewiß gut, wenn Du an Papstein schriebest (er wohnt in Parlin bei Massow) [3]) und ihn bätest, sich Eurer Sache wegen Pleushagen anzunehmen. Vielleicht hast Du auch Gelegenheit, durch Personen die in Frankfurth a./O. bekannt sind, Nachricht von Deinen Großeltern

[1]) Dieser früher erwähnte Schwiegersohn der Tante Franckenberg war damals Bataillonskommandeur im 2. Infanterieregiment.

[2]) Von Albrecht gezeichnet; hierdurch und durch andere Gefälligkeiten suchte er sich damals schon den Verwandten dankbar zu erzeigen und nützlich zu machen.

[3]) Später zu Storkow bei Stargard.

einzuziehen; ich wünsche daß Du dann an Deine Großmutter schreibest und ihr in kindlichem Vertrauen Deine Sorge für Deine Einrichtung, wenn Du von den Cadets kommst, ans Herz legtest. Es ist auf jeden Fall gut, daß Du dies nicht aus der Acht läßt; denn wenn sie sterben, könnte Dir das Dir eigentlich zufallende Erbtheil entzogen werden, wenn Du gar kein Zeichen Deines Daseyn's gäbest.“ — —

15. Juni.

„Dein Briefchen nahm mir alle Besorgniß, es freute mich auch besonders, daß Du, mein guter Albert so wenig zaghaft, wie leichtsinnig in die Zukunft blickest. Gott erhalte Dir Dein kindliches Vertrauen auf eine gütige Vorsehung, die Dich, so lange Du nur das Rechte und Gute willst, nicht wird versinken lassen. Es bedarf wohl nicht der Versicherung, daß es mir einen frohen Genuß gewähren würde, Dir die rauhen Wege Deines Lebens zu ebnen; freilich kennst Du auch die Beschränktheit meiner Mittel hierzu; das Wenige was ich thun kann, wird jedoch immer mit meiner mütterlichen Gesinnung für Dich übereinstimmen.

Der Prozeß wegen dem Nachlaß meiner Mutter ist immer noch nicht beendet; nach dem Tode Deiner Mutter fällt Dir ihr Antheil zu, bis dahin bekommt sie die Zinsen, welche leider nur ungefähr 40 Thaler betragen werden. Ueber Pleushagen kann ich Dir nichts sagen; wenn die Sache gehörig betrieben würde, könnte gewiß etwas gerettet werden. — Ich erwarte recht bald einen Brief von Dir, schreibe mir bestimmt, wann Dein Examen angehet und wann Du hoffest zum Regiment abgehen zu können. Ich schicke Dir hierbei 2 Thaler und bedaure nur daß es nicht mehr seyn kann. — Mein Schwiegersohn Bl. nimmt diesen Brief an Dich mit. Jenny trägt mir auf, Dir zu schreiben,

wenn Du zum Regiment vertheilt wirst, Uhrlaub zu fordern, um einige Zeit hier bei uns zu sein. — Deine Mutter befindet sich nach Umständen wohl, sie gefällt sich sehr gut in Friedensburg." [1])

Aus den nächsten Briefen ergiebt sich, daß Albrecht von Roon schon die großen Ferien im Sommer 1820 in Zimmerhausen verleben durfte. Dies war sein erster Besuch an diesem ihm später immer lieber gewordenen Orte, der ihm die eigene Heimat fast ersetzt hat, da er dort immer willkommen war und 58 Jahre lang in kürzeren oder längeren Pausen ein- und ausgegangen ist. Seiner Dankbarkeit dafür hat er sehr häufig den wärmsten Ausdruck gegeben. Noch in hohem Alter schrieb er [2]) darüber:

„Zimmerhausen ist für mich vielleicht der bedeutungsvollste Punkt dieses Erdenrundes. Er und seine Bewohner haben meinem Leben Halt, Richtung und Färbung gegeben. Ohne meine herzlichen Beziehungen zu Jenny, Eduard, Hermann und der späteren Generation wäre ich wie ein abgerissenes Blatt einsam und steuerlos von dem Samum dieser Welt umhergeweh't worden. Das Bewußtsein Andern lieb zu sein, die man selbst liebt, giebt der gutartigen Jugend einen Compaß in die Hand, ohne welchen sie in den Strudeln und Klippen sich verlieren und verderben muß; erst wenn man hinlänglich Ballast eigener Erfahrung im Schiffchen und das Steuerruder zu führen gelernt hat mit Hülfe der Gestirne, die uns am Himmel als Leitsterne

[1]) In den nächsten Jahren verschlimmerte sich der Zustand der Kranken jedoch sehr rasch. Ob der Sohn sie noch einmal wiedergesehen, ließ sich nicht feststellen. Sie ist im Jahre 1823 (laut Kirchenbuch von Schönenhagen) gestorben.

[2]) Brief vom 21. April 1875 an den Verfasser.

aufgesteckt sind, findet man sich wohl auch ohne Anderer Beistand zurecht, allein ohne die Liebe lieber Seelen wird's doch nur eine frostige Polarfahrt."

Im Sommer und Herbst 1820 hatte Albrecht übrigens, wie wir aus einem Briefe der Tante erfahren, an einem nicht unbedenklichen Augenübel zu leiden; sie rät sehr, die Augen zu schonen „und nicht so viel bei Licht zu schreiben oder gar zu zeichnen". Indessen sah sie seinem Examen dennoch mit gutem Mut entgegen:

„Dein Ehrgefühl und guter Kopf bürgen mir für den guten Ausgang; und ich denke Du hast in dieser Sache das, was Du Unglück nennest, nicht sehr zu fürchten."

Sehr besorgt ist die mütterliche Tante, ob nicht die 100 Thaler (aus der Erbschaft der Frankfurter Großeltern) bald ausgezahlt würden:

„weil dieses Geld zu Deiner Equipage sollte angewendet werden. Bey Deiner Wäsche bin ich schon fleißig, es macht mir Vergnügen, alles selbst für Dich zu machen."

Inzwischen war der fleißige Kadett ernsthaft mit den Vorstudien für die Offiziersprüfung beschäftigt, da die letztere noch vor Weihnachten stattfinden sollte; er ließ sich darin auch nicht stören durch die — freilich nur seltenen — Zerstreuungen seines äußeren Lebens. Zu den letzteren gehörte u. a. der Dienst, welchen die (wegen Führung und Fleiß belobten) Kadetten als Pagen bei Hofe zu leisten hatten. Bei solcher Gelegenheit kam der junge Roon zum ersten Male in das Schloß seines Königs und empfing bei den großen Festen einige ihm ganz neue glänzende Bilder, die nicht wenig gegen die seines täglichen Lebens abstachen. Es kamen in jenem Herbste mehrere russische Großfürstinnen und anderer hoher

Besuch an den preußischen Hof. Die Hoffnung, bei jenen als Page verwendet zu werden, erfüllte sich zwar nicht; aber er wurde dafür durch wiederholte Dienstleistungen bei des Kronprinzen königlicher Hoheit (nachmaligem König Friedrich Wilhelm IV.) vollauf entschädigt und wußte in späteren Jahren noch manches Scherzwort und manche Anekdote dieses geistreichen Herrn zu berichten; auch eine Selbstanklage pflegte er dann anzuführen, zugleich als Beweis für die Sparsamkeit des königlichen Garderobiers: er sei — so erzählte er — bei einem Galadiner so ungeschickt gewesen, das große Ordensband seines künftigen Monarchen mit — Bratensauce zu begießen, und später sei es seine Strafe geworden, daß bei allen Meldungen oder sonstigen Begegnungen mit dem König, sogar noch Jahrzehnte nachher, er unter Gewissensqualen immer wieder daran erinnert worden sei, weil die verräterischen Flecke noch immer zu bemerken waren. — —

Im Dezember wurde das Examen gut bestanden und der Unteroffizier von Roon darauf (durch Allerhöchste Kabinetsordre vom 9. Januar 1821) zum Sekondeleutnant ernannt und dem 14. Infanterieregiment zugeteilt. —

Drittes Kapitel.

Roon trat in das Leben hinaus voll Dank für die von der königlichen Gnade in der vortrefflichen Kadettenanstalt empfangenen Wohlthaten. Sie allein hatten es ihm möglich gemacht, eine gute Grundlage für seine wissenschaftliche und militärische Ausbildung zu legen, sein Wissen zu fördern und sich für das Können durch die Stählung seines Willens und Charakters entsprechend vorzubereiten.

Wohl stand er allein, war mittellos und ganz auf sich selbst angewiesen; sogenannte Konnexionen und gute Verbindungen, welche andern jungen Leuten die Wege ebnen mochten, gab es für ihn nicht; und so konnte er wohl ahnen, daß mancher harte Kampf, viele Schwierigkeiten und Entbehrungen seiner harrten.

Allein er fühlte sich darauf wohl vorbereitet. Einfach und ohne Ansprüche erzogen, daher bedürfnislos oder doch mit sehr wenigem zufrieden, rüstig und gesund an Leib und Seele, war er in seinem lebendigen Gottvertrauen, seinem kernfrischen Wesen weit davon entfernt, sich die frohe Gegenwart durch Zukunftssorgen zu verkümmern. Er wollte — ohne die ihm etwa zufallenden Freuden des Daseins zu verschmähen —

frischen Mutes seine Pflicht thun, alles übrige würde sich finden. Ein rechter, ganzer Mann wollte er werden: in diesem Sinne übersetzte er den Wappenspruch[1]) in gutes Deutsch: „Unverzagt, vorwärts mit Gott!“ und ließ ihn sich lebenslang zur Richtschnur nicht nur seines Wollens, sondern auch seines Thuns dienen; und so ist der arme, unbekannte, in der Welt herumgestoßene Junker, als ein rechter selfmade-man im besten Sinne, seinen Weg gegangen zu den Höhen des Lebens; so hat auch er den Beweis geführt — der Gottlob gerade in unserer Preußischen Armee-Geschichte verhältnismäßig am häufigsten gelungen ist: daß wahre Tüchtigkeit sehr wohl zur Geltung gelangen und die höchsten Erfolge erringen kann, auch wenn ihr jegliche Unterstützung von außen her von Kindesbeinen an gefehlt hat.

Roon trat als 35. Sekondeleutnant in das 14. Regiment und wurde dem Füsilierbataillon zugeteilt. Dasselbe hatte seine Garnison in Stargard in Pommern (die beiden andern Bataillone standen in Königsberg in der Neumark resp. Soldin). Stargard, wo Roon am 28. Februar 1821 auch vereidigt wurde, galt schon damals für eine angenehme Garnison, weil die zahlreiche ländliche Nachbarschaft den Offizieren viel guten Verkehr verschaffte und auch die Stadt selbst zu den bedeutendsten und ansehnlichsten von Pommern gehörte. Roon konnte es also leicht verschmerzen, daß sein Antrag, nach Stettin zu kommen, wegen Ueberfüllung der dort stehenden Regimenter (2. und Kolbergsches Nr. 9) nicht genehmigt worden war, um so mehr als Stargard noch etwas näher von Zimmerhausen liegt als Stettin. Auch die Offiziersequipierung kam glücklich zu stande, wenn auch nicht ohne manche Sorge und Schwierig-

---

[1]) „Toujours tout droit — Dieu t'aidera“ wird als die Devise des alten Roon-Wappens angegeben.

keit. Die Tante Franckenberg hatte hierbei wieder mit Rat und That geholfen. Im Januar sandte sie dem Neffen „2 Hemden, 3 Schnupftücher und 3 Paar Strümpfe“, versprach „in nächster Zeit noch mehr Wäsche“ und fügte hinzu:

„für 16 Thaler kannst Du einen Ueberrock haben, wie man mir sagt — aber wie wird es mit einem Mantel? — Wegen der 100 Thaler kannst Du übrigens in große Verlegenheit kommen, wenn Du Dich erst an den Schnecken-Schritten von Papstein und dem Obervormundschafts-Collegium ergötzen willst. Ich rathe Dir, Dich lieber direkt an Deines Vaters Schwester, die Regierungsräthin Wolfram in Liegnitz [1]) zu wenden, die eine rechtliche biedere Frau sein soll.“

Dies geschah und scheint denn auch nach einiger Zeit die Auszahlung des kleinen Erbes der Großeltern herbeigeführt zu haben.

Auf den Vormund war die Tante Franckenberg sehr schlecht zu sprechen, sie drückte sich wiederholt ganz empört über die „Saumseligkeit dieses Menschen“ aus und wollte statt seiner ihren Schwiegersohn Blanckenburg zum Vormund eingesetzt wissen. Aus einem späteren Briefe ergiebt sich noch, daß Roon von Stargard aus einen persönlichen Besuch bei Papstein machen und die Geschäftsangelegenheiten dabei mündlich erledigen konnte. — In Stargard wohnte er zuerst in der Schuhstraße Nr. 1, vielleicht im Hause eines Kesselschmiedes, denn die Tante schrieb:

„bei der Wahl Deines Quartiers zeigst Du ein gutes Vertrauen auf Deinen gesegneten Schlaf; übrigens ist es

---

[1]) Dieselbe war die Haupterbin der Frankfurter Großeltern und hatte die Auszahlung der Legate &c. zu bewirken.

recht wohlfeil und mag recht niedlich sein; indeß würde ich es doch für eine Strafe halten, auch umsonst bei jemand zu wohnen, der ein so lärmendes Handwerk treibt." — — „Als Commissionär hast Du vortrefflich debütirt; bei diesem Ruhme wirst Du Dir aber wohl die Mühe zugezogen haben, zuweilen etwas für uns besorgen zu müssen."

Bald darauf erfolgte denn auch die Bestellung eines „Posthorns", welches Roon für den damals fünf Jahr alten Neffen Moritz aussuchte und dadurch den ersten Eindruck auf das Herz desselben hervorbrachte.

Aus dem späteren Briefwechsel ist zu ersehen, daß Roon's praktischer Sinn und seine Treue im kleinen von den Verwandten noch recht häufig gewürdigt wurden. Die Besorgung von Haushaltungsbedarf und Utensilien aller Art war zu jener Zeit für die Landbewohner noch ungleich schwieriger und umständlicher als heutzutage; und daraus erklärt es sich hinreichend, daß oft genug, nicht nur für den Einkauf von Guitarrensaiten und Musikalien (hübsche Tänze oder Märsche), sondern auch von Lichten und Feuerzeug, ja sogar von „einem Scheffel guter kleiner Rübchen" oder „einem guten Stück Rindfleisch von der Brust" die Hülfe und der Geschmack des Vetter Leutnants in Anspruch genommen wurden. Solche Aufträge gaben nebenbei die Veranlassung zu sehr heiteren Briefen und zierlichen Neckereien von seiten der Kousinen und zum Austausche kleiner Geschenke; auf die natürlichste Weise vermittelten sie einen ebenso regen wie harmlosen Verkehr zwischen dem Hause der Verwandten und „dem guten treuen Albert", mit welchem jene bald alle ihre Freuden und Sorgen zu teilen sich gewöhnten, als wenn er ein wirklicher Sohn des Hauses gewesen wäre.

Von seinem sonstigen Leben in Stargard erfahren wir

nicht eben viel. Des kleinen Dienstes „ewig gleichgestellte Uhr“ mag seinen Tagen ein ähnliches Maß von Gleichförmigkeit und verhältnismäßiger Bedeutungslosigkeit zugemessen haben, wie dies — naturgemäß — dem Dasein eines jungen Frontoffiziers zu allen Zeiten eigentümlich zu sein pflegt. Die dienstliche Thätigkeit eines Sekondeleutnants war ohnehin in jenen Jahren noch sehr viel einfacher und — bei völlig mangelnder Selbständigkeit — sehr viel reizloser als heute. Dazu kam, daß nach den unerhört heroischen Anstrengungen, welche die nicht große preußische Armee und das von gleicher Begeisterung durchglühte Vaterland zur Niederwerfung des Korsen unlängst gemacht hatten, die politische Lage dank „der heiligen Allianz“ zunächst keine neuen Kriege und Siege erwarten ließ. Von Roon's Regimentskameraden trugen 25 das Eiserne Kreuz; sie zehrten von ihren Kriegserinnerungen — und die ziemlich sicheren Aussichten auf eine lange Friedensperiode, das stockende Avancement sowie sonstige Zeitverhältnisse konnten weder ihnen noch überhaupt dem damaligen militärischen Leben irgend eine bemerkenswerte Anregung geben. Auch von oben her konnte in dieser Hinsicht zunächst wenig geschehen, denn die aufs äußerste erschöpften Mittel des armen Staates verlangten damals gebieterischer als je Sparsamkeit und Einschränkung aller militärischen Ausgaben — Rücksichten, die bekanntlich in jenen Jahren auch die definitive Einführung der militärisch unzulänglichen, aber wohlfeilen Landwehrverfassung und zeitweise recht bedenkliche Reduktionen der Friedenskadres veranlaßt haben. War also damals ein gewisses Stagnieren im militärischen Leben fast unvermeidlich, so sorgte doch bei alledem der altpreußische Sinn, welcher in dem Kerne des Offizierkorps lebte, für die Aufrechthaltung der wohlbewährten Traditionen; und zu diesen gehörten vor allem die Pflichttreue sowie eine ernste und strenge dienstliche

Erziehung des militärischen Nachwuchses. Für beides brachte Roon, wie wir sahen, die erforderlichen Vorbedingungen schon mit — so daß wir ihn binnen kurzem nicht nur vollkommen eingeweiht finden in die mehr oder minder mechanischen Künste, deren Leistung der stramme Frontdienst von ihm verlangte (und in welchen sein erster Kompaniechef, ein Hauptmann von Borcke, ihn erfolgreich unterwiesen hatte): sondern vor allem durchdrungen von dem Geiste der Treue, der Selbstzucht und der Sorgfalt bei Wahrnehmung aller seiner Pflichten; und so hat er, unter den Augen gravitätischer und redlicher Vorgesetzter, das Fundament militärischer Tüchtigkeit gelegt, welches kein rechter preußischer Offizier entbehren kann; und gleichzeitig die Sicherheit im Auftreten und die Charakterfestigkeit gewonnen, welche ihm für spätere größere Aufgaben so nützlich werden sollten.

Seine erste „Revue" machte Roon mit seinem Regiment in der Gegend von Stettin mit (Herbst 1821), benutzte damals auch die Gelegenheit, seine in Stettin lebenden Verwandten kennen zu lernen, mit welchen er fernerhin in einiger Verbindung blieb. Der schon im Sommer erbetene Urlaub nach Zimmerhausen war ihm wegen der bevorstehenden Revue abgeschlagen worden; er konnte sich also erst im Oktober persönlich dort als Offizier vorstellen. Im Winter nahm er ganz flott an dem geselligen Leben in Stargard teil. Gern hätte er auch mit den Kousinen in Regenwalde auf den damals dort üblichen Landbällen getanzt, doch mußte er sich dies Vergnügen wegen der damit verbundenen Ausgaben versagen; um so lebhafter konnte sein Verkehr in Zimmerhausen im folgenden Jahre werden, da er mehrere Monate (vom April bis Juni 1822) nach Naugard, zur Bewachung der dortigen Strafanstalt, kommandiert war. Dort war er nur zwei Meilen von den Verwandten entfernt, so daß er viele seiner dienst-

freien Tage bei ihnen verleben konnte; zur Reise schickte der Vetter Blanckenburg gewöhnlich den „Schimmel", wodurch dem jungen Leutnant gleichzeitig die nützliche Gelegenheit zu längeren Reitübungen geboten ward. Der fernere Aufenthalt in Stargard wurde nur durch einige kleine Dienstreisen (Abholung von Rekruten) sowie noch mehrmaligen Urlaub nach Zimmerhausen unterbrochen.

Im Januar 1824 wurde Roon (zum 1. Bataillon) nach Königsberg i/N. versetzt. Schon vorher hatte er aber noch einen andern Plan für seine Zukunft ins Auge gefaßt. Seinem eifrigen Streben konnte die Einförmigkeit des Garnisonlebens und die Erfüllung der einfachen Pflichten eines Frontoffiziers auf die Dauer nicht genügen. Schon in Stargard hatte er fleißig an seiner wissenschaftlichen Fortbildung gearbeitet, und das noch stillere Leben in Königsberg begünstigte seine Studien noch mehr, so daß er sich zum Besuche der allgemeinen Kriegsschule melden und bereits im Laufe des Jahres 1824 (also nachdem er wenig über drei Jahre Offizier war) die Aufnahmeprüfung glücklich bestehen konnte. Die Energie, welche Roon dies Ziel so schnell erreichen ließ, ist um so mehr anzuerkennen, als das wissenschaftliche Streben im Offizierkorps in jenen Jahren keineswegs so verbreitet war wie heute. Die älteren stimmführenden Offiziere hegten infolge ihrer Kriegserfahrung und ihrer auf zahlreichen Schlachtfeldern bewährten Leistungen ein in gewissem Grade berechtigtes Selbstgefühl und blickten auf die theoretischen Studien jugendlicher Streber sogar mit einer gewissen Geringschätzung herab. Die „Federfuchser" kamen leicht in den Verdacht, unpraktische Offiziere zu sein. Die militärische Gelehrsamkeit war durchaus nicht Mode, und thatkräftige Leistungen glaubte man von ihren Jüngern keineswegs erwarten zu dürfen. Indessen ließ sich Roon durch solche Vorurteile weder in seinem Fleiße noch in

seinen Vorsätzen beirren, sondern folgte mit Freuden der Einberufung zur Kriegsschule, welche ihn Ende Oktober oder Anfang November 1824 nach Berlin führte.

Die Verwandten freilich hatten ihn schon ungern nach Königsberg i/N. gehen sehen und bedauerten es, daß er ihnen nun noch ferner entrückt sei. Der Vetter Eduard Blanckenburg (welcher die einseitigen Vorurteile vieler Frontoffiziere teilte) versicherte in seiner pommersch-drastischen Weise sogar:

> „daß bis jetzt noch kein junger Mann die Kriegsschule gesund verlassen habe, sondern entweder als Schwärmer, oder wenigstens als Generalfeldmarschall; oder er sey auf irgend eine andere Art verrückt geworden;“

die Tante Franckenberg dagegen hatte besseres Zutrauen:

> „sie wolle hoffen, daß Albert an allen diesen gefährlichen Klippen glücklich vorbeisteuern und die goldene Mittelstraße glücklich herausfinden würde; — bleibe nur so gut, so selbstständig und redlich“

fügte sie hinzu — und war im übrigen wieder freundlich bemüht, die Equipierung an Wäsche u. s. w. für den Neffen mit Rücksicht auf das Leben in der Residenz zu vervollständigen.

Auf eine — sehr bescheidene — Zulage konnte Roon in Berlin übrigens rechnen, da nach kürzlich erfolgter Regelung der Pleushagener Angelegenheiten eine kleine Summe übrig geblieben war, deren Zinsen ihm nunmehr zugewiesen werden konnten.

Die „Allgemeine Kriegsschule“ hatte — ebenso wie die jetzige, nach ganz ähnlichen Grundsätzen organisierte „Kriegsakademie“ — die Bestimmung, denjenigen Offizieren, welche bereits gründliche Kenntnisse erworben und Empfehlungen über ihre dienstlichen Leistungen hatten, die Erweiterung und

Vervollkommnung ihres Wissens in allen Zweigen des Kriegswesens zu ermöglichen, und sie dadurch auch zur Verwendung in höheren und außergewöhnlichen Dienststellungen geschickt zu machen.

Mit großem Fleiße suchte Roon der hohen Bestimmung der Anstalt gerecht zu werden. Er trieb alle Kriegswissenschaften mit Eifer, mit Vorliebe Kriegsgeschichte, widmete aber auch der Geographie, Geschichte und Naturkunde ein eingehendes Studium. Zur Förderung desselben besuchte er auch einige besonders anregende Vorlesungen der Universität, wo er namentlich die Professoren Carl Ritter (der auch auf der allgemeinen Kriegsschule Geographie las und schon damals Roon als einen seiner ausgezeichnetsten Schüler anerkannte), Raumer und Ermann mit großer Regelmäßigkeit hörte und dadurch die fernere Grundlage zu seinen eigenen gediegenen Leistungen auf wissenschaftlichem Gebiete gelegt hat.

In der frei bleibenden Zeit, namentlich in manchen Abendstunden teilte er mit einigen besonders befreundeten Genossen gern die Genüsse einer einfach „heiteren Geselligkeit".[1]) Er war unter den Kameraden sehr beliebt, und fand von jeher wegen seines ebenso ernsten wie humorvollen und dabei zuverlässig treuen Wesens in allen Kreisen das allgemeinste Vertrauen. Auch seine äußere Erscheinung verstärkte den gewinnenden Eindruck seiner ganzen Persönlichkeit. Dieselbe war — bei einer Größe von fast sechs Fuß — auffallend stattlich, die Haltung eine straff militärische, die Züge hell, freimütig und ausdrucksvoll, die blauen Augen klar und durchdringend. Ganz besonders charakteristisch aber war seine hohe,

---

[1]) Er wohnte während der Kriegsschulzeit anfänglich in der Großen Königsstraße Nr. 24, später Brauhausgasse Nr. 8.

freie, scharf begrenzte und damals von dunkelblonden Haaren umwallte Stirn, welche ihm seitens der Genossen den Beinamen: „Albrecht mit der offenen Stirne“ verschafft hatte. Von feinen Visiten, ästhetischen Thees oder großen Damengesellschaften wollte er aber trotz manches ihm bezeigten Wohlgefallens nicht viel wissen. Nur in kleine gemütliche Familienkreise, in welcher von der steifen Geselligkeit der sogenannten vornehmen Welt nichts zu verspüren war, hat er sich von den näheren Freunden gern einführen lassen und solchen Verkehr in treuer Anhänglichkeit auch später immer aufrecht erhalten. Außerdem besuchte er zuweilen die Oper, da er gute Musik, namentlich die melodiereichen Werke von Mozart und Weber sehr liebte und gutes Verständnis dafür besaß.

Noch während der Kriegsschulzeit erfolgte (durch Allerhöchste Kabinetsordre vom 14. Januar 1826) seine Versetzung in das 15. Infanterieregiment, und zwar infolge Tausches mit einem (bisher diesem Regimente angehörigen) Leutnant von Hagen. Dieser, welcher gleichzeitig mit Roon zur allgemeinen Kriegsschule kommandiert war, wollte ein pommersches Fräulein heiraten und nach Ablauf seines Kommandos gern in eine pommersche Garnison kommen. Ihm zu gefallen hatte Roon sich damit einverstanden erklärt. Er hatte dadurch einen kleinen Vorteil im Avancement, indem er im neuen Regiment der 13. Sekondeleutnant wurde und ein vom 24. Dezember 1820 datiertes Patent erhielt. — Im Herbste 1826 finden wir ihn (vor dem Abgange nach dem Westen) noch einmal zu längerem Urlaub in Zimmerhausen, und im Juli 1827 mußte er sich nach beendigtem Kursus nach Minden zu seinem neuen Truppenteil begeben. Dort standen mit dem Regimentsstabe das erste und zweite Bataillon, während das Füsilierbataillon seine Garnison in Bielefeld hatte. Roon that

nun wieder fleißig Frontdienst und sprach in seinen Zuschriften an die Verwandten mit großer Anerkennung von seinen damaligen „tüchtigen und trefflichen Vorgesetzten“; indessen scheint er, wie aus den späteren Briefen hervorgeht, die geistige Anregung und die sonstigen Annehmlichkeiten, welche Berlin geboten hatte, doch schon sehr bald schmerzlich vermißt zu haben. In solcher Stimmung schrieb er u. a. (im August 1828) an Chappuis:

. . „Ihr Beruf gehört, wie mir scheint, zu den ehrenvollsten und befriedigendsten, weil seinen allerdings großen Mühseligkeiten der sichtbare Erfolg nicht fehlt. Nicht jeder kann dies von dem seinigen rühmen, z. B. der junge Offizier im Frieden, welchem in erschlaffendem oft geisttödtendem Einerlei des Garnisonlebens die Jahre der Thatkraft unfruchtbar verrauschen, ohne jemals das Ziel aller seiner Bestrebungen, seinen eigentlichen Beruf — den Krieg — aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Welch' ein Danaidengeschäft: ewige Vorbereitungen und keine That! welche Gefahr liegt darin, um zum steifen Philister zu werden oder mit sich und seinem Beruf zu zerfallen! Die einzige Beruhigung: die Berücksichtigung des Wohles des Ganzen, setzt die Abwesenheit aller Selbstsucht voraus, um als kräftiges Gegenmittel wirken zu können — und hiernach muß man freilich treulich streben.“ . . .

In derselben Zeit scheint Roon nach Bielefeld (zum Füsilierbataillon) versetzt worden zu sein, denn einige Eingaben, welche er mit Genehmigung seiner Vorgesetzten an den damaligen Chef des Generalstabes, General von Müffling, sowie im September an den General von Luck (Chef des Militärerziehungs- und Bildungswesens) richtete, sind von dort aus datiert. Sie beantragen seine Einberufung zum topographischen

Büreau des Generalstabes. Die Vorbedingungen: gute Zeugnisse von der Kriegsschule und die seine praktische Tüchtigkeit anerkennende Empfehlung des Regimentskommandeurs waren erfüllt und den Anträgen beigefügt — so daß Roon glaubte, auf eine baldige Erfüllung seiner Bitte hoffen zu dürfen. Statt dessen traf ihn ganz unerwartet eine andre Bestimmung, die ihn freilich auch wieder nach Berlin zurückführte: er wurde (am 12. Oktober 1828) zur Dienstleistung bei dem Kadettenkorps kommandiert. — Er selbst teilte darüber (an Chappuis) mit:

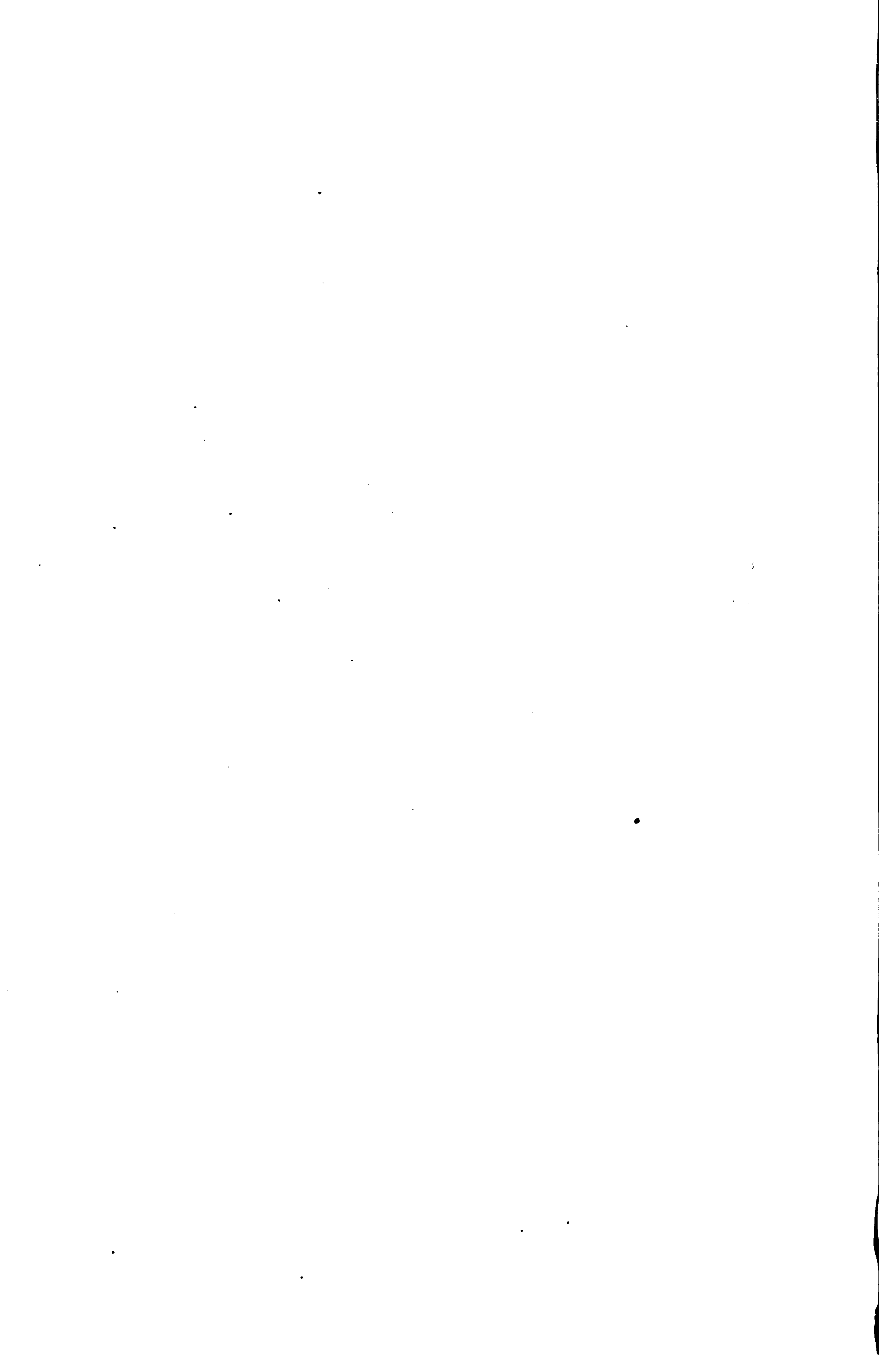
„Wenige Tage nach dem Empfange Ihres überaus gütigen und freundlichen Briefes, welcher mir die froheste Stunde bereitete, die ich in der Stadt der webenden und spinnenden Enkel Wittekinds verlebte, verließ ich Bielefeld, um die liebe pommersche Heimath wiederzusehen; ich gedachte dort einige Monde zu verweilen, um das Geräusch der Waffen zu vertauschen mit den Freuden der Jagd und dem freundlichen Verkehr mit liebreichen Verwandten. Geschäfte führten mich nach Stettin, leibliches Bedürfnis in eine dortige Restauration, Neugierde und Langeweile gaben mir das Militair-Wochenblatt in die Hand — und mit Erstaunen (auch mit einigem Grauen) sah ich, wozu ich neuerdings bestimmt sei! Mein erster Gedanke war, auf welche Weise es mir möglich sei, mich einem Loose zu entziehen, welches mit meinen Plänen für die Zukunft gar nichts gemein hatte. Ich sah indeß sehr bald ein, daß ich gar nichts daran ändern konnte. Mir widerfuhr durch mein Commando eine unverdiente Ehre, es war durch Allerhöchste Cabinets-Ordre befohlen, auch war ich nicht blind für die Vortheile, welche aus meinem Aufenthalte in Berlin in solchem Wirkungskreise für meine Fort-

bildung erwachsen könnten; und außerdem fühlte ich auch Muth und Kraft genug in mir, um den Ansprüchen, welche man an mich während der Dauer des ungesuchten Kommandos machen könnte, genügen zu können. Ich beschloß also, meinem Schicksale ohne Sträuben zu folgen." — —

Zweiter Abschnitt

Pädagogisches, wissenschaftliches und militärisches Wirken

(1829—1848)



Viertes Kapitel.

Roon war zum Berliner Kadettenhause kommandiert, und zwar zunächst als „Erzieher“. Er hatte als solcher auch in der Anstalt (Neue Friedrichsstraße 13) seine Wohnung. Wie alle kommandierten Offiziere war er gleichzeitig verpflichtet, in einigen Lehrfächern Unterricht zu erteilen; er übernahm daher in einer Klasse die geographischen Stunden (zeitweise auch die in der Geschichte) und scheint den Turnunterricht ebenfalls geleitet zu haben. Der treffliche General von Brause war noch Kommandeur des Kadettenkorps; derselbe wurde in wissenschaftlicher Beziehung vornehmlich durch Professor Carl Ritter, welcher seit dem Sommer 1825 neben seinen sonstigen Lehrämtern auch „Studiendirektor des Kadettenkorps“ geworden war, unterstützt.

Roon's alter Freund und Erzieher Chappuis sprach es gleich sehr zuversichtlich aus, daß er Roon für besonders geeignet zum Lehrer der militärischen Jugend halte:

> „Ihr ganzes Wesen, welches so sehr das reine Gepräge frischer Jugendkraft des Geistes und Körpers trägt (so schrieb er ihm im Mai 1829), giebt mir die feste Ueberzeugung, daß Sie des Guten und Segensreichen recht viel wirken werden; und es ist mir eine besonders große

Freude, Sie mit mir nun in ein und demselben Berufe zu wissen. Sie haben für diesen nicht allein die erforderlichen Eigenschaften, sondern meine Erfahrung sagt mir, daß gerade des jungen Mannes Beispiel, sein Wort und seine That, viel kräftiger, und — eben weil noch keine Pedanterie im Spiel sein kann — viel naturgemäßer zu den jungen Gemüthern und Sinnen spricht. Sieht der Jüngling den lebenskräftigen, blühenden jungen Mann, wie er gern entsagt, wie er die einfache Natur höher schätzt als den modischen Schnickschnack, wie er Pflichttreue für den Königlichen Dienst im vollsten Sinne des Wortes allen noch so glänzend klingenden Klügeleien einer gehaltlosen Neuerungs-Philosophie vorzieht, wie er Geist und Körper durch Wissenschaft und kräftige Uebung augenscheinlich veredelt — — o, dann erhebt ihn sicher das edle Musterbild und er findet es bewährt, daß nicht in eitlem Tand und in der gierigen Genußsucht das Glück des Lebens allein blühe. — Wie ich Sie kenne, glaube ich also, daß gerade Sie recht nachhaltige Einwirkung auf die Kadetten haben werden und erinnere mich noch, wie Sie schon hier (in Kulm) die jüngeren Kameraden erfolgreich beaufsichtigten."

In der That ist die Art und Weise, wie Roon seine Aufgabe aufgefaßt und während der nächsten Jahre auch gelöst hat, in den obigen Worten im voraus richtig charakterisiert worden. Mit rüstigem Eifer, der gelegentlich auch herbe Strenge zeigen konnte, hat er seines Amtes gewaltet; aber zugleich suchte er, einem ernsten älteren Bruder gleich, auch in ein näheres freundschaftliches Verhältnis mit den ihm anvertrauten Kadetten zu kommen; und diese hatten „einen höllischen Respekt" nicht nur vor der gelegentlich dröhnenden Deutlichkeit ihres Mentors, sondern auch vor seinen mächtigen Fäusten, wenn er, wie es oft geschah, sich in Ring- und

Kampfspiele mit ihnen einließ und seine „Bärenkräfte" dabei manchmal mit einem ganzen Dutzend auf einmal fertig zu werden vermochten. Indem er sowohl ihre Studien, wie — in nie ermüdender Frische — auch ihre körperlichen Uebungen und Spiele nicht nur leitete, sondern selbst mitmachte, trat er den Kadetten persönlich nahe und erlangte einen sonst seltenen Einfluß auf viele Herzen, die ihm dafür dauernd ihre warme Dankbarkeit bewahrt haben. — Er wurde dadurch zugleich in weiteren Kreisen der Armee bekannt, und noch heute leben nicht wenige alte Herren, welche damals seine Zöglinge waren und es oft bezeugt haben, wie beliebt „der grobe Roon", trotz seines manchmal barschen Wesens, wegen seiner treuen Fürsorge und seines warmen Wohlwollens bei den Kadetten gewesen ist.

Noch nützlicher und bedeutungsvoller als seine erzieherische Thätigkeit — und zwar weit hinausgehend über die Kreise des Kadettenkorps und der Armee — sollten jedoch die wissenschaftlichen Leistungen werden, welche sich an seine damalige Stellung knüpften. Nicht nur infolge seiner eigenen Lehrthätigkeit wurde er zu einem spezielleren Studium der Geographie veranlaßt, sondern durch die nahen Beziehungen, in welche er zu Carl Ritter, seinem schon auf der Kriegsschule hochverehrten Lehrer getreten war, empfing er nunmehr neue und wichtige Anregungen zu eigener schriftstellerischer Thätigkeit auf jenem für pädagogische Zwecke noch wenig bebauten Gebiete, und die Früchte seiner emsigen Arbeiten verfehlten nicht, seinem Namen in weiten Kreisen der Wissenschaft schon damals großes Ansehen zu verschaffen.

Allgemein anerkannt ist es, daß Carl Ritter, neben Alexander v. Humboldt und Leopold v. Buch einer der bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit, zu den Forschern ersten Ranges, d. h. zu denjenigen zu zählen ist, denen wir einen

epochemachenden Fortschritt auf dem Gebiete menschlicher Erkenntnis verdanken; seine wissenschaftlichen Vorlesungen über Erdkunde auf der Universität, besonders aber auf der Allgemeinen Kriegsschule, hatten mit Recht das größte Aufsehen erregt; uud wenn eine Zeit lang gutes militär-geographisches Wissen die preußische Armee vor allen andern auszeichnete, so war dies zweifellos in erster Linie seiner Lehrthätigkeit zu verdanken. Außerdem hat er, weit über die Grenzen seines persönlichen Einflusses hinaus, durch seine zahlreichen Schriften, vor allem durch sein großes Werk „Die allgemeine Erdkunde“, in hervorragendster Weise gewirkt und die Gelehrtenkreise der gesamten Welt beeinflußt. Seine Arbeiten haben in der That die Geographie erst zu einer wahrhaften, selbständigen Wissenschaft umgestaltet, während die bisherigen sogenannten Lehrbücher über Erdkunde meist nur eine unorganische, geistlose Anhäufung toten Stoffes und statistischen Materials dargeboten hatten, welche die Geographie in der Magdstellung einer der Geschichte dienenden Hilfswissenschaft beließen. Vor allem aber zeichnete sich Ritter aus durch die im höchsten Sinne ideale Auffassung, welche alle seine Vorträge und Arbeiten durchleuchtete. Er hat sich darüber selbst[1]) wie folgt ausgesprochen:

„... Wenn ich in dem Erdballe zwar sein physisches Ganze als eine Organisation auffasse, so ist sein Wesen damit für mich keineswegs erfaßt und erschöpft, sondern erst dadurch, daß er den zu ihm nothwendig gehörigen menschlichen Wesen, den Völkern, dem Menschengeschlechte zur Wiege, zum Erziehungs- und Wohnhause als Grundlage vorliegt, demgemäß eine ethische Bestimmung, und also auch eine höhere Organisation haben muß, als

[1]) In einem Schreiben an H. Berghaus.

eine auf bloße Naturzwecke gerichtete: kurz mit einem Worte: daß die Erde eine Gotteswelt ist für die Herberge des unsterblichen Geistes."

Und diese ideale Auffassung von dem Wesen der Erdkunde ist es gewesen — viel mehr als die ebenfalls bewundernswerte Tiefe seiner Forschungen und der seltene Umfang seines Wissens —, welche Roon (ebenso wie seine damaligen Mitschüler von Moltke, von Canstein, später A. von Sydow, von Bennigsen u. a.) niedergezwungen hat zu den Füßen des großen Lehrers; sie ist es gewesen, welche ihn seinen Vorträgen atemlos lauschen ließ und zu gleicher Begeisterung für seine Wissenschaft fortgerissen hat. In dieser Auffassung ging er auch ans Werk, als der Kommandeur des Kadettenkorps und Ritter selbst (in Stelle dessen er 1829 auch den geographischen Unterricht in der ersten Klasse übernommen hatte) in seiner Eigenschaft als Studiendirektor die Aufforderung an ihn richteten, die Ausarbeitung eines für den Unterricht im Kadettenkorps geeigneten Leitfadens zu übernehmen. Ritter's eigenes gewaltiges Werk über Erdkunde war damals noch nicht erschienen, würde aber, auch wenn dies der Fall gewesen wäre, zu diesem Zwecke, wenn auch nur in der Hand der Lehrer, nicht geeignet gewesen sein; denn obgleich nicht einmal ganz vollendet (Europa ist darin leider gar nicht zur Bearbeitung gelangt), umfaßt es bekanntlich 19 große Bände von durchschnittlich je tausend Druckseiten. Wohl aber konnte Roon die von ihm sorgfältig durchgearbeiteten Vorlesungen des Meisters und seine eigenen Vorstudien für seine Lehrstunden als Grundlagen für seine Arbeiten benutzen; und im Anschlusse an diese hat er denn auch sein erstes Werk, die „Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde" verfaßt, welches im August 1832 im Drucke erschienen ist. Dasselbe ist später (in den Jahren 1839—44) noch wesentlich

erweitert und umgearbeitet worden und bildete einen für den Unterricht sehr geeigneten und nicht nur im Kadettenkorps, sondern auch in zahlreichen anderen Lehranstalten benutzten Leitfaden in der Hand der Lehrer. Es erlebte (im Jahre 1849) noch eine dritte Auflage. Roon's Gedanke, durch sein Werk das wissenschaftliche System Ritter's zu popularisieren und die Resultate desselben weiteren Kreisen zugänglich zu machen, ist schon in jener ersten Auflage glücklich zur Ausführung gelangt. Diese war übrigens in fast acht Monaten niedergeschrieben worden. Roon hatte mit rastlosem Fleiße täglich dreizehn Stunden (einschließlich seiner Unterrichtsstunden) verwenden müssen, um zum Ziele zu gelangen, bewährte also schon damals die große Arbeitskraft, welche ihm später bei noch wichtigeren Aufgaben so nützlich werden sollte. — Uebrigens aber zeugt es von seiner bescheidenen Unterordnung unter Ritter's [1]) wissenschaftliche Autorität, wenn er, auf das Schiller'sche Wort: „Wenn die Könige bau'n — haben die Kärrner zu thun" verweisend, in der Vorrede u. a. äußerte: „Der Verfasser betrachtete sein geringes Wissen, überhaupt seine Befähigung zu einem solchen Unternehmen, nicht als sein Eigentum, sondern gleichsam nur wie ein Darlehn, welches er der wohlwollenden Güte und Freundlichkeit seines berühmten Lehrers verdanke. . . . Sein Entschluß wurde daher einzig und allein durch des Meisters Billigung und freundliche Aufmunterung bestimmt, eine Aufmunterung, welche um so ermutigender war, als derselbe aus seiner Stellung als Studiendirektor der Kadettenanstalten die Bedürfnisse derselben genau kannte, als solcher die ersten und unsicheren Schritte des Verfassers auf der schwierigen Laufbahn des Lehrers geleitet, und

[1]) Ritter hat dieses Erstlingswerk seines ehemaligen Schülers durch ein besonderes Vorwort in die wissenschaftliche Welt eingeführt.

früher und später und zu allen Zeiten sein wohlwollender Führer, sein belehrender Ratgeber bei allen Bestrebungen gewesen war, welche derselbe auf dem interessanten Gebiete der Erdkunde zu eigener Belehrung unternommen hatte."

Im Jahre 1834 folgte den Grundzügen ein zweites Werk, „Die Anfangsgründe der Erd-, Völker- und Staatenkunde"; es war dies ein nur einbändiger Leitfaden und dazu bestimmt, den Schülern in die Hand gegeben zu werden. Roon war dazu mehrseitig angeregt worden, weil sich neben den „Grundzügen", welche als zu ausführlich dazu nicht ganz geeignet erschienen, das Bedürfnis zu einem solchen Schülerleitfaden geltend gemacht hatte. Diese „Anfangsgründe" erfüllten ihren Zweck so vollkommen und waren so verbreitet, daß nach und nach zwölf Auflagen (die letzte im Jahre 1868) erscheinen mußten. Beide Werke, gewöhnlich „der große Roon" und „der kleine Roon" genannt, haben in Schulkreisen eine vollständige Umgestaltung der Unterrichtsmethode in der Erdkunde hervorgerufen und bekanntlich eine lange Reihe von Jahren den ersten Rang unter den geographischen Leitfäden behauptet; sie sind in mehr als 50000 Exemplaren abgesetzt worden.

Roon's später noch erschienenen geographischen Werke, welche gleich an dieser Stelle erwähnt sein mögen, waren: der erste Band einer Militärischen Länderbeschreibung von Europa (1837, abgedruckt in der Handbibliothek für Offiziere von Decker, leider unvollendet geblieben) und eine Monographie über die geographisch-politischen Verhältnisse der iberischen Halbinsel (1839). Auch diese Arbeiten haben in Gelehrten- und militärischen Kreisen Anerkennung gefunden, wenn sie auch nicht die gleiche Bedeutung und Verbreitung wie die erwähnten Lehrbücher gewannen.

Arbeit macht froh, und an tüchtiger und zugleich nutzbringender Arbeit hat es Roon, wie wir sahen, während des mehr als dreijährigen Kommandos zum Kadettenkorps nicht gefehlt. Er hat an jene Zeit immer gern zurückgedacht und sie als eine ihn besonders beglückende und zufriedenstellende bezeichnet. Auch für sein Privatleben war sie mit vielfach anregenden Annehmlichkeiten verbunden. Unter den Berufsgenossen — den Offizieren, Lehrern und Zivilgouverneuren der Anstalt — hat er damals warme, herzliche Freunde gewonnen; mit einem Teile derselben ist er lebenslang innig verbunden geblieben. Unter ihnen sind besonders Leutnant Mankopff [1]), mit dem er auch entfernt verwandt war, Leutnant von der Trenk und Hauptmann Richter [2]) zu erwähnen. In den gastlichen Häusern des letzteren und in dem der Freunde von Herrmann, von Gansauge [3]) u. a., auch in den einfachen „Kränzchen", welche bei diesen und anderen ihnen befreundeten Familien allwöchentlich stattfanden, fand Roon Gelegenheit zur Teilnahme an einer ebenso anspruchslosen wie herzerfrischend frohen Geselligkeit. Auch unter den Zivilgouverneuren (gut empfohlene Kandidaten der Theologie und Philologie) befanden sich einige hochbegabte, ja geistreiche Männer, mit denen er intim verkehrte und auch in späteren Jahren in Briefwechsel blieb. Besonders nahe standen ihm von diesen W. Buchholz [4]), A. Ziegler [5]) und der etwas ältere

---

[1]) in späteren Jahren Studiendirektor am Kadettenkorps, als Oberst gestorben.

[2]) war zuletzt General und Direktor des Großen Militärwaisenhauses in Potsdam.

[3]) Beide sind, wie auch Trenk, später in hohe Stellungen gelangt und als Generale gestorben.

[4]) war später Prediger in Frankfurt a/O.

[5]) als Gymnasialdirektor in Polnisch-Lissa gestorben.

Sydow, der sich bald verheiratete und als Prediger in Berlin angestellt wurde. Er hat auf politischem und kirchenpolitischem Gebiete später eine oft erwähnte Rolle gespielt.[1])

Eine ferner nicht gering zu schätzende Annehmlichkeit des Kommandos zum Kadettenkorps bestand darin, daß die Ferien der Anstalt auch den Lehrern und Erziehern in jedem Jahre mehrmals regelmäßige Urlaubswochen verschafften. Dadurch konnte Roon sich nun noch häufiger als früher die Freude gönnen, die pommerschen Verwandten zu besuchen. Uebrigens hatte sich sein Verkehr mit ihnen in dieser Lebensperiode durch einen besonderen Umstand noch inniger und lebhafter gestaltet als je zuvor. Die Eltern Blanckenburg hatten sich nämlich im Jahre 1829 entschlossen, ihren einzigen[2]), damals vierzehnjährigen Sohn Moritz nach Berlin in eine Pension zu geben, von welcher aus er das Gymnasium besuchte; und da war es namentlich für die Mutter des Knaben (Roon's Cousine Jenny) eine große und wichtige Beruhigung, daß der „sorgsame, treue“ Vetter Albert in jeder Beziehung dies Verhältnis zu überwachen bereit war, und nicht sowohl wie ein Mentor, sondern ganz wie ein erfahrener, zuverlässiger älterer Bruder für den jungen Moritz sorgen konnte. Auch dies Vertrauensamt hat er neben all seinen sonstigen Arbeiten und Beschäftigungen zur Zufriedenheit der Eltern und zu seiner eigenen großen Freude verwaltet; und zwar nicht nur in der gern übernommenen Dankespflicht gegen die gütigen Beschützer seiner

---

[1]) Das Jahr 1848 zerriß das innige Freundschaftsband mit diesem geistig bedeutenden Manne, den Roon bis dahin besonders hochstellte. Die inneren Meinungsunterschiede über politische und kirchliche Fragen waren schon vorher oft erhebliche gewesen; sie führten zur gänzlichen Entfremdung, nachdem Sydow es zum Schmerze der Freunde und trotz ihrer Warnungen nicht hatte lassen können, mit seinem politischen Liberalismus und seinen radikalen kirchlichen Anschauungen an die Oeffentlichkeit zu treten.

[2]) Ihr zweiter Sohn Hermann war früh gestorben.

eigenen hilflosen Jugend, sondern mit wahrem Vergnügen und zu eigenem Genusse, da er sich für seine Mühe durch die innige Liebe und brüderliche Anhänglichkeit seines jungen Neffen reich belohnt fand und seitdem speziell auch mit ihm bis zum letzten Lebenstage in innigster Herzensfreundschaft verbunden geblieben ist. Er brachte nun meist alle Ferien mit Moritz Blanckenburg gemeinsam in Zimmerhausen zu, nahm den jungen Freund vom April bis Herbst 1830 sogar ganz in seine Wohnung auf, bevor eine neue Pension, bei dem inzwischen verheirateten und als Lehrer in Berlin angestellten Freunde Ziegler, gefunden war; ja er führte den Pflegesohn (Moritz nannte sich selbst immer sein „Kind") sogar zum Altare, als die Eltern (im April 1831) verhindert waren, selbst der Konfirmation ihres Knaben beizuwohnen. — Im Jahre 1830 und im Winter zu 1831 wütete in Berlin die Cholera. Die furchtbare Seuche, die bis dahin in Deutschland noch fast unbekannt gewesen war, verbreitete sich vielfach auch aufs Land; und während auch in Pommern die alten rostigen Säbel hervorgesucht wurden, um die Gutshöfe und die Dörfer selbst gegen die Verschleppung der Krankheit durch „Cholerawachen" zu schützen, war es auch in dieser als wahrhafte Schreckenszeit empfundenen Periode für die Eltern des jungen Moritz ein besonders großer Trost, daß sie ihr Kind von der Sorgsamkeit des treuen Vetters ganz speziell behütet wußten. — Der Briefwechsel mit Zimmerhausen war infolge aller jener Umstände ein besonders reger; aus ihm erfahren wir auch, daß Roon durch hübsche Kommandozulagen (zu denen später noch die bescheidenen Honorare seines Werkes traten) allmählich in eine behaglichere Lage gekommen war und sich zuweilen sogar einen kleinen Luxus gestatten, hübsche Geschenke machen konnte u. dergl., infolge deren dann der „reiche" Vetter vielfach harmlose Neckereien der Cousinen über sich er-

gehen lassen mußte. Im Sommer 1831 reichten die Mittel sogar zu einer hübschen Reise durch den Harz und Thüringen, über welche er dann ausführlich an die liebreichen Verwandten berichten mußte.

Im Juli 1832 kehrte Roon (der am 20. Juli 1831 zum Premierleutnant avanciert war) zu seinem Regimente zurück. Wahrscheinlich hatte er wegen der infolge der französischen Julirevolution eingetretenen kriegerischen Aussichten auf Beendigung seines Kommandos bei dem Kadettenkorps gedrängt. Er machte zunächst im August und September das Manöver (in der Gegend von Minden und Münster) mit. — Inzwischen hatten die Wolken am politischen Horizonte sich von neuem verdunkelt. Frankreich und England schlossen im Oktober 1832 einen Vertrag, nach welchem durch Anwendung von Zwangsmaßregeln die Räumung der von Holland und Belgien besetzten gegenseitigen Gebiete herbeigeführt werden sollte. Holland, welches sich gegen die verlangte Räumung ablehnend verhielt, sollte durch Waffengewalt zum Nachgeben gezwungen werden. Die Mächte der heiligen Allianz (Rußland, Oesterreich und Preußen) waren mit der Maßregelung Hollands nicht einverstanden, befürchteten auch weitergehende Absichten Frankreichs —, und die preußische Regierung entschloß sich daher, ein Observationskorps an der belgischen Grenze aufzustellen. Dasselbe, unter Befehl des Generals der Infanterie Freiherrn von Müffling, wurde (in der Stärke etwa eines heutigen Armeekorps) im Spätherbst zwischen Aachen und Kleve zusammengezogen. Das Hauptquartier kam nach Krefeld. Die Festungen Wesel und Köln waren gleichzeitig in der Armierung begriffen.

Diesem Observationskorps wurde nach seiner Kompletierung auch das 15. Infanterieregiment zugeteilt. Roon traf mit demselben in den letzten Novembertagen in der Gegend von

Wesel ein, wurde jedoch für seine Person alsbald dem Stabe des Oberbefehlshabers (General von Müffling) zur Dienstleistung überwiesen; letzterer erkannte seine Brauchbarkeit und gab ihm mehrfach besondere Aufträge, durch deren gute Ausführung er sich das Vertrauen des Generals zu erwerben wußte.

Inzwischen hatte am 15. November eine französische Nordarmee die belgische Grenze überschritten und war einige Tage später vor der von den Holländern besetzten Zitadelle von Antwerpen eingetroffen; auch stand eine zweite französische (Ost)-Armee an der Maas und Mosel. — Die Sympathieen auf deutscher Seite gehörten damals dem wackeren Vertheidiger von Antwerpen, dem General Chassé. Auf den Gütern in Pommern veranstaltete man in jenen Tagen sogar Geldsammlungen, die zu einem Ehrengeschenke für denselben verwendet werden sollten. Die Belagerung jenes Platzes nahm indessen ihren regelmäßigen Verlauf, am 23. Dezember kapitulierte die Zitadelle, ohne daß die preußischen Truppen ihre zuwartende Haltung aufgegeben hatten; auch sonst machten die politischen Ereignisse kein Einschreiten erforderlich, denn die französische Armee räumte schon Anfang Januar 1833 das belgische Gebiet — so daß schon am 10. Januar die Auflösung des Müffling'schen Observationskorps verfügt werden konnte. — In seinen Hoffnungen auf Krieg zwar enttäuscht, zog Roon dennoch manche nützliche Erfahrungen aus dieser Episode. Er hatte u. a. schon damals Wahrnehmungen über einige Mängel des vaterländischen Militärorganismus machen und sich überzeugen können, daß die Regimenter für die Kriegsstärke keineswegs eine ausreichende Zahl von wohlausgebildeten Kriegsreserven besaßen, und daß die zu deren Ergänzung eingestellten sogenannten Kriegsreserve-Rekruten (die teilweise nur eine Dienstzeit von sechs Wochen hatten) fast gänzlich unbrauchbar waren.

Auch zu seiner persönlichen militärischen Belehrung erhielt Roon durch das Wohlwollen seines Generals eine spezielle Gelegenheit, indem ihm gestattet wurde, die Resultate der Belagerung von Antwerpen, welche die Aufmerksamkeit der ganzen militärischen Welt gefesselt hatten, Anfang Februar an Ort und Stelle zu studieren, bevor er mit seinem Regiment den Rückmarsch antrat. Im Anschlusse an sein Kommando und an die Exkursion nach Antwerpen lernte Roon damals zuerst einen größeren Teil der Rheinprovinz kennen, in welcher er später so lange Zeit leben sollte, machte auch einen Abstecher nach Luxemburg; unterwegs hat er in Düsseldorf seinen dort seit einigen Jahren lebenden Vetter, den früher erwähnten Gerichtsrat Albert von Roon, Sohn seines Onkels Ludwig Martin, aufgesucht und nähere Beziehungen zu diesem und seiner vortrefflichen, liebenswürdigen Familie in jenen Tagen angeknüpft.

Ende Februar in den Friedensdienst seiner Garnison zurückgekehrt — der ihm jetzt wenig schmecken wollte — erwartete Roon dort mit einiger Ungeduld die Erfüllung längst gehegter Wünsche; und er hatte es wohl hauptsächlich seinen guten Diensten im Stabe des Generals von Müffling zu danken, daß bereits im Mai sein Kommando zum topographischen Büreau des Generalstabes befohlen wurde.

Er ging zu den nötigen Vorbereitungen zunächst wieder nach Berlin; und im Juni und Juli 1833 finden wir ihn in der Gegend von Bahn (in Cunow, auch auf dem Gute eines Herrn von Schmiedeberg, später u. a. in Kerkow bei Pyritz) — immer eifrig beschäftigt im Dienste der Landesvermessung. Im Spätherbst wieder in Berlin, zur Weihnachtsfeier in Zimmerhausen — mußte er im folgenden Frühjahr abermals zu einer mehrmonatlichen Dienstleistung in der Front nach Minden zurückkehren. Ende Mai 1834 führten ihn jedoch die topographischen Arbeiten von neuem nach Pom-

mern, und diesmal war ihm zu seiner Freude die Vermessung der lieben bekannten Gegend von Naugard übertragen worden — so daß er für mehrere Sommermonate sein Quartier ganz in Zimmerhausen und auf den in der Nähe liegenden Gütern aufschlagen konnte.

In diesem Sommer war es auch, daß Roon die nähere Bekanntschaft des (damals neunzehnjährigen) Studenten Otto von Bismarck gemacht hat. Derselbe, gleichalterig mit Moritz von Blanckenburg und mit diesem infolge der Nachbarschaft seiner väterlichen Güter Külz und Kniephof nahe befreundet, kam während der Ferien oft nach Zimmerhausen herüber. Beide jungen Freunde interessierten sich für die Aufnahmen, noch mehr wohl für die Gesellschaft des zwölf Jahre älteren Topographen-Leutnants, begleiteten diesen häufig bei seinen Feldarbeiten — und nachmittags, soweit letztere es irgend gestatteten, entschädigten sich alle drei für ihre Mühen nach Möglichkeit durch waidmännische Vergnügungen.

Wie wenig konnten die jagdfrohen Genossen es ahnen — während sie auf der Hasenhetze den Hunden folgten oder auf der Sabower Haide (bei den gleichfalls befreundeten Knobelsdorffs) die Hühner verhörten —, wie wichtig für das Vaterland, fast ein Menschenalter später, diese persönlichen Beziehungen werden sollten, welche damals zu so harmlosen Zwecken zwischen ihnen angeknüpft wurden!

In den ersten Monaten des folgenden Jahres kam dann wieder eine Zeit großer Ungewißheit und Spannung für Roon. Er hatte, nach Beendigung seiner Arbeiten auf dem topographischen Büreau zum Regimente zurückgekehrt, hier die Entscheidung über sein ferneres Geschick zu erwarten; und aus seinen Briefen ersehen wir, daß die frohen Hoffnungen, welche er für seine militärische Zukunft hegen zu dürfen glaubte, auch vielfach mit düsteren, ja hypochondrischen Stim-

mungen wechselten. Indessen — diese stellten sich glücklicherweise bald genug als unbegründet heraus; schon am 30. März 1835 war das zunächst ersehnte schöne Ziel erreicht: der Premierleutnant von Roon wurde „zur Dienstleistung zum Großen Generalstabe“ kommandiert; und damit war ihm unter den damaligen Verhältnissen die sichere Aussicht gegeben, binnen kurzem auch in den Generalstab selbst einrangiert zu werden, sobald etatsmäßige Vakanzen in dem damals nicht großen Korps desselben dies gestatten würden.

Chef des Generalstabes der Armee war (seit 1829) der Generalleutnant Krauseneck. Derselbe hatte schon einige Zeit früher Gelegenheit genommen, Roon persönlich näher kennen zu lernen. Er war schon aus den Kriegsjahren her bekannt als einer der bedeutendsten Offiziere der Armee, und zwar besonders auch auf praktischem Gebiete; ein frischer, geistvoller, ja genialer Mann, der einseitige Gelehrsamkeit nicht eben hoch schätzte und von seinen Generalstabsoffizieren nicht allein tüchtige wissenschaftliche Vorbildung, sondern vor allem gute allgemeine militärische Begabung und praktischen Blick und Sinn verlangte. Er hatte von Roon's Tüchtigkeit als Lehrer, von seiner litterarischen Thätigkeit und auch von seinen hervorragenden Leistungen als Geograph gehört; später hat er geäußert, daß er hiernach einen blassen, verarbeiteten Stubengelehrten in dem fruchtbaren Schriftsteller vermutet habe und sehr angenehm enttäuscht worden sei, da er bei jener — gelegentlich einer Meldung — gemachten ersten persönlichen Bekanntschaft die fast hünenhaft kraftvolle, militärisch straffe Gestalt und das überaus frische, kernhafte Wesen des ihm sehr empfohlenen Offiziers entdeckt habe. Er hat diesen dienstlich bald sehr hoch geschätzt und persönlich liebgewonnen; viele Jahre hindurch ist er als ein besonders wohlwollender Vorgesetzter und Gönner von Roon verehrt worden.

Von allen Seiten empfing letzterer die herzlichsten Glückwünsche, daß er das Ziel seines Strebens nun erreicht hatte; rührend war die Mitfreude der pommerschen Verwandten; und froh gehobenen Herzens konnte er nach Berlin, abermals zu neuen dienstlichen Aufgaben und in den großen Kreis seiner Freunde zurückkehren. Er wurde — neben seinen Arbeiten in einem „Kriegstheater" des Großen Generalstabes — zunächst wieder als Lehrer verwendet, indem ihm Vorträge auf der Allgemeinen Kriegsschule übertragen wurden. Obwohl noch Leutnant, las er dort über Taktik und Geographie; auch wurde er bald darauf als Examinator (in Geographie) zur Ober-Militär-Examinations-Kommission berufen.

Im August 1835 folgte praktische Generalstabsthätigkeit: versehen mit Aufträgen des Chefs hatte er Rekognoszierungsreisen in Böhmen und Schlesien auszuführen und im Anschlusse daran, im Gefolge des Generals Krauseneck, die Königsmanöver in der Gegend von Liegnitz und Kapsdorf mitzumachen.

Bei dieser Gelegenheit sollte sich nun auch in anderer Weise eine wichtige Wendung in Roon's Leben vollziehen.

Auf einem Besuche in Schweidnitz oder gelegentlich der Truppenübungen machte er zufällig die Bekanntschaft eines Hauptmanns Wolfram von der Artillerie; es stellte sich heraus, daß derselbe ein Sohn der Regierungsrätin Wolfram (geborene Charlotte von Roon) — also jener Schwester seines Vaters war, mit welcher der junge Roon vor Jahren wegen des kleinen Großeltern-Erbes Briefe gewechselt hatte. Jetzt war die Möglichkeit für ihn gegeben, diese Tante auch persönlich kennen zu lernen; und er zögerte nicht, sie zu benutzen.

Durch den Vetter Wolfram erfuhr er, daß die Tante seit einigen Jahren in Großtinz (im Kreise Neumarkt), und zwar im Hause ihres Schwiegersohnes S. Wilhelm Rogge

lebe, der dort eine ansehnliche Pfarrstelle innehatte. — Sehr bewegte, selten denkwürdige Tage waren gerade damals für das schlichte Pfarrhaus in Großtinz gekommen. Die großen Truppenübungen fanden in nächster Umgebung statt; alle Dörfer und Güter waren stark mit Einquartierung belegt, und zum 2. September war der Familie des Pastors eine besonders hohe Ehre zugedacht: König Friedrich Wilhelm III., begleitet von seiner Gemahlin, der Fürstin Liegnitz, hatte sich anmelden lassen. Sie wollten an jenem Tage — auf der Reise von Wahlstatt nach Kapsdorf — ihre Fahrt in Großtinz unterbrechen, in dem Pfarrhause mit den Personen ihrer Umgebung eine Mahlzeit einnehmen und einige Stunden verweilen.

In der That wurde das Vorhaben ausgeführt. Der Pastor Rogge (der seinerzeit Feldprediger gewesen und ein selten begeisterter Patriot war) und seine thatkräftige Pfarrfrau hatten wirklich das hohe Glück, den geliebten König in ihrem Hause begrüßen und von Ihm und Seiner Gemahlin Zeichen huldvoller Güte empfangen zu dürfen — bei welchem Anlasse der Monarch auch eine gnädige Parade über die Orgelpfeifenreihe der damals vorhandenen acht Kinder abgenommen hatte.

Noch prangte das Pfarrhaus im Festgewande, noch befanden sich seine Bewohner, da die Herrschaften eben aufgebrochen waren, in froh gehobener Stimmung über die so eben erlebten merkwürdigen Stunden, als — durch die Hinterthür — noch zwei verspätete Besucher Einlaß begehrten. Es waren dies die Vettern Wolfram und Roon — da letzterer zufällig gerade diesen Nachmittag gewählt hatte, um sich der neuentdeckten Tante vorzustellen.

Zweifelhaft bleibt es, ob in dieser Stunde weihevoller patriotischer Nachfeier dieser Besuch nicht sogar anfänglich als eine wenig willkommene Störung betrachtet worden ist; mit

größerer Bestimmtheit und Sicherheit aber meldet die Chronik, daß der erste — etwas verschämte — Gruß, welchen Roon empfing, als sein Fuß die Schwelle des Pfarrhauses überschritt, von dem ältesten Töchterlein des Pastors ausging, da diese gerade, umflossen von dem Glanze der sinkenden Sonne, die Treppenstufen hinabstieg; und nicht minder sicher ist, daß dieser Gruß und Blick sein Herz mit vorher nie geahntem Entzücken und mit dem Wunsche erfüllte — noch recht oft solche Grüße und Blicke derselben strahlenden braunen Augen auffangen zu können.

Schon am 15. September kehrte Roon zu einem zweiten Besuche in das Groſstinzer Pfarrhaus zurück — da der erste gar zu kurz gewesen war: und an diesem Tage wurde Anna Rogge, die älteste, eben achtzehnjährige Tochter des Pfarrherrn, seine verlobte Braut.

Die Mutter der Braut war, wie wir aus Obigem sahen, eine ziemlich nahe Verwandte (Kousine) Roon's. Der Vater, aus Ostpreußen stammend, war im Jahre 1814 als Kandidat der Theologie und Inspektor an der Ritterakademie nach Liegnitz gekommen, wo er Auguste Wolfram, die jüngere Tochter des dortigen Regierungs- und Schulrats Wolfram im Hause ihrer Eltern kennen lernte und sich 1815 mit ihr verlobte. In demselben Jahre mußte er jedoch als Feldprediger der Brigade Hobe zunächst noch einmal ins Feld rücken; im Jahre 1816 vermählt, zog W. Rogge mit seiner jungen Frau zuerst nach Mainz, wo er bis zum Frühjahr 1817 Brigadeprediger war und dann in gleicher Eigenschaft nach Frankfurt a/O. versetzt wurde. Im Sommer 1819 jedoch war er schon in das Pfarramt von Groſstinz (zwei Stunden von Liegnitz) berufen worden.[1])

[1]) Dieses hat er volle fünfzig Jahre, bis zu seiner 1869 erbetenen Emeritierung, in großem Segen verwaltet.

Groß war die Ueberraschung, das Staunen der Freunde und Freundinnen; auch nicht ganz ohne Bedenken soll die Freude der älteren Verwandten Roon's gewesen sein, als sie im Laufe der nächsten Woche die frohe Botschaft des glücklichen Bräutigams von seinem raschen Entschlusse empfingen; denn: „Glock Zwölfen ist Mittag!" — lautet ein garstig prosaischer pommerscher Spruch. Aber: „unverzagt vorwärts mit Gott!" war auch hier wiederum Roon's Losung, als er zu der Begründung eines eigenen Hausstandes schritt, nach dessen stillem Frieden sein Herz sich schon längst gesehnt hatte. Und wer etwa geglaubt hat, aus dem späteren gemessenen Auftreten und dem so strengen, besonnenen Wesen dieses ernsten Mannes die Berechtigung entnehmen zu können zu Zweifeln an seiner Warmherzigkeit, an seinem feurigen Idealismus: dem ist durch diesen Abschnitt seiner Lebensbahn der schlagendste Beweis geliefert, wie reich gerade an diesen Schätzen sein Inneres gewesen ist: so daß jetzt die Allgewalt einer großen, treuen, alle kleinlich berechnenden Sorgen überwindenden Liebe siegreich ihren Einzug in sein Herz halten konnte!

Die Verlobten waren fast während ihres ganzen Brautjahres getrennt; nur wenige kurze Urlaubszeiten hat der frohe Bräutigam an der Seite „seines Mädchens" weilen können; daher war ihr schriftlicher Verkehr natürlich ein sehr lebhafter, und jedes Blättchen dieses vollständig erhalten gebliebenen, reichen Briefwechsels bezeugt uns ihre strahlende Liebe, ihre sehnenden Hoffnungen und das täglich wachsende innere Verstehen ihrer beglückten Seelen. Das Zartgefühl gestattet uns zwar nicht, mehr als einige ganz verstohlene Blicke (mit Hilfe eben jener Briefe) in das idyllische Heiligtum ihrer Liebe zu werfen; immerhin darf verraten werden, daß die um vierzehn Jahre jüngere, im Leben gänzlich unerfahrene Braut mit

hingebender Begeisterung emporsah zu dem festen, starken, gütigen Manne; daß Er ihr „der Herrlichste von Allen“ war und lebenslang geblieben ist; — während andererseits die reizvolle Anmut, die rührend dankbare Anspruchslosigkeit, der goldene Frohsinn und die schmiegsame Zärtlichkeit der jungen Geliebten das Herz des Bräutigams erquickend wie ein frischer Bergesquell durchrauschten und seinen bisher oft recht kahlen Lebensweg mit nie mehr verwelkenden farbenreichen Blumenkränzen schmückten.

Wie dankerfüllt er dafür war, das können wir auch aus einem Schreiben ersehen, welches er (im Dezember 1835) an den früher erwähnten Vetter in Düsseldorf gerichtet hat. Auch über seine sonstigen Auffassungen sagen uns seine damaligen eigenen Worte mancherlei, vor allem aber über die wahrhaft beglückte Stimmung, den frischen Lebensmut und den unbekümmerten Frohsinn, mit welchem der Schreiber in die Zukunft blickte:

„Mein werther Vetter! — — auch ohne Ihren freundlichen Brief würden Sie in dieser Zeit eine Zuschrift von m i r bekommen haben, weil ich Ihnen ein Familien-Ereigniß von einiger Wichtigkeit (wenigstens für mich) zu melden habe. Sie wissen, daß eine Schwester unserer Väter in Liegnitz an den Regierungsrath Wolfram verheirathet war. Es war mir ein dunkles Gerücht über ihren jetzigen Wohnort sowie über ihre Nachkommenschaft zu Ohren gekommen. Ich beschloß, meinen Aufenthalt in Schlesien während des Sommers und Herbstes d. J. zu benutzen, um diese Verwandten kennen zu lernen. Es gelang mir die Tante aufzufinden. Sie wohnt in Groß-Tinz bei Neumarkt bei ihrer jüngeren Tochter, welche die Frau des dortigen Pastors Rogge ist. Eine ältere Tochter ist unverheirathet und ein Sohn ist Capitän und Artillerie-Offizier vom Platze Thorn. Die

Tante ist eine so körperlich als geistig noch sehr lebhafte und aufgeweckte Frau. Sie muß in ihrer Jugend viel Unheil angerichtet haben unter den Männern, denn sie ist noch heute die Liebenswürdigkeit selbst. Die ganze Familie ist von ähnlicher Natur, der Schwiegersohn ein ernster, frommer, fast zu orthodoxer Mann von gebildetem Wesen und allseitigen Kenntnissen. — Was erwarten Sie nach diesem Eingange zu hören? — Nun, eine Verlobung, nämlich die Verlobung unserer beiderseitigen Nichte Anna, ältester Enkelin unserer Tante mit Ihrem Cousin A. v. Roon, dem glücklichen Schreiber dieser Zeilen! — Was soll ich Ihnen sagen von den Eigenschaften meiner Braut? Ich bin ebenso ungewandt im Steckbriefstyl als ungeschickt in poetischen Schilderungen. Erlassen Sie mir daher eine Aneinanderreihung von Adjektiven und Gemeinplätzen, die weder Ihnen noch mir genügen würden. — Wichtiger ist, daß unserer Verbindung kein Hinderniß entgegen zu stehen scheint. Meine Einnahme ist von der Art, daß ich eine Frau ernähren kann, denn ich habe jetzt als angestellter Lehrer bei der Allgemeinen Kriegsschule und als Mitglied der Ober-Militär-Examinations-Commission hübsche Zulagen. Wenn mein Glücksstern nicht erlischt, so hoffe ich im nächsten März einrangirt zu werden und dann im nächsten Herbst, nach Beendigung der Uebungsreise, auf welcher ich Sie sehen könnte (denn wahrscheinlich wird sie mich an den Rhein führen), wenn Sie dann nicht in der Schweiz wären — zu heirathen. — Von den Verwandten in Schlesien, namentlich von der Tante, habe ich Ihnen viele Grüße zu bestellen. — Bevor ich zur Beantwortung des schließlich von Ihnen angeregten Punktes schreite, versichere ich Ihnen nur noch, daß es mir durchaus gut und erwünscht geht, und daß meine amtlichen Verhältnisse mich durchaus be-

friedigen, wenngleich sie mir freilich nur geringe Muße lassen. — —

In Betreff der angeregten Familien-Angelegenheit kann ich Ihnen keine genügende Auskunft geben, allein ich glaube auch, daß Sie sich in dieser Beziehung keine Sorgen zu machen brauchen. So wie es mir scheint, kann unser persönlicher Adel gar nicht in Zweifel gezogen werden, denn er ist durch alle Staatsbehörden, den König und seine Vorgänger de facto anerkannt worden; man hat unserem Großonkel, der Major im Regiment Krousatz war zu einer Zeit, wo Unadliche höchstens Lieutenant werden konnten, meinem Vater, dem Ihrigen und uns beiden stets den Adel zugestanden. — Noch habe ich vergessen anzuführen, daß mein Vater, nachdem er den Abschied genommen, Hofcavalier oder Kammerjunker bei'm Herzog von Braunschweig gewesen, ein Beweis, daß es damals Niemand eingefallen, seinen Adel zu bezweifeln. — Was aber überhaupt den Adel unseres Geschlechts anlangt, so sind wir in demselben Falle wie ein starkes Drittel aller adelichen Familien des Staates, d. h. wir gehören weder zum angesessenen Grundadel unseres und des deutschen Landes überhaupt, noch zum neueren Briefadel; nichts desto weniger gilt von uns dasselbe wie von vielen alten, wenn auch uneinheimischen, landfremden Geschlechtern, deren Adelsbürtigkeit zu allen Zeiten anerkannt worden ist, ohne daß man jemals Nachweisungen darüber verlangt hat (wie z. B. die sehr zahlreichen aus dem Polnischen stammenden Adelsfamilien). Dergleichen Nachweisungen und Papiere kann ich auch für uns nicht auftreiben; der Onkel in Stettin behauptet, die Tante in Schlesien müsse sie haben, und diese meint dagegen, alle Papiere seien jenem ausgeliefert worden. Alles was der Onkel an ähnlichen Dokumenten hat, ist

unser auf Holz gemaltes Wappen, auf dessen Rückseite die Bemerkung, daß der Adelsbrief auf der Brüsseler Wappenkammer liegen solle.

Meine Verbindungen mit meinen väterlichen Verwandten datiren erst vom Jahre 1822; bis dahin habe ich keinen derselben gekannt, ich bin also mit Ihnen in gleichem Falle. — — Uebrigens haben wir von Außen her in dieser Beziehung wohl keinerlei Anfechtung zu befürchten; man muß sie nur nicht selbst provoziren; dies aber würde meiner Meinung nach ebenso wohl durch ein schüchternes, zweifelhaftes Benehmen als durch prahlende Anmaßung geschehen, welche Manieren uns Beiden durchaus fremd sind. — — Meine besten Grüße an Ihre liebe Frau und Kinderlein! Sie haben mir ja noch gar nicht gesagt wie der Erbprinz heißt? — Ich bin jetzt sehr beschäftigt; dennoch will ich das Weihnachtsfest bei meiner Braut zubringen, wenn ich Urlaub erhalte. —

Wenn Sie vielleicht einmal an mich denken, *so denken Sie an einen sehr glücklichen Mann!*

Ihr treuer Vetter Albert v. Roon.

Fünftes Kapitel.

Durch Allerhöchste Kabinetsordre vom 30. März 1836 wurde Roon als Hauptmann in den Generalstab versetzt, welcher damals einen Gesamtetat von nur 45 Offizieren hatte. Der junge Kapitän verblieb beim großen Generalstabe und wurde auch noch mehrere Jahre lang als Lehrer an der Allgemeinen Kriegsschule belassen. In seinen amtlichen Verhältnissen hatte sich daher kaum etwas geändert. Er war also jetzt in der Lage, sich auch seinen Privatangelegenheiten mehr widmen zu können — besonders da er nach einiger Zeit der Spannung die Gewißheit erhalten hatte, daß man ihn mit einem Kommando nach der Türkei (zu welchem er anfänglich mit anderen Generalstabsoffizieren ausersehen war) verschonen würde.

Schon im Juni wurde, mit Hülfe praktischer Freunde und deren erfahrenen Hausfrauen, eine geeignete Wohnung gesucht und in der Lindenstraße 61 auch gefunden. „Die Wohnung“ — so berichtete Roon damals selbst darüber — „liegt unweit des Dönhofsplatzes; sie besteht aus fünf Zimmern, zwei Kammern, einer hübschen hellen Küche, kleinem Keller, Boden, Stallung u. s. w. und kostet 260 Thaler. Sie befindet sich im untersten Stockwerke (hohes Parterre). Hinter dem

Hause ist ein großer Hof und hübscher Garten, dessen Mitbenutzung natürlich Contraktbedingung ist."

Die letzte Junggesellenwohnung, welche Roon in Berlin bewohnte, lag in der kleinen Wallstraße Nr. 7. Von dort aus berichtete er in denselben Tagen u. a.:

„Gestern Abend ist Eduard (Blanckenburg) richtig hier eingetroffen. Moritz und ich, wir waren ihm eine Meile entgegengeritten; die Freude war groß. — Alle Augenblicke werde ich heute gestört durch Eduards Freunde, welche nach ihm fragen. — Eduard, sein Stiefbruder Adolf, der hier bei'm Regiment Franz steht und Moritz werden heute bei mir essen. Du kannst denken, daß ein solches Diner in einer Junggesellen-Wirthschaft ein unerhörtes Ereigniß ist; aber ich gräme und schäme mich nicht deßwegen; die Wirthin borgt Tischzeug und Geräth, so mag es denn gehen wie es will — je confuser, liederlicher, desto besser; das giebt zu lachen. Aber ich denke bei dieser Gelegenheit mit innigstem Entzücken an die Zeit, wo ich eine liebe Wirthin haben werde, deren Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit das einfache Mahl mit solchen guten Freunden würzen und verschönern wird!"

Schon im Laufe des Sommers bezog der angehende Ehemann die neue Wohnung; er überwachte nun die Handwerker, und es war seine Freude, auch selbst Stück um Stück, Möbel und Hausrat anzuschaffen, um das Quartier, seinen bescheidenen Mitteln entsprechend, nach und nach auch zweckmäßig einzurichten. Denn auch diese Sorge hatte er sich nicht nehmen lassen, wußte er doch, daß die Eltern seiner Braut zwar für deren persönliche Ausstattung auskömmlich sorgen würden, daß aber die Beschaffung auch des ganzen Mobiliars ihnen zu schwer geworden sein würde. Denn die schlesische

Pfarrstelle gehörte zwar zu den besser dotierten, hatte aber schon damals neun Kinder und noch andere Verwandte zu ernähren — so daß zur Leistung so bedeutender Extra-Ausgaben ihre Einkünfte nicht ausreichen konnten, wenn ernste Zukunftssorgen vermieden werden sollten. — Für Roon kamen nun die — in damaliger Zeit freilich recht bescheidenen — Buchhonorare auch diesem Zwecke zu Hülfe; und wo diese nicht langten, da mußten die schmalen Reste seines inzwischen freilich nicht gewachsenen kleinen Erbteils noch aushelfen.

Am 12. Juli schon schrieb der „Brautknecht“ ganz stolz:

> „nun ist unsere Wohnung fix und fertig; es fehlen nur noch die beiden Chiffonnièren und die großen Schränke in der Schlafstube.“

In demselben Briefe konnte er voll Freude melden, daß der General Krauseneck — welcher für die Offiziere des großen Generalstabes eine im Monat August von ihm zu leitende Uebungsreise nach der Provinz Sachsen angeordnet hatte — ihm die Genehmigung erteilt habe, nach dieser Dienstreise von Sachsen aus direkt nach Schlesien zu eilen, ohne vorher noch einmal nach Berlin zurückkehren zu müssen. Hiernach konnte also der für die Hochzeit in Aussicht genommene Termin (Anfang September) festgehalten werden.

> „Daher bin ich denn heute auch gleich nach dem Essen zu unserm riesenhaften Garnison-Prediger Z. gerannt, habe ihn aus dem Schläf'chen gestört und, nicht gestört durch den ungeheuer gähnenden Mund, das Aufgebot in aller Form bestellt; und zwar dergestalt, daß ich mit Dir am 21. August zum dritten Male von der Kanzel springe, wie hier die Leute sagen. Nicht vergessen habe ich, dem Manne auf's Gewissen zu binden, das Dimissoriale sogleich an den Vater zu schicken, was er auch feierlichst versprach, ꝛc.“ —

„Wegen des Wagens werde ich mich wohl so entschließen, daß ich hier einen solchen kaufe oder miethe; denn es scheint mir doch zu unsicher, meine Pferde auf gut Glück nach Schlesien zu schicken, ungewiß, ob ich dort einen Wagen finde oder nicht. — Wie ich mich darauf freue, mit Dir in einem solchen Fahrzeug zu sitzen, die Deichsel hinwenden zu können, wo ich will oder vielmehr wo Du willst, die Du dann „mein liebes Weibchen" bist — das kann ich Dir gar nicht beschreiben!"

15. Juli.

„Noch kann ich Dir melden, daß meine Schimmel sich höchst anständig aufführen; gestern habe ich sie zum ersten Male eingespannt; sie sind so ruhig und gelehrig, zeigen soviel Talent für's Ziehen, als wenn sie wüßten, daß sie ihres Herrn liebstes Kleinod aus fernen Landen herführen sollen. Dein alter protégé, der weiße Schimmel, Mr. le Blanc, oder mit seinem ganzen Titel: Mr. le vicomte de sucre-blanc zeichnet sich vorzüglich aus, weniger seine Gefährtin, der Zimmtschimmel: Madame la marquise de Cannelle, welche befürchten mag, sich ihren zarten Busen aufzureiben; aber mit Hülfe einiger rhetorischer Mittel und gelegentlicher Gesticulationen mit der Peitsche wird das gute Geschöpf gewiß seine Pflicht bald begreifen. — Ist das nicht ein „süßes" Gespann: Zucker und Zimmet? — muß das nicht eine süße Fahrt werden? — — Einen Wagen habe ich auch schon halb und halb, zu leidlichen Bedingungen."

23. Juli.

„Am Dienstag habe ich Damenbesuch gehabt, ich schrieb Dir wohl schon davon: Richter mit seiner Frau und einer Frau von Holleben, deren Sohn (mein alter Freund und Cadetten-Kamerad) sich auch vor einigen Wochen verheirathet

hat. Sie waren artig genug, Alles — die Räume wie die Einrichtung — sehr bequem und hübsch zu finden, und ich närrisch genug, mich darüber zu freuen und sie aus Dankbarkeit — mit Eis und Kirschkuchen zu bewirthen."

24. Juli.

„Eben habe ich auf der Parade das Offizielle über unsere Generalstabsreise, wie es nun feststeht, erhalten, und schreibe Dir nun sogleich die Reise-Route nieder, soweit ich sie weiß:

den 27. Abreise — nach Potsdam, den 28. Treuenbrietzen, 29. Wörlitz, 30. Dessau und Köthen, 31. Juli bis 3. August Halle und Gegend, vom 4. bis 6. Querfurth und Gegend, am 7. und 8. wieder Halle, an welchem Tage der General eben daselbst eintrifft. Was weiter geschehen wird, weiß ich noch nicht; bis zum 2. August reise ich allein, dann beginnen (bis zum 7.) die Uebungen unter den Stabsoffizieren. Nimm Dir nun eine Charte und sieh Dir den Weg an, den Dein irrender Ritter machen wird. Wo Dir die Tagereisen kurz vorkommen, da habe ich noch besondere Geschäfte auszurichten, sodaß ich nicht große Strecken machen kann."

Halle, 1. August.

. . am 30. kam ich bei guter Zeit aber nicht sehr freundlichem Wetter in Wörlitz an; Nachmittags trabte ich in dem großen hübschen Herzoglichen Garten umher, wobei ich mein liebes Mädchen tausendmal an meine Seite wünschte. — Gestern Morgen fuhr ich nach Dessau, am Abend nach Köthen. Hier wie dort war es herzlich langweilig, weil man bei dem eisigem Winde nicht draußen sein konnte, ohne sich zu ärgern; es war ein Glück, daß ich zu thun hatte. Heute war es ebenso schlecht, ich konnte den Mantel nicht missen.

2. August.

Den freundlichsten Morgengruß, meine Geliebte! — — ich wohne am Ringe (und im „goldenen Ringe"). Als ich aufstand, war ich überrascht durch das lebendige Regen und Treiben unter meinen Fenstern; es ist heute Wochenmarkt, und der nun plötzlich eingefallene Regen macht das Bild noch lebendiger. — — Uebermorgen kommt der General; wohin und wie weit er sich mit uns verthun wird, ist so bestimmt nicht zu sagen; ob wir am 16. in Langensalza, ist noch nicht gewiß. Für den Fall, daß ich Gelegenheit finde, meinen Wagen nach Naumburg zu schicken, werde ich schon sorgen, daß mich Dein Brief findet. — —

Querfurth, 11. August.

Meine geliebte Braut! Dieses ist das letzte Mal, daß ich Dich schriftlich mit dieser Begrüßung anrede, denn — dieser Brief ist der Vorläufer meiner Ankunft; ich folge ihm bald, wenn auch langsam nach! In vier Tagen wende ich die Deichsel meines Wagens gegen Morgen — dahin, wo mir zugleich der schönste Morgen meines Lebens tagt! —

Ich wohne seit gestern hier mit Fischer [1]) auf dem alterthümlichen Schlosse; der General und die andern Offiziere in der Stadt; unsere Arbeiten sind mäßig, es bleiben viele angenehme Augenblicke übrig, in denen ich — — an meine schöne Zukunft denken kann. — Wie oft hat mich nicht Fischer schon bei einem heiteren Lächeln belauscht — — er weiß jetzt schon, was es bedeutet und lächelt mit. — — Nach Halle gehe ich nicht zurück; mein Wagen ist und bleibt bei mir, denn Fischer und ich haben zusammen gespannt und transportiren Sachen und Diener auf dem Wagen, während wir mit dem General reiten.

---

[1]) Hauptmann Fischer vom Generalstabe, mit Roon näher befreundet.

Die Mühseligkeiten der Dienstreise sind sehr erträglich, man kann sie kaum so nennen; die Bewegung in freier Luft gedeih't mir außerordentlich; ich bin so munter wie ein Hirsch, Essen und Trinken schmeckt mir vortrefflich. Es ist auch Alles dazu angethan, meiner Laune einen ununterbrochenen Rosenschein zu geben: die herrliche Gegend, das schöne Wetter, geistreiche Unterhaltung, rüstige Bewegung — und nun noch außerdem der entzückende Blick auf meine süße Zukunft! — Manchmal denke ich, es sei des Guten zuviel, besonders da auch alle äußerlichen störenden Zufälle, z. B. Krankheit der Pferde, Aerger mit dem Diener u. s. w., glücklicherweise fehlen.

Weißensee, 16. August.

Der letzte Morgen der Dienstreise ist angebrochen; schon habe ich mein Gepäck geordnet; wir warten eben, um mit dem General den letzten Ritt zu machen. Heute gegen Abend wird Alles vorbei sein. Morgen gehe ich nach Weimar und vielleicht bis Jena. Damit beginnt meine Brautfahrt! Könnte ich mir nur eine Garnitur Relais-Beine für meine Pferde verschaffen, dann wollte ich rasch genug bei Dir sein. Nun darf ich nur kleine Tagereisen machen, habe auch noch unterwegs hin und wieder zu rekognosciren. Beides wird mich länger aufhalten, als ich wünschte. O, könnte ich fliegen! Das habe ich nun aber leider! nicht gelernt; darum erwarte mich nicht vor dem 26. . . —

Abends in Sömmerda.

Nun bin ich wirklich auf der Reise zu Dir! — — In weniger als 14 Tagen werde ich in Deinen Armen glücklich sein! — Bald nachdem ich heute Morgen unterbrochen wurde, mußten wir zu Pferde steigen — zum letzten Mal. Um 2 Uhr kehrten wir zurück; der General entließ uns;

um 5 Uhr saß ich schon im Wagen, um noch eine Meile bis hier zurückzulegen, damit meine Pferde morgen leichteres Spiel hätten.

Wenn nichts besonderes vorfällt, so können mich Deine Gedanken in den folgenden Tagen an nachstehenden Orten finden, nämlich am 18. in Gera, 19. in Altenburg, 20. in Chemnitz, 21. Freyberg, 22. in Meißen, 23. in Dresden, am 24. in Bautzen, 25. in Görlitz, 26. in Bunzlau, am 27. — — weißt Du wo? —

Weimar, 17. August.

Meine Anna! vergebens war mein Gang nach der Post — nun, ich will geduldig warten. Auf dem Rückwege besah ich das Haus und den Garten, welche Goethe einst bewohnte. Nachmittag treibe ich mich noch bis gegen 5 Uhr hier herum, dann nach Jena. Heute Morgen trennte ich mich von den letzten meiner Gefährten, von Reisewitz, der mich gestern bis Sömmerda begleitet, und nun weiter reiset, um seine Frau aus der Gegend von Leipzig abzuholen. Als ich nun so allein fortrollte in meinem Wagen, da bemächtigte sich meiner jenes Gefühl freudigen Wohlbehagens, was uns immer durchdringt, haben wir einen beschwerlichen Abschnitt hinter uns und — die Aussicht auf eine frohe Zukunft. Nun — und welche Zukunft hat ein heitereres Ansehen als die meine? —

Abends in Jena.

Du magst Dir erklären, warum ich bei den vorstehenden Zeilen abbrach; Du kannst es wissen. Diesen bunten Brief habe ich nun bis hierher mitgenommen. Kaum angekommen, eile ich ihn zu schließen, denn ich höre, daß die Post in einer Stunde abgeht. Ich bin Dir und meinem Glücke nun wieder einige Meilen näher gerückt! Ich bin zu bewegt um mehr zu schreiben, selbst wenn ich mehr Zeit

hätte. Ruhe, innerliche Ruhe und Gesammeltheit ist zum Briefschreiben aber durchaus nöthig. Diese Epistel trägt ohnehin den Stempel der Zerstreutheit deutlich an der Stirn. Ich sage Dir zum letztenmal Lebewohl! — —

Mit zärtlicher Liebe

Dein Albert v. Roon.

* *
*

Am 2. September 1836, am Jahrestage der ersten Begegnung des jungen Paares, legte des Vaters Hand vor dem Großtinzer Altar ihre Hände zum ewigen Bunde in einander; und nach einer mehrwöchentlichen idyllischen Hochzeitsreise, auf welcher sie in der uns bekannten leichten Schimmelequipage das schlesische Gebirge und Teile von Böhmen durchzogen und schließlich Dresden kennen lernten, führte Roon sein junges Weib in ihre neue Heimat ein.

In Berlin wurden die Neuvermählten von den alten Genossen des „Kränzchens“ (Familien Richter, von Herrmann, von Gansauge, Fischer u. a.) mit offenen Armen aufgenommen und der jungen Frau ihr Eintritt in eine neue Welt dadurch sehr wesentlich erleichtert. Nicht minder trug dazu bei das sehr freundliche Entgegenkommen der Familie des Generals Krauseneck. Dieser war in den Jahren, als der Vater der jetzigen Frau von Roon Brigadeprediger in Mainz war, Kommandant dieses Platzes gewesen, und seine Gemahlin hatte sich der damals sehr jugendlichen Frau Rogge freundlich angenommen. Anknüpfend an diese alten Beziehungen übertrug die gütige, vortreffliche Dame das gleiche Wohlwollen nun auch auf die junge Frau von Roon — und innigste, das Leben noch überdauernde Freundschaft verband diese schon sehr bald mit den im Alter ihr nahestehenden Töchtern des gastlichen Krauseneck'schen Hauses, besonders mit Mathilde (späteren

Frau von Felgermann) und Adelheid (nach einiger Zeit mit Herrn von Canstein vermählt). Ebenso führte Roon seine junge Gattin natürlich bei nächster Gelegenheit den pommerschen Verwandten zu, und auch in deren liebreichen Kreise hat sie sich bald heimisch und wohl gefühlt.

Am 4. Juli 1837 ward das Glück der jungen Ehe noch vergrößert durch die Geburt des ersten Kindes — eines Knaben, dem genau ein Jahr später ein zweiter folgte, welcher aber nicht in Berlin, sondern bei einem Besuche in der schlesischen Heimat das Licht der Welt erblickte. Schnell genug war dadurch die erste Berliner Wohnung zu eng geworden; es mußte also schon 1838 ein etwas größeres Quartier (verlängerte Jakobstraße Nr. 126) genommen werden, wo Roon's in der zweiten Etage, und zwar über der mit ihnen sehr befreundeten, schon erwähnten Familie des Majors (damals im Kriegsministerium) von Herrmann gewohnt haben, dort auch während der ganzen ferneren Dauer ihres Aufenthalts in Berlin geblieben sind.

Im Jahre 1839 litt Roon längere Zeit an einer heftigen Augenentzündung. Dieser Umstand und bezügliche Anerbietungen der Schlesischen Stände hätten ihn damals beinahe veranlaßt, den Militärdienst zu verlassen und die (gerade frei gewordene) Direktion der Ritterakademie in Liegnitz zu übernehmen. Zum Glück zerschlugen die betreffenden Verhandlungen sich jedoch, und der Gebrauch eines Seebades, sowie eine im folgenden Jahre unternommene Fußreise durch die Schweiz und Oberitalien gaben ihm Gesundheit und Kräfte zurück. Aber schon im Sommer 1841, nach einer sehr ausgedehnten Rekognoszierungsreise durch Böhmen, Mähren und Schlesien mit daran sich schließender Generalstabs-Uebungsreise, erkrankte er abermals. Viele bange Wochen lag er im Hause seines Schwiegervaters an einem sehr schweren Nervenfieber darnieder,

welches ihn dem Tode nahe brachte. Die hingebend treue Pflege der Seinen, seine gute Natur und das große Wohlwollen seiner Vorgesetzten halfen ihm auch über diese schwere Krisis hinweg. Schon Anfang September hatte General Krauseneck ihm auf seine Krankmeldung seine Teilnahme ausgedrückt und ihm aufgetragen, jedenfalls seine völlige Genesung in aller Sorgfalt abzuwarten; und am 26. Oktober, als die größte Gefahr glücklich vorüber war, bezeugte derselbe gütige Chef abermals, welchen hohen Wert er auf Roon's Person legte, indem er ihm schrieb:

„Wie aufrichtig ich mich freue, daß Euer Hochwohlgeboren Genesung jetzt vorschreitet, und daß Sie dem Dienst und Ihrer Familie erhalten worden sind, habe ich nicht nöthig Sie zu versichern; diese Bestätigung durch Ihr Schreiben vom 22. d. M. war mir daher um so erfreulicher. Schonen Sie Sich soviel als möglich und reisen Sie nicht eher, bis Ihre Kräfte dies ohne alle Besorgniß gestatten."

Das nächste Jahr (12. April 1842) brachte dem glücklich Genesenen die Ernennung zum Major. Er war damals 39 Jahre alt, hatte also ein für damalige Zeit relativ sehr gutes Avancement gehabt. Mit seiner Beförderung war seine Versetzung zum Generalkommando des VII. Armeekorps verbunden. Doch ging er nur auf einige Monate nach Münster, ohne die Familie dorthin nachkommen zu lassen; denn schon im Herbste desselben Jahres wurde er wieder als Lehrer an die Allgemeine Kriegsschule in Berlin berufen, am 1. April 1843 auch zum großen Generalstabe zurückversetzt. Er behielt seine Vorlesungen an der Kriegsschule auch bei, als er am 13. November 1845 zum Generalstabe des IV. Armeekorps versetzt wurde. Kommandierender General des letzteren war nämlich damals S. K. H. der Prinz Carl von Preußen. Demselben

war gestattet worden, mit seinem Stabe in Berlin zu bleiben und die Geschäfte von dort aus zu führen. In nähere Beziehungen zu diesem hohen Herrn war Roon übrigens schon seit dem Jahre 1843 getreten, nachdem er die ehrenvolle Aufgabe erhalten hatte, dem (damals erst fünfzehn Jahre alten) Sohne desselben, dem Prinzen Friedrich Karl, Unterricht in der Geographie zu erteilen und Vorlesungen in der Taktik und anderen militärischen Wissenschaften zu halten.

In demselben Jahre hatte Roon auch seine litterarische Thätigkeit wieder aufgenommen. In unmittelbarer Beziehung zu derselben stand auch eine Audienz, welche König Friedrich Wilhelm IV. ihm am 29. Januar 1845 gewährte. Dessen Generaladjutant Leopold von Gerlach, der im Generalstabe Roons Vorgesetzter gewesen war, hatte es vermittelt, daß er die Erlaubnis erhielt, dem geistvollen, für alles wissenschaftliche Streben bekanntlich sehr huldreich gesinnten Monarchen persönlich sein (nunmehr in zweiter Auflage vollendetes und bedeutend erweitertes) Werk „Die Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde“ überreichen zu dürfen.

Roon hat über die ausführliche und gnädige Unterhaltung, welche der König daran knüpfte, als Er die fünf stattlichen Bände in Empfang nahm, eine genaue Aufzeichnung hinterlassen — wie er hinzufügte

„zum Nutzen und Vergnügen meiner lieben Jungen, mit einer Ausführlichkeit, die ich sonst nicht liebe und die sie nicht für Servilität halten werden. Wer weiß, was die Zukunft bringt, und ob ich in meinem Leben dem Monarchen, den ich ehre und von Herzen liebe und für eine Zierde der Menschheit halte, jemals wieder so nahe kommen werde.“

Der König hatte sich in jener für Roon immerhin denkwürdigen Unterhaltung eingehend nach seinen geographischen

Vorstudien und seinem Verhältnisse zu Carl Ritter erkundigt und war dann ebenfalls ausführlich auf Roon's Familie und Herkunft und die holländische Abstammung seiner Vorfahren eingegangen.

Außer den ihn fortgesetzt beschäftigenden geographischen Arbeiten hat Roon auch für die im Anfang der vierziger Jahre in Berlin erscheinenden „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“ — als deren Mitarbeiter — eine Reihe von geschätzten Aufsätzen geliefert; und im Großen Generalstabe nahm er in derselben Zeit teil an der Bearbeitung und Herausgabe der Geschichte des Siebenjährigen Krieges.

Wie vielseitig seine Thätigkeit war und wie wohl, ja glücklich er sich in seinem Berufe fühlte — darüber hat er sich selbst (wieder in einem Briefe an den Düsseldorfer Vetter) mit frischer Anschaulichkeit und recht eingehend ausgesprochen. Der wesentliche Inhalt dieses vom 5. August 1845 datierten Schreibens lautet:

„Herkömmlicher Weise beginne ich, geliebter Vetter, mit den Entschuldigungen für mein langes Schweigen. Zuerst hielt mich die Herbeischaffung der von Dir gewünschten Familien-Papiere ab, und da die Sache sich verzögerte, so fand sich bald ein zweiter und dritter Grund in meinen dienstlichen Beschäftigungen u. s. w. — und beide haben bis heute vorgehalten. Ich bin nämlich seit dem 1. April, mit der Ernennung zum Vorsteher der historischen Abtheilung des Großen Generalstabes, zugleich Redakteur des Militair-Wochenblattes und Vorsteher des Geheimen Archiv's und der Bibliothek geworden, auch leider! mit der Censur aller hier und in der Provinz Brandenburg gedruckten Militair-Schriften betraut worden, während meine Vorlesungen an der Kriegsschule und bei'm Prinzen fortdauern. Schon die Mannigfaltigkeit dieser Geschäfte setzt

einen großen Zeitaufwand voraus. Dazu kömmt, daß ich zugleich habe eine neue, die 6., Auflage meines kleineren Handbuchs bearbeiten und drucken lassen müssen. Bringe noch in Anschlag, daß man auch schlafen, essen, spazieren, Visiten machen, Zeitungen und die neuen Literatur-Erscheinungen ansehen, die Kinder [1]) prügeln, raisonniren und speculiren muß: so wirst Du einsehen, daß für das Korrespondiren keine regelmäßige Zeit-Quote ausgeworfen werden kann. Um indeß das Beste bei der Veränderung meiner dienstlichen Funktionen nicht zu vergessen, füge ich hinzu, daß damit 600 Thlr. Gehaltsverbesserung verbunden sind, die, wie ich hoffe, weder meinem äußeren noch meinem inwendigen Menschen schaden werden.

Indem ich Dir Deine Correspondenz über unsere Großoheime zurückgebe füge ich denselben zur Vervollständigung Deiner Sammlung von Familien-Papieren noch einige Akten bei (dieselben werden dann einzeln aufgezählt). Ich erwähne ferner, daß ich vor einiger Zeit einen österreichischen Baron unseres Namens nennen hörte, auch einen Lieutenant v. Roon in der neuesten holländischen Rangliste gefunden habe. — Der König fragte mich vor einiger Zeit ob ich mit der Bentinck'schen Familie verwandt sei, da er sich erinnere, daß man in Holland den verstorbenen Grafen Bentinck nie anders zu nennen pflegte als „Myn Heer v. Roon", [2]) — woraus Du wenigstens siehst, daß unser Name bei'm Könige einen gut-adeligen Klang hat.

Soviel von dieser Angelegenheit! — ich und die

---

[1]) Es waren damals schon sechs „kleine Roons" vorhanden, nämlich vier Söhne (1837, 1838, 1840 und 1844 geboren) und zwei Töchter (1842 und 1843 geboren).

[2]) Wahrscheinlich nach dem jetzt in seinem Besitze befindlichen Gute dieses Namens.

Meinigen sind wohlauf, wenigstens nicht krank, wenngleich ich und hie und da ein's der Kinder etwas zu klagen haben. Zu unserer Aller Erholung beabsichtige ich, im September mit der ganzen Sippe meine pommerschen Verwandten, die dringend und wiederholt darum gebeten haben, auf einige Wochen zu besuchen, wenn nichts dazwischen kömmt; denn in diesem Jahre hat mich meine amtliche Stellung ganz um die gewöhnliche Sommerreise des Generalstabes gebracht; künftig hoffe ich, mir das besser einrichten zu können; — vielleicht sehen wir uns dann. Ich kann mir zwar ungefähr denken, wo Du jetzt wohnst, aber doch thut es mir leid, daß ich mir kein Bild von Eurer neuen häuslichen Existenz machen kann. — — — Hoffentlich ist Deine liebe Frau jetzt wieder vollständig munter? wie geht's mit den Kindern? — Meine beiden ältesten Knaben gehen nun seit Ostern in die Schule und machen uns durch Fleiß und Fortschritte viele Freude, aber — man ist da in der Lage des fallenden Schieferdeckers: „ça va bien, pourvu que ça dure!“

Zum Schluß noch eine gewichtige Frage: Wie steht's mit der öffentlichen Meinung bei Euch am Rhein? Den Zeitungen ist ohne Ausnahme nicht zu trauen; sie leben von ihren Nachrichten und schneiden sie daher so zu, daß sie möglichst lange davon zehren können; außerdem aber erfährt man auch durch sie gewisse Verhältnisse ganz und gar nicht, oder doch nur durch die trübe oder absichtlich so und so gefärbte Journalisten-Brille; in vielen Fällen wenigstens geben die Zeitungen sich gar nicht die Mühe, die Dinge und die öffentliche Meinung so abzuspiegeln wie sie sind, sondern sie versuchen im Gegentheil — und es gelingt ihnen oft genug — die öffentliche Meinung zu *machen* und dadurch die Dinge zu gestalten. — Das ist der segens-

reiche Einfluß der Tages-Presse, an welcher sich, wie Du weißt, die meisten wohlgesinnten Leute bis jetzt nicht betheiligen, während sie fast ausschließlich von Individuen gespeiset wird, die dazu gezwungen sind — wenn sie selbst speisen wollen. Und von solchen Ouvriers läßt sich das Publikum an der Nase herumführen und vorerzählen, was es eigentlich will und soll. „Das ist einseitig!" (sagst Du). Ja wohl, aber jedenfalls eine Seite, die wirklich da ist und in großer Breite, während ihre Gegenseite mitunter etwas spitz zuläuft. Denn — doch wie kann man am Ende seines Papier's ein so großes Faß anstechen? Verzeih'! — Wenn Du aber Zeit hast, so schreib' mir ein paar Worte darüber, wie man bei Euch jetzt unsere öffentlichen Zustände ansieht, — ein Thema, das jeden Patrioten von Herzen interessirt. — —"

Fast drei Jahre lang war Roon in Berlin schon der Lehrer des Prinzen Friedrich Karl gewesen, als er durch das königliche Vertrauen und auf Wunsch des Prinzen Karl berufen wurde (am 3. Februar 1846), in noch nähere Beziehungen zu dem sehr hoffnungsvollen jungen Herrn zu treten, welcher damals sein achtzehntes Lebensjahr noch nicht ganz vollendet hatte. Roon wurde nämlich, unter Aggregierung bei dem Generalstabe, zum „militärischen Begleiter" des genannten Prinzen ernannt; und da letzterer bald darauf die Universität Bonn bezog, wo ein mindestens zweijähriges Studium in Aussicht genommen war, so ergab sich für Roon hieraus die — übrigens nicht unerwünschte — Notwendigkeit, mit seiner Familie ganz nach Bonn überzusiedeln.

Sechstes Kapitel.

Die nun folgende Zeit in Bonn, am herrlichen grünen Rhein, hat Roon stets zur angenehmsten und interessantesten seines Lebens gerechnet.

Hart am Ufer des Stromes, in einer schloßartigen Villa (Vinea Domini genannt, ganz nahe dem heutigen Hotel Kley auf der Koblenzer Chaussee), war für den Prinzen und sein Gefolge die Wohnung eingerichtet worden. Die eine Hälfte des Hauses — welches von einem ziemlich großen, nach der Rheinseite in Terrassen zum Leinpfade herabfallenden Garten umgeben war — bewohnten der Prinz und sein Adjutant Graf Bismarck-Bohlen (damals Premierleutnant im Garde-Dragonerregiment).[1] Die andere Hälfte war an Roon und seine — wie wir sahen — recht zahlreiche Familie überwiesen worden. —

Seine nächste Aufgabe ward diesem wesentlich erleichtert durch die herzliche Freundschaft, welche ihn sehr bald mit Graf Bismarck-Bohlen verband — und in welcher sie auch später lebenslang vereint blieben.

Aber auch mit den Lehrern des Prinzen und anderen

---

[1]) Jetzt General der Kavallerie z. D., Majoratsherr auf Karlsburg ꝛc. in Pommern.

Professoren der Hochschule, so u. a. Mendelssohn, Hasse, Argelander, Brandis, Dahlmann — trat Roon in mehr oder minder nahen Verkehr, welcher ihm die vielseitigsten und erfreulichsten Anregungen und Genüsse verschafft hat.

Vor allem aber datiert von jenen Jahren die innige Freundschaft und Seelenverwandtschaft, welche ihn mit Clemens Theodor Perthes — damals in Bonn als Professor der Rechte und der Staatswissenschaften in hervorragendster Weise thätig — verband. Wir werden auf die ganz besonders nahen Beziehungen zwischen beiden Männern und ihren durch Jahrzehnte fortgesetzten, meist brieflichen Verkehr später einzugehen haben und dann sehen, wie ihre Freundschaft sich mit den Jahren immer mehr vertiefte und wie beide in selten innigem Vertrauen die Schätze ihres Inneren einander erschlossen. In allen Wechseln seines bewegten Lebens hat Roon vor allem diese Freundschaft gehegt und hochgehalten.

Gewissermaßen als der ehrwürdige und hochgeehrte Nestor jenes Gelehrtenkreises in Bonn war der patriotische Freiheitsdichter Ernst Moritz Arndt anzusehen. Damals schon siebzig Jahre alt und nur noch in beschränktem Maße akademisch thätig, stand er doch in regem Umgange mit allen Mitgliedern der Universität. Die Beziehungen zu letzteren brachte bald auch Roon in geselligen Verkehr mit dem feurigen und sehr originellen Greise — und auch der junge Prinz Friedrich Karl fühlte sich ganz besonders hingezogen zu dem alten begeisterten Sänger, welcher einst sein: „Was ist des deutschen Vaterland“ und das Blücherlied „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!“ den Franzosen entgegengeschmettert hatte. Der Prinz hat den alten Herrn in seiner stillen und bescheidenen Häuslichkeit öfter aufgesucht und ist ihm auch innerlich näher getreten. Hierfür geben u. a. die nachfolgenden Strophen einen Beweis, welche damals der (25 Jahre früher

noch als Demagoge verfolgte!) alte Dichteridealist dem in gleichem Feuer glühenden Hohenzollernfürsten — der Siebzigjährige dem Siebzehnjährigen — zugerufen hat:

„Ich würde gern ein Mann der Kraft — ein Degen von gutem Eisen,
„Du, Lieber, wollst mir Stahl und Schaft zu solcher Waffe weisen!“
So — im Gefühlesübersturz — mich thät ein Jüngling fragen;
Dem mußt ich also, rund und kurz, die schwere Antwort sagen:
„Laß nie ein Wort aus deiner Brust, das Du nicht meinst, erklingen,
„Laß von der Weiber Zauberlust Dich unkeusch nie umschlingen!“
„Du bebst? — Es wird das Wort: ein Mann nicht leichten Kaufs beschieden:
„Denn Wahrheit nur und Keuschheit kann das edle Kleinod schmieden!“ —

Unseres Wissens sind diese Verse, die wohl zu den letzten des alten Sängers Arndt gehören, in weiteren Kreisen niemals bekannt geworden. Roon erhielt sie damals — zu seiner Herzensfreude — aus „seines“ Prinzen Munde überliefert; und seine Feder hat dafür gesorgt, daß sie nicht verloren gegangen sind. Sind sie doch wahrhaft charakteristisch sowohl für den edlen Jüngling, der in aufrichtiger Begeisterung die Frage stellte — wie für die sittliche Hoheit des freimütigen Greises, der die Antwort gab! Und daß auch der Inhalt der Antwort des Dichters dem Herzen des Fragestellers lebenslang unverloren geblieben ist — das können vor allem Die bezeugen — und zu ihnen gehörte Roon in erster Linie — welche der sonst so verschlossene Heldenprinz in das Innere seines Lebens, Denkens und Fühlens blicken ließ. Sie wurden nie in Zweifel gelassen über den herzlichen Abscheu, den er stets gegen alles Unwahre und Scheinwesen sowohl, wie gegen alle Frivolität empfand; und sie wissen, daß sein ganzes aufrichtiges, tiefernstes Streben, nicht nur als Soldat und Feldherr, sondern auch als Mensch und Mann, immer nur die höchsten und edelsten Ziele im Auge hatte. — Uebrigens kann es nicht zweifelhaft sein, daß diese innere Entwickelung des

Prinzen in hohem Grade dem mehrjährigen Einflusse und dem Beispiele des ernsten Roon zu danken war — dessen ganze Anschauung mit der in jenem Dichterworte geoffenbarten Gesinnung vollkommen übereinstimmte. — Daß der Prinz seine Ideale auch durch sein Leben und seine Thaten erfüllt hat, dafür finden wir die Beweise auf zahllosen Blättern unserer neuesten ruhmreichen vaterländischen Geschichte, die zugleich seinen erlauchten Namen tragen; seine Leistungen aber verdienen um so größere Anerkennung, als die dieselben ermöglichende Grundbedingung — die ersprießliche Entwickelung seines ganzen Wesens — keineswegs ohne vielfache, oft sehr schwere innere Kämpfe erreicht worden ist. Als Gegner bei diesen Kämpfen hatte der Prinz lebenslang sowohl mit seiner eigenen, seltsam schweren Natur, wie mit mancher Ungunst der Verhältnisse zu thun, welche auch den höchstgestellten Menschen durchaus nicht erspart zu bleiben pflegt — und Roon hatte in jenen Jugendjahren seines Zöglings häufig durch solche innere Konflikte mit zu leiden.

Er schreibt darüber schon im Jahre 1846 aus Bonn an eine sehr hochgestellte Persönlichkeit,[1]) welche an dem Ergehen des Prinzen lebhaften Anteil nahm:

„Ew. K. H. kennen gewiß aus früheren Erfahrungen den Mangel an herzlichem Einverständniß, an gemüthlicher Hingebung, welcher in den Beziehungen des Prinzen zu seinen erlauchten Eltern schon von Alters her bestanden hat. — In den entstehenden Konflikten mußte ich . . . . . meinem hohen Pflegebefohlenen gegenübertreten. Leider geschieht es nicht immer, daß eine durch Gewissen und Pflichtgefühl geregelte Handlungsweise mit erwünschtem Erfolge gekrönt wird. So auch hier. Meines ernsten, doch freund-

[1]) die Frau Prinzessin von Preußen, spätere Kaiserin Augusta.

lichen Zuspruchs ungeachtet, ist das Verhalten des jungen Herrn zu den erlauchten Eltern das alte geblieben, zu mir dadurch aber nicht inniger geworden, trotz der Anstrengungen, an denen es von meiner Seite nicht gefehlt hat. . . . Indessen muß ich der Wahrheit zu Liebe doch auch einer sehr vortheilhaften Veränderung gedenken, welche in seiner gesellschaftlichen und geistigen Entwickelung bemerkt worden ist.

Der Prinz hat viel Selbstgefühl. Wenn ihn dies einerseits zuweilen zur Ueberhebung verleitet, so giebt es ihm andererseits auch eine viel sicherere Haltung, als von seinen Jahren zu erwarten ist. Sein Verstand sagt ihm, daß er nur günstig beurtheilt werden kann, wenn er sich durch Freundlichkeit und Anmuth Anspruch darauf erwirbt.... Eine gewisse Gezwungenheit und Befangenheit seines Benehmens ist noch vorhanden, jedoch nur einer schärferen Beobachtung bemerklich, und in der hiesigen Gesellschaft ist daher nur Eine Stimme über die Liebenswürdigkeit und Angemessenheit seines Gehabens. — —

Der Prinz hängt mit allen Fasern seiner Seele an dem Regiment,[1]) in welchem er, freilich nur sehr kurze Zeit, Dienst gethan und Erfolge gehabt hat, wie er sich schmeichelt. Das Regiment ist seine eigentliche Heimath, wenigstens die Heimath seiner Gemüthswelt und bis jetzt der Inbegriff alles Schönen und Trefflichen. In der Erinnerung an die dort erfahrene Anhänglichkeit verräth sich sein Gemüth. Ist nun aber auch seine ganze Vorliebe dem Kriegsdienste zugewendet, so hat er doch die Wichtigkeit seiner hiesigen Mission begreifen gelernt. Sind gleich seine Anstrengungen für dieselbe nicht heroisch, so gewinnt er doch, begünstigt von trefflicher Auffassungskraft, in dem Umgange mit Männern

---

[1]) Erstes Garderegiment z. F.

von Auszeichnung, seinen Lehrern, täglich an Weite des Gesichtskreises, an Reife des Urtheils, an Interesse für die höheren Verhältnisse der Welt.

Der Prinz ist sittlich ernst und bis jetzt von reiner, keuscher Gesinnung. Seine eigenthümliche Weise erschwert die Annäherung jeder unstatthaften Vertraulichkeit von seiten der jungen Leute, mit denen er gelegentlich verkehrt. Dies enthebt mich mancher schweren Sorge; es gestattet mir, ihm manche unschuldige Freiheit zu gewähren und ihm so die Abhängigkeit weniger fühlbar zu machen, in welche er, nach dem Willen Seiner Majestät und Höchstseines Herrn Vaters zu mir gestellt worden ist — eine Abhängigkeit, deren bloßes Dasein sein Selbstgefühl verletzt, ohne daß ihre Aeußerungen ihn bedrängen." — —

„Mein Dank (so heißt es in der vom Dezember 1846 datierten Antwort der Prinzessin, welche Roon auf diesen Bericht empfing) hat eine doppelte Bedeutung, indem er zunächst der offenen und belehrenden Mittheilung gilt, die ich von Ihnen erhalten habe, dann aber auch in höherem Sinne . . . den Ausdruck wahrer Anerkennung darbringt über die Treue und Umsicht, mit welcher Sie Ihren schwierigen Beruf erfüllen; — ich kann Sie nur auf das bekannte Wort hinweisen, daß ohne Kampf kein Sieg errungen wird. Je schwieriger der Beruf, desto ehrenvoller; schreiten Sie also muthig auf der betretenen Bahn dem Ziele entgegen, das Gott Sie erreichen lassen möge, dies ist mein inniger Wunsch!

Ihre Beurtheilung meines Neffen scheint mir vollkommen richtig; und weil ich manche Seiten desselben durch eigene Beobachtungen schon kannte, werden Sie meinen Wunsch, darüber Auskunft zu erhalten, begreiflich finden. —

Das Ziel der Erziehung darf nicht vereitelt werden, welches auch das Ihrige ist und sich wohl einfach mit den Worten bezeichnen läßt: Preußische Prinzlichkeit in — deutsche Fürstlichkeit zu verwandeln. Die Aufgabe jeder Erziehung ist und bleibt, den Menschen dem Leben entgegenzubilden, und der Mensch in dieser höchsten Auffassung des Ausdrucks thut in jetziger Zeit in den fürstlichen Häusern Noth, da der persönliche Werth eine Hauptstütze ihrer Macht geworden ist." — —

Der Briefwechsel mit den hohen Verwandten des Prinzen, welchem obiges Fragment entnommen ist, war zeitweise ein sehr lebhafter; auch forderte derselbe viel Zeit, da Roon ihn immer mit ganz besonderer Sorgfalt, mit Beachtung der vielfachsten Rücksichten und naturgemäß durchweg eigenhändig zu führen hatte. Trotz seiner großen Arbeitskraft sah er auch in dieser Vertrauensstellung seine Zeit sehr reichlich in Anspruch genommen. Er schrieb darüber einem vertrauten Freunde (Juli 1846):

„. . . Die Hoffnung, Erträgliches zu leisten, stärkt und erquickt mich immer wieder von Neuem. Uebrigens habe ich die faulen Tage, die Du mir rücksichtlich meines Gesundheitszustandes freundlich prognostiziren wolltest, noch nicht gesehen! Um Vater, Mutter, Hausfrau, wissenschaftlicher Rathgeber, Studiengenosse, Rechnungsführer und Begleiter eines jungen Fürstenkindes und zugleich Verweser eines eigenen Familien-Kreises von der Ausdehnung des meinigen zu sein: dazu braucht man alle Stunden des Tages." — —

In den häufigen Briefen an die erlauchten Eltern, die sich wegen ihres besonders intimen Inhalts nicht wohl zur Mitteilung eignen, mußte Roon besonders darauf bedacht

sein, die oft hervortretenden Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Prinzen und dessen Vater auszugleichen und die auf beiden Seiten hervortretenden Schroffheiten in ihren Folgen möglichst zu mildern; gelang dies auch, wie die empfangenen Antworten darthun, nicht immer — so besserte sich doch das Verhältnis nach und nach zusehends; und Roon wurde dadurch und durch die dafür ausgesprochene Anerkennung später für manche Unannehmlichkeiten entschädigt. Ebenso mußten Berichte über des Prinzen Studiengang, seine Reisen, Urlaubswünsche u. s. w. direkt an den König Friedrich Wilhelm IV., den Minister des königlichen Hauses und den vortragenden Generaladjutanten erstattet werden. Wiederholt empfing Roon in solchen Angelegenheiten auch eigenhändige Schreiben des Königs, des Prinzen und der Prinzessin von Preußen, und namentlich auch von der um das Wohl ihres Enkels sehr besorgten Großherzogin von Sachsen-Weimar (Großfürstin Maria von Rußland). Ueberall wurde die Schwierigkeit seiner Aufgabe vollkommen gewürdigt. „Sie scheinen eben nicht auf Rosen zu wandeln," „Sie befinden sich in der schwierigen Lage, nach verschiedenen Seiten hin Front machen zu müssen" ... solche Aeußerungen wiederholten sich mehrfach in diesen Zuschriften, verbunden mit den von allen Seiten ihm und seinem Charakter ausgesprochenen Bezeugungen achtungsvollsten Vertrauens.

Es würde zu weit führen, in die näheren Details dieser Korrespondenz einzugehen, aus welcher sich immer wieder ergiebt, mit welcher Treue und Umsicht Roon die ihm gestellte Aufgabe behandelte und wie erfreuliche Erfolge er schließlich auch erreichte. Der volle Umfang der letzteren sollte sich freilich erst in dem späteren Leben seines Zöglings — dann aber auch in glänzendster Art — erweisen. Prinz Friedrich Karl hat unter Roon's Leitung nicht nur die ausgezeichneten

Eigenschaften seines Charakters entwickeln, die ungünstigeren beherrschen gelernt — sondern er gewann durch Roon's ernsten Einfluß auch die Freude und den Sinn für wissenschaftliche, gediegene Beschäftigung, welcher den künftigen Feldherrn Preußens schon frühzeitig in bemerkenswerter Weise auszeichnete. Mit dieser Fähigkeit, sich in nutzbringender Art wissenschaftlich selbst fortzubilden, hatte der Prinz die Möglichkeit erlangt, sein allgemeines und militärisches Wissen so zu vermehren, daß es ihm die ersprießliche — aber auch unentbehrliche — Grundlage für sein späteres Können, für seine lorbeergekrönten Thaten werden konnte und auch geworden ist.

Nach Schluß des Sommersemesters hatte — auf Bestimmung des königlichen Oheims und des erlauchten Vaters — der Prinz in beiden Studienjahren die Herbstmonate zu längeren Reisen in das Ausland (Schweiz, Italien, Frankreich) zu benutzen. Die Leitung und näheren Anordnungen dafür wurden natürlich in Roon's Hand gelegt; die Auszüge aus den Aufzeichnungen [1]), welche er darüber für seine Gemahlin und die Angehörigen seiner Heimat gemacht hat und welche ihm zugleich als Anhalt dienen sollten für spätere mündliche Ergänzungen, sind (in Beilage 2) hier beigefügt. Sie dürfen durch die Teilnahme des Prinzen ein höheres Interesse in Anspruch nehmen, als andere dergleichen Reisebriefe; freilich tritt bei dem strengen Inkognito, welches der junge Herr (außerhalb Deutschlands wenigstens) bewahren mußte, seine Persönlichkeit niemals in den Vordergrund; und wenn Roon seines hohen Reisegefährten erwähnt, so geschieht es immer nur in sehr diskreter Weise. Indessen auch abgesehen davon behalten diese Reiseerinnerungen immerhin einen bleibenden Wert durch die

---

[1]) Vor etwa zehn Jahren schon einmal veröffentlicht.

anschauliche und lebendige Schilderung der erhaltenen Eindrücke und durch den offenen, empfänglichen Sinn für die Schönheit und Großartigkeit der Natur, von der sie Zeugnis geben; andererseits auch durch die Innigkeit und Herzlichkeit, mit der Roon auf Schritt und Tritt seiner Lieben in der Heimat gedenkt. Ist doch in jedem Orte sein erster Weg auf das Postamt, auf dem er die ersehnten Briefe von ihnen zu finden hofft (und es ist bemerkenswert für die Postverbindungen jener jetzt 45 Jahre zurückliegenden Zeit, daß er diesen Gang so oft vergeblich thun mußte, weil die Reisenden meist schneller vorwärts kamen als die Briefe); entzückt und erfreut ihn doch keine landschaftliche Aussicht, die sich ihm auf der Reise darbietet, ohne daß sich in die Freude ihres Genusses das Bedauern mischt, daß er dieselbe nicht mit seiner Frau teilen kann. Insofern bilden auch diese Briefe einen nicht unwichtigen Beitrag zur Charakteristik Roon's, deren hervorstechender Zug: die Treue, verbunden mit herzlichstem Familiensinne, darin ganz besonders zum Ausdruck gelangt.

Dazu kommt, daß die Art des damaligen Reisens, von der Grenze der Schweiz an fast ohne alle Eisenbahnverbindung, im eigenen, von Ort zu Ort gemieteten Wagen, vielfach zu Beobachtungen die Möglichkeit gab, die bei der Eile, mit der heute die Länder durchflogen werden, sich der Wahrnehmung der meisten Reisenden völlig entziehen. Dadurch gestalten sich diese Reiseerinnerungen hier und da auch zu Kulturbildern einer uns freilich noch naheliegenden und dennoch vielen schon völlig fremd gewordenen Zeit. —

Als ein bemerkenswertes Ereignis während der Bonner Zeit ist auch noch eine hochherzige That des Prinzen Friedrich Karl zu erwähnen, bei welcher derselbe persönlich sein Leben eingesetzt und in große Gefahr gebracht hat.

Roon schrieb darüber (am 14. Juli 1847) an die Frau Prinzessin Karl (die Mutter „seines" Prinzen):

„. . . Vorgestern Nachmittag war der Prinz mit dem Grafen Bismarck ausgegangen und in einen Garten am Rhein getreten, in welchem eben die allwöchentliche musikalische Unterhaltung für die hiesige Gesellschaft stattfand. Diese wurde jedoch auf eine sehr unerwartete Weise durch einen vom Strom heraufschallenden Hülferuf gestört. Mehrere junge Männer sprangen die Terrasse hinab, unter ihnen der Prinz und Graf Bismarck. Eine auf den Wellen treibende Mütze, eine dann und wann aus ihnen hervorragende Hand ließen leicht erkennen, was vorgegangen. Graf Bismarck und fast im selben Augenblicke auch der Prinz warfen ohne Zaudern die Röcke ab und sich in den Strom. Der Graf war so glücklich, den Ertrinkenden zuerst zu erreichen und ihn über dem Wasser zu erhalten, bis er in einen herbeieilenden Nachen gebracht wurde, wobei der Prinz hülfreiche Hand leistete. Zwei andere, der junge Herr von Orlich und ein Unbekannter, hatten sich ebenfalls ins Wasser gestürzt, kamen aber zu spät. Der Gerettete, ein elfjähriger Knabe (Sohn des Weinhändlers Nettekoven), fand schnell die Besinnung wieder und eilte nach Hause, ebenso die Retter, denen ja Gott sei Dank! das unerwartete Bad bis jetzt in keiner Weise geschadet. — Der dankbare Vater machte am gestrigen Tage einen Besuch und erschien heute Abend unter dem Balkon des Prinzen an der Spitze des hiesigen Männergesang-Vereins „Konkordia", der unter dem Zulauf einer großen Menschenmenge eine sehr gelungene Serenade ausführte. —

Der Prinz war gleich nach dem Vorfall unzufrieden mit sich, daß ihm der Graf B. bei Ausführung des verdienstlichen Werkes zuvorgekommen; ich suchte Ihn zu trösten

durch die Bemerkung, daß der Erfolg unseres Thuns immer in Gottes Hand stehe, und daß nur die ihm zum Grunde liegende Absicht den einzig richtigen Maßstab für die Beurtheilung von Gott und Menschen abgeben können.

Diese kurze, schmucklose Darstellung wird ausreichen, um Ihre Königliche Hoheit vollständig über ein Ereigniß in Kenntniß zu setzen,. welches in seinem Verlaufe wie in seinem End-Resultat so viel Erfreuliches darbietet, daß man wohl von der drohenden Möglichkeit absehen kann, zu denen es, namentlich einem besorgten Mutterherzen, gleichfalls Veranlassung gegeben. Wenn Ihre Königliche Hoheit erwägen, daß mein hoher Pflegebefohlener in dem vorliegenden Falle so gehandelt, wie es einem beherzten und edlen Gemüthe natürlich war: so werden Sie Ihm gewiß auch freudig verzeihen, daß Er dabei ein Ihnen theures Leben in Gefahr brachte, an welches das Vaterland mit Recht Ansprüche und Erwartungen knüpft; und mit uns Gott dankbar und freudig preisen, dessen schützende Vaterhand den edlen Sprößling unseres erhabenen Königshauses gnädig bewahrt hat." —

Gleichzeitig ergingen Meldungen über den Vorfall an die Großmutter des Prinzen sowie an den General von Neumann, vortragenden Generaladjutanten Sr. Majestät.

Letzterer antwortete am 24. Juli, daß

„. . . Se. Majestät geneigt sei, beiden Rettern die Rettungsmedaille am Bande zu verleihen. Insofern hierzu jedoch vorschriftsmäßig die Ueberzeugung von der Lebensgefahr zum Grunde liegen muß, welcher sich dieselben, wie ich wohl glaube, wirklich ausgesetzt haben, ersuche ich Sie noch ergebenst, mir hierüber Ihre nähere und ausführliche Mittheilung gefälligst zu machen.

Der König hat sich über das Benehmen des Prinzen herzlich gefreut und dies von Rechtswegen.“ —

Wenige Tage darauf berichtete Roon:

„... des Prinzen Friedrich Karl Königliche Hoheit hat, nachdem ich Ihm Mittheilung von Hochdero Schreiben gemacht, sich direkt an Se. Majestät gewandt, um als Augenzeuge und Mithandelnder darzuthun, daß der Graf Bismarck sich bei der Rettung des jungen N. allerdings in Lebensgefahr befunden habe, daß hingegen für den Prinzen eine solche nicht stattgefunden habe, weil er den Ertrinkenden erst dann erreicht und berührt, als sein eigentlicher Retter denselben bereits über dem Wasser gehalten und ein Nachen herbeigeeilt sei. Ich vermag diesem ... nur wenig hinzuzufügen, da ich leider nicht Augenzeuge gewesen bin. Aus lokalen und allgemein in der Sache liegenden Gründen bemerke ich jedoch, daß die männliche und augenblickliche Entschlossenheit, welche der Prinz sowohl als Graf B. bewiesen, als sie bei dem ersten Hülferuf ohne alles Bedenken, fast im vollen Anzuge, in den tiefen reißenden Strom sprangen, gewiß die volle Anerkennung selbst jedes fertigen Schwimmers verdient, da sie offenbar unabhängig von der Fertigkeit ein Pflichtgefühl und eine Charaktertüchtigkeit bekundet, die nicht gewöhnlich sind...

... Der hiesige Oberbürgermeister hat gleich nach dem Vorfall die Zeugen vernommen und das Protokoll darüber auf dem gewöhnlichen Instanzenwege, den bestehenden Vorschriften gemäß, eingesandt.

Schließlich füge ich noch hinzu, daß die besprochene Handlung und die Betheiligung des Prinzen an derselben im hiesigen Publico, wie leicht begreiflich, einen außerordentlich günstigen Eindruck gemacht hat, und daß hier

wohl nicht leicht jemand bezweifeln möchte, daß die Rettung nur mit wirklicher Lebensgefahr ausgeführt worden und auszuführen gewesen sei. . . .“

Die erwähnten amtlichen Erhebungen führten dann dazu, daß beiden Rettern, dem Prinzen Friedrich Karl und dem Grafen Bismarck-Bohlen, von des Königs Majestät die Rettungsmedaille am Bande verliehen wurde. Der König hatte sich überzeugt, daß die edelmütige Bescheidenheit des Prinzen in seinem (oben erwähnten) Proteste gegen die in Aussicht gestellte Auszeichnung denn doch zu weit gegangen war. — Mit Recht hat der Prinz denn auch später auf diesen wohlverdienten Orden einen ebenso hohen Wert gelegt als auf die später auf zahlreichen Schlachtfeldern erworbenen Auszeichnungen.

Zu Ostern 1848, mit Schluß des Semesters, sollte der Prinz Friedrich Karl seine Studien beenden. Die Ereignisse dieses Frühjahrs (Februarrevolution in Paris) brachten es jedoch mit sich, daß er Bonn schon früher verließ. Hören wir auch darüber wieder Roon's eigene Worte (Bericht an die Großherzogin von Sachsen-Weimar vom 8. März 1848):

„Ihrer Königlichen Hoheit habe ich heut die plötzliche Abreise Allerhöchst Ihres Herrn Enkelsohnes nach Berlin zu melden. Nachdem mir Tags zuvor von seiten Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Karl der Befehl zugegangen, den Prinzen zur Mitreise aufzufordern, passirte hier am Sonntag Nachmittag das Schiff, welches die gesammte hohe Familie trug, und nahm den Prinzen an Bord; ich begleitete die Herrschaften bis Köln, von wo ich hierher zurückgekehrt bin, um den Haushalt aufzulösen und dann nach Berlin zu folgen.

Auf diese Weise ist der hiesige Aufenthalt meines hohen

Pflegebefohlenen um 3 Wochen abgekürzt worden. Eine wesentliche Beeinträchtigung seiner Studien kann ich darin zwar nicht erblicken, da die mit den Tagesereignissen verknüpfte Aufregung in der That jedes andere Interesse verschlang. Auch ist es an der Zeit, daß der Prinz sich gegenwärtig ohne Säumen militairischer Beschäftigung zuwende, damit die Zukunft ihn vorbereitet finde zu Leistungen, die das Vaterland von seinen jungen Fürsten mit Recht erwartet. Dennoch würde ich es lieber gesehen haben, wenn der Prinz nicht gestört worden wäre in seinem Gange; denn das ohnehin aufgeregte Publikum wird durch derlei außerordentliche und plötzliche Maßregeln leicht noch mehr irritirt und noch lebhafter angeregt zu falschen Beurtheilungen der in den höchsten Kreisen herrschenden Meinungen und Ansichten über die gegenwärtigen bedenklichen Zeitereignisse. Bei diesem Anlasse kommt es indessen auf mein persönliches Dafürhalten nicht an....

Es wird Ihrer Königlichen Hoheit übrigens nicht unangenehm sein zu erfahren, daß das Scheiden Ihres Herrn Enkelsohnes vom hiesigen Musensitze von den lebhaftesten und ungeheucheltsten Merkmalen herzlicher Liebe und treuer Anhänglichkeit begleitet war. Die Behörden der Stadt, die Universität, das Offizierkorps, alle, die sich nur irgend dazu berechtigt glaubten, eilten am Morgen, als die plötzliche Abreise bekannt geworden, herbei, um dem lieben jungen Herrn Lebewohl zu sagen; zuletzt kamen noch die Studenten mit Musik in feierlichem Aufzuge mit einem Lebehoch. Der Prinz benahm sich bei allen diesen Demonstrationen vortrefflich. Sichtlich bewegt, ja erschüttert, verlor er dennoch keinen Augenblick eine wünschenswerthe Fassung. Er wußte jedem etwas Passendes und Freundliches zu sagen, und immer sah man, daß es von Herzen kam und zu Herzen

ging. Ihre Königliche Hoheit können ermessen, wie wohl mir das that! Ich muß mich jetzt von ihm trennen: das ist mir in diesen Abschiedsscenen mit erhöhter Deutlichkeit entgegengetreten. Die dabei und früher kundgegebene Reife — die freilich noch immer weiterer Entwickelung bedarf — macht es, eben dieser Entwickelung wegen, nöthig, daß der Prinz der von mir bisher ausgeübten positiven Leitung enthoben werde. Nun habe ich zwar dieselbe, in dem Maße als der Prinz sich dazu reif zeigte, schon in den letzten Jahren mehr und mehr zurücktreten lassen, und es ist denkbar, daß dies auch ferner in noch höherem Maße geschehen könnte. Allein bei dem strebsamen, zur Autoritätseifersucht neigenden Charakter des Prinzen ist es mir sehr zweifelhaft, ob ich im Stande sein würde, den hinreichenden Einfluß zu behalten, nachdem ich, wie es doch Alter und Reife des Prinzen verlangen, meiner amtlichen Machtvollkommenheit entkleidet worden. Zur Bewahrung eines solchen persönlichen, durch Nichts gestützten Einflusses fehlt es meinem Charakter an Geschmeidigkeit und Elasticität. Es ist daher im Interesse Dessen, dem seit zwei Jahren alle meine Kräfte gewidmet waren, daß ich einem Andern Platz mache, der sich für die veränderte Stellung in höherem Maße eignet. Ich glaube einen solchen Mann in der Person des Major ** gefunden zu haben, und die fürstlichen Eltern sind auf den Vorschlag eingegangen; ich erwarte die desfallsige Entscheidung Seiner Majestät des Königs. Wie diese auch ausfalle: immer werde ich mit dem höchsten Interesse der ferneren Entwickelung des theuren Prinzen folgen, dessen nicht ohne Kampf gewonnene Zuneigung mir eine wahre Genugthuung gewährt; immer werde ich auch mit der innigsten Dankbarkeit der vielen Beweise des Wohlwollens und Vertrauens gedenken, welche

mir von Seiten der Mitglieder seiner hohen Familie, namentlich auch durch die Gnade Ihrer Königlichen Hoheit zu Theil geworden sind. . . ."

In der Antwort (vom 12. März 1848) schreibt die Frau Großherzogin u. a.:

„Ihr Urtheil über die Studien meines Enkels hat mich erfreut, ganz besonders aber die gedeihliche Entwickelung seines Gemüthes wie seines Geistes, die unter Ihrer einsichtsvollen Leitung einen so guten Fortgang gehabt hat . . ."

und schließt mit den besten Wünschen für die Zukunft des Majors von Roon:

„. . . der Großherzog und ich hoffen, daß Sie von nun an niemals Weimar passiren werden, ohne sich darin aufhalten zu wollen ꝛc."

Das warme und innige Interesse um die weitere Entwickelung des Prinzen Friedrich Karl hat Roon lebenslang in treuester Anhänglichkeit bewahrt; und selten ist auch wohl ein Mentor zu gleich hohem Stolze auf die Thaten seines Pflegebefohlenen berechtigt gewesen! Es wird sich später die Gelegenheit bieten, auch noch Mitteilungen über den ferneren Verkehr dieser beiden Männer zu machen, welche, bei aller sonstigen Verschiedenheit ihrer Lebensstellung und Eigenart, doch das gemeinsam hatten, daß sie beide den allerwichtigsten Einfluß auf die Entwickelung und Ausbildung der vaterländischen Heeresmacht zu nehmen berufen wurden, und daß sie beide, jeder an seinem Platze, diese ihre Aufgabe durch hohe Leistungen zu lösen verstanden.

Wie sehr Roon aber — und zwar gerade im Momente der Trennung von „seinem" Prinzen — das Wohl desselben

auf seinem Herzen trug, wie tief er nachgedacht hatte über die Eigentümlichkeiten seines Wesens und Charakters, und wie sorgsam er bemüht war, auch für die nähere und fernere Zukunft die Wege zu ebnen, damit die bedeutenden Gaben des Prinzen in jeder Weise fortgebildet würden und zur vollen Geltung kommen könnten — das zeigt ganz besonders die durch den Vater des Prinzen dem Könige zur Genehmigung unterbreitete Instruktion, welche Roon schon Ende Februar 1848 für seinen Nachfolger entworfen hatte. In diesem Aktenstücke findet sich die Summe der Erfahrungen und Beurteilungen, welche Roon im Verkehr mit seinem Prinzen gewonnen, vereinigt mit den sorgfältigsten und zweckmäßigsten Vorschlägen und Anweisungen für den ferneren Studien- und Lebensgang. Es sei gestattet, auch auch dieser Instruktion einige Auszüge mitzuteilen, da auch aus diesen eigenhändigen Aufzeichnungen Roon's seine innersten Lebens- und Weltanschauungen deutlich erkannt werden können.

„... Von der guten Gesinnung des Prinzen und dem Interesse für sein eigenes Heil wird erwartet, daß er sich in christlicher Demuth und Bescheidenheit zugleich fortwährend erinnern werde, wie vieles ihm noch zu erlernen und anzueignen übrig ist, wie sehr er sich überall noch als Anfänger zu betrachten hat und wie lebhaft ihn seine hohe Stellung auffordert, die gepflanzten Keime sorgfältig zu pflegen und zu entwickeln, damit ihnen reiche Früchte entsprießen; Früchte, die dem Vaterland Segen, seiner hohen Familie Freude, ihm selbst Befriedigung gewähren.“ —

„... Auf der anderen Seite wird dem Major ** (Roon's Nachfolger) aufgegeben, mit allen seinen Kräften dahin zu wirken, damit der Prinz in der ihm, als Mitglied des königlichen Hauses, vorzugsweise wohlanstehenden

christlichen Gesinnung, in der ihm bisher eigenen Reinheit der Sitten und in der Lauterkeit des Wandels verharre, welche mit Recht in jedem Stande als schönste Zierde gelten, aber in Wahrheit vornehmlich für den unerläßlich sind, dessen hohe Stellung ihn für Millionen zum ruhmwürdigen Vorbild oder — zum demüthigenden Aergerniß macht. . . ."

„. . . Nachdem der Prinz durch die nunmehr beendeten zweijährigen Universitätsstudien die unentbehrlichen Grundlagen allgemeiner Bildung gewonnen, wird sein nächstes Augenmerk dem üblichen Brauche gemäß darauf zu richten sein, daß er ein guter Offizier werde, womit indeß die fernere Kultur allgemeiner, namentlich staatsmännischer Interessen und Studien keineswegs ausgeschlossen werden soll. Weil der Prinz aber nicht bloß, wie jeder andere Offizier, dem Vaterlande nach Vermögen zu dienen, sondern auch kraft seiner hohen Geburt ganz ausdrücklich dazu berufen ist, dereinst einen ausgezeichneten Platz im Heere würdig einzunehmen und diesem in Tüchtigkeit und Einsicht vorzuleuchten: so wird sich seine militairische Bildung, die ihrer Natur nach eine theoretische und eine praktische Seite hat, auch weder auf die eine noch auf die andere ausschließlich zu beschränken haben. . . . Denn es ist einleuchtend, daß der allseitigeren Reife auch das einflußreichere Wirken, der tieferen Ausbildung auch die höhere Geltung entsprechen wird, diese wie jene zur Freude seiner hohen Angehörigen, zum Frommen des Vaterlandes und zur Verherrlichung der Armee. . . ."

Es folgen nun Vorschriften zur weiteren Ausbildung im Frontdienste der verschiedenen Waffen, deren taktische Elemente zunächst gründlich zu erlernen seien; nach und nach sei dann zu höheren Aufgaben und Stellungen auf diesem Gebiete vor-

zuschreiten und würde sich dabei auch bald ergeben, für welche Waffe der Prinz eine besondere Neigung zeige. — Nach Beendigung des praktischen Kursus durch alle drei Waffen werden sodann größere Reisen, „zur ferneren Erweiterung des Gesichtskreises“ in Aussicht genommen, und zwar auch Reisen zu den wichtigsten größeren Truppenzusammenziehungen und Manövern des In- und Auslandes, sowie kriegshistorische Reisen nach Art der Generalstabsübungsreisen ꝛc.

Die Wintermonate sollen ferner besonders zu theoretischen Studien benutzt und diese auf die höheren Teile der Kriegskunst und das Studium der Kriegsgeschichte ausgedehnt werden.

„Hierbei ist von dem Eifer des Prinzen zu erwarten, daß er die bereits gewonnenen Resultate seiner bisherigen historisch-politischen und staatsmännischen Studien nicht wieder aufgeben, sondern vielmehr thätig weiter entwickeln werde durch wohlgewählte Lektüre und geistigen Verkehr mit solchen ausgezeichneten Personen, deren reife Erfahrung und gediegene Welt-Anschauung das Urtheil des Prinzen über öffentliche Zustände und Verhältnisse zu vervollständigen und zu berichtigen geeignet ist. Der Prinz wird die Nützlichkeit eines solchen Verkehrs auch fernerhin anerkennen, indem er sich der durch seine Lebensstellung gegebenen ernsten Nothwendigkeit erinnert, immer, selbst wenn es augenblicklich lästig fällt, das Würdige und Bedeutende aufzusuchen und dem blos Unterhaltenden und Angenehmen, auch da, wo es an sich nicht eben unwürdig oder verwerflich erscheint, vorzuziehen.

Vorzüglich wünschenswerth ist es endlich, wenn der Prinz mit zunehmender Reife auch mehr und mehr lernt, sich auf angemessene und selbstbelehrende Weise selbst zu beschäftigen: denn nur dem unreifen Jugendalter ist es zu verzeihen, wenn es die dem Menschen zugemessene Lebens-

spanne als ein unerschöpfliches Kapital betrachtet, mit dem nicht nöthig sei Haus zu halten, während der gesinnungsvolle Ernst einer hohen und reichen Zielen nachstrebenden reifen Persönlichkeit nichts Wichtigeres kennt, als, jede Minute nutzbar anlegend, mit dem anvertrauten Pfunde tausendfältig zu wuchern."

Es folgt der Vorschlag zu der Bestimmung des Königs, daß diese Instruktion auch dem Prinzen mitgeteilt werden soll.

„Von seiner treuen Anhänglichkeit an König und Vaterland — dem sein Leben gehört — von dem hochsinnigen Berufseifer, der aus der richtigen Würdigung seiner fürstlichen Stellung entspringt; von dem sittlichen Ernst seiner christlichen Gesinnung — wodurch erst jede männliche und fürstliche Tugend ihre Weihe und Wahrheit erhält — wird erwartet, daß er tief beherzigen werde, was hiermit aus königlicher und freundlicher Fürsorge für sein wahres Wohl „ebenso ernstlich als gnädig" angeordnet worden ist."

* *
*

Die Stellung, welche Major von Roon bei dem Prinzen Friedrich Karl einnahm, brachte es, wie erwähnt, schon damals mit sich, daß außer den Eltern des Prinzen auch die meisten übrigen Mitglieder des Königshauses in mehr als oberflächlicher Weise von seiner Person Notiz nahmen. Für Roon, der den Kreisen des Hofes und allem höfischen Treiben bisher fern gestanden, ergaben sich daraus manche neue Eindrücke. Im Januar und später noch einmal im April 1847 begleitete er den Prinzen zu längeren Besuchen in Berlin und Potsdam. Seine Erlebnisse auf dem Parkett berichtet er dann getreulich seiner in Bonn zurückgebliebenen Frau, und wir müssen daher in unseren Schilderungen noch einmal auf den Anfang des Jahres 1847 zurückgreifen.

„Obwohl ziemlich unbekannt in jenen Kreisen, schlug ich mich doch leidlich durch."

schreibt er gelegentlich eines Berichtes über eine große Abendgesellschaft bei dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen — in dem Palais, das er später noch so oft betreten sollte. Von beiden Herrschaften sehr gnädig empfangen, wurde er von der Frau Prinzessin für einen der nächsten Tage zu einer längeren Privataudienz bestellt und auch später noch wiederholt befohlen. Ein andermal hat er mitzuteilen, ein Briefchen habe ihn sofort zum Prinzen von Preußen beschieden,

„der mancherlei von mir wissen wollte; darauf wurde ich abermals zur Frau Prinzessin gefordert."

Andere gesellige Vergnügungen, Diners bei den Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften folgten sich; es war „ein unaufhörlicher Trubel", an dem er aber im ganzen nur wenig Geschmack finden kann. Doch freut es ihn, daß er — auf dem in herkömmlicher Weise gefeierten Ordensfeste — sämtlichen Prinzen vorgestellt wurde.

„Der junge Prinz Friedrich Wilhelm (damals im sechzehnten Lebensjahre stehend, der spätere Kronprinz und Kaiser Friedrich III.) war besonders freundlich und gefiel mir in seiner kindlichen Natürlichkeit gar wohl."

Beim Prinzen Albrecht findet er

„eine kleine ausgewählte Tischgenossenschaft beisammen: General von Stockhausen, General von Gerlach, die Professoren Ranke, von Raumer, Trendelenburg 2c."

Wöchentlich zweimal, zuweilen auch öfter, speist er mit dem Prinzen bei dem Könige. Sehr häufig trifft er dort u. a. mit Alexander von Humboldt zusammen, der ihm manches

Interesse für seine geographischen Arbeiten und Lehrbücher bezeugt. Doch berührt es Roon eigentümlich, daß dem großen Gelehrten — die Hofluft so unentbehrlich schien.

„Heute waren dort nur 16 Gäste, es ging sehr still zu, weil der König um seine (damals sehr leidende) Gemahlin besorgt war.“

Ein andermal ganz plötzlich zu 3 Uhr zur königlichen Tafel gerufen, kommt er erst eine Viertelstunde später ins Schloß.

„Erschrick nicht (schreibt er), ich kam immer noch eine Stunde zu früh, denn das Diner begann erst um 4 Uhr. Davon künftig! Leider ist die Königin sehr leidend, man soll heute sogar von einem Aderlaß geschrieben haben. Gott führe sie gnädig aus dem Krankenbett an Ihres hohen Gemahls Seite zurück, der in dieser sorgenvollen Zeit ihre tröstliche Nähe gewiß sehr schmerzlich entbehrt.

Er war heute ungewöhnlich ernst, wenngleich gesprächig wie sonst.“

Ausführlicher schrieb Roon über eine längere Audienz, die er am Karfreitage nach der Kirche bei dem Könige hatte.

„Um 11 Uhr fuhr ich mit dem Prinzen in den Dom, wo die ganze Königliche Familie mit Ausnahme der Prinzeß Wilhelm und der Königin, die noch immer schwach ist, versammelt war; aber nur Prinz und Prinzeß von Preußen kommunizirten. Die Predigt .... war ziemlich matt, und ich hätte, da mir soviel Störendes durch den Sinn ging, eine recht tüchtige, anpackende Rede bedurft. Nach der Kirche eilte ich — es war 12 Uhr — zu Sr. Majestät, der befohlen hatte, mich um diese Zeit zu sehen. Als ich ins Vorzimmer trat, verließ es der König, der von seiner hohen Gemahlin zu kommen schien, um in sein Kabinet

zu treten. Er blickte nach mir um, der Flügel-Adjutant nannte mich. „Ach, sind Sie's, lieber Roon? Kommen Sie hier herein!" Ich folgte und trat — zur größten Verwunderung des dienstthuenden Flügel-Adjutanten — erst um $^3/_4$2 Uhr wieder heraus. Was ich da gesagt und gehört, ist — wenigstens für meinen jetzigen Beruf — von der höchsten Bedeutung und, abgesehen davon, für meine ganze Lebenszeit, selbst vielleicht für meine Kinder, eine werthe Erinnerung. Ich will versuchen, es aufzuschreiben, wenn auch nicht an dieser Stelle; ich theile es Dir wohl künftig mit. Ich blicke nun viel ruhiger in meine und meines Pflegebefohlenen Zukunft; ich hoffe nun, jene wie diese werden sich in angemessener Weise gestalten; indeß — „Gott lenkt" — das ist ein Bedenken und zugleich ein Trost."

Auch mit dem ältesten Bruder des Königs, dem damaligen Prinzen von Preußen, wurde Roon, wie gesagt, in jenem Frühjahr 1847 näher bekannt. Dem Throne zunächst stehend, hatte der Prinz von Preußen eine besondere Stellung zu den übrigen Prinzen, indem er für die Ausführung der Befehle und Wünsche, welche der König in Bezug auf die Mitglieder seines Hauses hegte, zu sorgen hatte. Dieses Verhältnis hatte zugleich Veranlassung gegeben zu dem ersten Briefe, welchen der spätere König und Kaiser Wilhelm persönlich und eigenhändig an Roon gerichtet hatte. Dieser Brief, datiert aus Berlin vom 11. Januar 1847, „Dem Major von Roon in Bonn", lautet:

„Der offiziellen Einladung an meinen Neffen, bis zum 20. in Berlin zu sein, um als majorenner Prinz an den Berathungen eines ständischen Gesetzes Theil zu nehmen, füge ich diese Zeilen für Sie bei. Es ist durchaus nöthig,

daß der Grund der Reise verschwiegen bleibe, und daß nur das Ordensfest als Ursache angegeben werde. Vielleicht könnten Sie meinen Neffen etwas prépariren auf die Fragen, die in den Gesetzen vom 17. 1. 20 und 5. 6. 23 wegen der Stände angeregt sind, im Vergleich mit dem Gesetz vom 22. 5. 15, wo von Volks-Réprésentation die Rede ist. Die Richtung des Gesetzes vom 22. 5. 15 ist nicht zu verfolgen, d. h. keine Constitution zu geben, hatte der seelige König schon ausgesprochen, und der jetzige König hat dies bei der Königsberger Huldigung der Stände am 7. Sept. bestätigt. Dagegen liegt es in der Nothwendigkeit, die Bestimmung II des Gesetzes vom 17. 1. 20 und die Nr. III. 2. des Gesetzes vom 5. 6. 23 auszuführen. Es soll der Moment zu dieser Ausführung gekommen sein, und das ist es, was den majorennen Prinzen vorgelegt werden soll, zur Kenntnißnahme. Es ist also genau ins Auge zu fassen, daß wir keine Volks-Réprésentation, sondern Vertreter der Stände haben und behalten werden. Inwieweit diese Provinziellen Stände Zeitweise zu vereinigen und ihnen neue Gerechtsame beizulegen sind, darüber sprechen die neuen Gesetze. Ein Mehreres kann und darf ich nicht sagen. Ihr Prinz von Preußen.

Diese erste Zuschrift, welche der spätere König Wilhelm an seinen nachherigen langjährigen Kriegsminister richtete, bezog sich also merkwürdigerweise keineswegs auf militärische, sondern auf rein politische Angelegenheiten.

Prinz Friedrich Karl war, wie wir gesehen, infolge jenes Befehls am 21. Januar 1847 mit seinen Begleitern in Berlin eingetroffen und blieb dort, wie es scheint, bis Anfang Februar zu den Sitzungen des Staatsrats, in welchen über das „Königliche Patent“ und infolge dessen über die später zur Ausführung gelangende Einberufung des „Vereinigten Landtages“

beraten wurde. Auch scheint es, daß der Prinz, in Gemäßheit des von seinem erhabenen Oheim ausgesprochenen Wunsches, in der That in genügender Weise zu den Beratungen vorbereitet worden war. Denn am 13. Februar schrieb Prinz Karl an den Major von Roon aus Villa Lomellino bei Sestri Ponente:

„In der Einlage finden Sie, mein bester Major, einige Anfragen wegen der Geburtstagsgeschenke für Fritz. Dieser soll ja nach allen Briefen aus der Heimath sich sehr passend und gut benommen haben? Wilhelm (der Prinz von Preußen) schreibt meiner Frau unter'm 3. Februar aus Weimar: „Ich bin mit Eurem Fritz in der Konferenz sehr zufrieden gewesen; er war völlig orientirt in den Gesetzen und hatte über die Dinge nachgedacht. Er sprach ohne Leidenschaft, ruhig, sachgemäß ꝛc." Albrecht (der jüngere Bruder des Prinzen Karl) schreibt mir unter dem 2. d.: „Beloben muß ich Deinen Sohn, der neben Onkel Wilhelm (dem Oheim des Königs) saß.... Dein Sohn blieb bei den Verhandlungen kalt und ruhig wie wir übrigen...."

Finden Sie es passend, so geben Sie ihm davon Kenntniß, und wie mich dergleichen freut ꝛc."

In Erwiderung auf diesen Brief des Prinzen Karl vom 13. Februar berichtete Roon:

„... Es ist mir höchst erfreulich, daß Ew. Königlichen Hoheit über Höchstdero Herrn Sohn Günstiges gemeldet worden ist. Man hatte Ihm in Berlin zwar schon von mehreren Seiten Zufriedenheit zu erkennen gegeben, dennoch wäre es gewiß räthlich, wenn Ew. Königliche Hoheit Sich gleichfalls darüber freundlich, wenn auch nur ganz kurz und unter der Hinweisung gegen Ihn äußern wollten, daß noch Manches zu thun bleibe und daß Sie dem Prinzen

zutrauten, Er werde nach so gutem Anfange nicht auf halbem Wege stehen bleiben. — Was den politischen Akt betrifft, zu dem Höchstderselbe zugezogen worden, so dünkt mich, daß man darüber, bevor er geschehen, ganz füglich verschiedener Meinung sein konnte; daß man indeß, nachdem er ein fait accompli geworden, am besten thut, jedes etwaige Bedenken darüber zu unterdrücken, damit der Prinz nicht irre werde an dem unentbehrlichen Gefühl nothwendiger Unterordnung unter das Bestehende, ohne welches die Zukunft uns nur Hader und Zwiespalt in der inneren, Schwäche und Halbheit in der äußeren Politik bringen kann, während wir nichts nöthiger brauchen als Einigkeit im Innern, um nach Außen immer stark und mächtig auftreten zu können. Dieser Gedanke ist es, der den Umgebungen Ihres Herrn Sohnes zur Richtschnur dient bei jeder Erörterung über die neuen Gesetze und deren politische Folgen, indem wir hoffen, damit den Intentionen Ew. Königlichen Hoheit zu entsprechen.

Die Zuziehung des Prinzen zu den Berathungen über das Königliche Patent hat begreiflicherweise nicht nur das Gefühl der eigenen Bedeutung und der hohen angeborenen politischen Stellung, sondern auch die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer tüchtigen Vorbereitung für diese Stellung (welche eben die gegenwärtigen Universitäts-Studien zu gewähren versprechen) in ihm wesentlich gestärkt. . . .“

Prinz Karl — der keine großen Sympathieen für die politischen Neuerungen zu hegen schien — hatte zwar schon früher geschrieben:

„Es liegt mir nichts, gar nichts daran, daß mein Sohn zum Zusammentritt der neuen Chambre monstre wieder nach Berlin geht ꝛc.“

und hielt diese Meinung auch ferner fest. Andererseits konnte auch Roon diese neue Unterbrechung der Universitätsstudien von seinem Standpunkte aus nicht eben wünschen. Aber der Prinz von Preußen hielt die Anwesenheit aller majorennen Prinzen zur Eröffnung des „Vereinigten Landtages" für erforderlich — und dabei blieb es auch, nach längerem Briefwechsel mit dem Prinzen Karl, welchen die lebensgefährliche Erkrankung seiner Tochter Louise noch immer in Italien zurückhielt, — da auch der Allerhöchste Wille des Königs in diesem Sinne entschied.

„Der König (so schrieb nämlich der Prinz von Preußen am 10. März in einem zweiten eigenhändigen Briefe an Roon) erklärte auf meinen Vortrag, daß die Eltern in dieser Angelegenheit gar keine Stimme hätten, indem es die Pflicht Ihres Prinzen sei, sich hier einzufinden, also er auch die Erlaubniß der Eltern gar nicht einzufordern habe, oder diese sie verweigern könnten. Denn Urlaub zum Herkommen bedürfe er nicht, da er den Befehl bereits habe, herzukommen, also nur davon dispensirt werden könne, was natürlich der König nur ungern und im äußersten Falle thun werde. — Ich avertire Sie vorläufig von dem Allen, um orientirt zu sein. Ihr

Prinz von Preußen.

Der Prinz Friedrich Karl war denn auch am 1. April mit den Herren seiner Begleitung nach Berlin zurückgekehrt, um der Eröffnung des „Vereinigten Landtages" beizuwohnen, hatte auch daselbst, wie wir gesehen, das Osterfest gefeiert.

Ueber den weiteren Aufenthalt in Bonn und die Beendigung desselben im März 1848 wurde schon vorstehend berichtet.

Siebentes Kapitel.

Wie wir im vorigen Kapitel erfuhren, hatte Major von Roon schon Ende Februar beantragt, die Führung des Prinzen Friedrich Karl in andere Hände legen zu dürfen. Bevor hierauf entschieden werden konnte, war der Prinz, wie wir sahen, Anfang März von seinen Eltern abgeholt, an das Königliche Hoflager in Berlin resp. Potsdam zurückgekehrt. Mitte März folgte Roon ihm dorthin, aber ohne seine Familie. Diese blieb zunächst in Bonn zurück und die Umstände fügten es, daß er auch später, während der größeren Hälfte des verhängnisvollen Jahres 1848, von den Seinen getrennt war. Um so reger war der Briefwechsel zwischen den Gatten, zumal die aufregenden Ereignisse jedes Tages reichlich Stoff darboten; und da Roon am königlichen Hofe Wochen und Monate lang, wenn auch nur zum Teil mit politischen — so doch mit gut unterrichteten Persönlichkeiten täglich verkehrte und sich stets als ein guter Beobachter bewährte, so liefern seine Aufzeichnungen einen authentischen Beitrag zur Geschichte des Revolutionsjahres und lassen tiefe Blicke in die den Patrioten unter dem unmittelbaren Eindrucke der Ereignisse bewegenden Stimmungen, sowie auch in das Innerste seines eigenen Wesens und Denkens thun.

Berlin, 15. März 1848.

Meine theure Freundin! Gestern Nachmittag 4 Uhr bin ich, nach Passirung verschiedener Revolutiönchen, wohlbehalten in Potsdam angekommen, wo mich der Prinz auf dem Bahnhofe erwartete und nöthigte auszusteigen und bis 7 Uhr bei ihm zu bleiben, während N. die Sachen hierher fuhr. Leider erfuhr ich zu spät, daß der König in Potsdam erwartet wurde. Nun mußte ich meinen Sachen folgen, in der Absicht, noch gestern Abend oder heute früh zurückzukehren. Aber auch das ist nicht geschehen, denn Frau Prinzessin Carl wollte mich durchaus heute früh sprechen. Da ich also zur Meldung in Potsdam doch zu spät gekommen sein würde, so eilte ich meine hiesigen Meldungen abzumachen. Dabei hielt mich der Prinz von Preußen bis gegen 2 Uhr auf, so daß ich erst um 5 Uhr abfahren kann. So mag es sich ereignen, daß ich mich mit Sr. Majestät wieder verfehle, aber ich hoffe dennoch ihn noch zu finden. — Der Prinz sagte mir schon gestern, daß Schlegells Nachfolge genehmigt sei. — Mir schwirrt der Kopf von den hiesigen Verhältnissen. Schon unterwegs in Wolffenbüttel hatte man mir gesagt, daß es in Berlin nicht ruhig sei; Uebertreibungen fehlten nicht. In Potsdam wußte man nichts bestimmtes. Hier erfuhr ich nun, daß Montag den 13ten Abends unter den Linden blutige Konflikte zwischen den Truppen und den Tumultuanten stattgefunden hätten, ein Gymnasiast und ein auswärtiger Aufwiegler sollten lebensgefährliche Säbelhiebe erhalten haben. Eine Aufforderung des Magistrats, die an allen Ecken angeheftet war, hätte, wie mir scheint, alle Vernünftigen und Ruhigen von den Straßen fern halten sollen. Auch wurden hier in der Bürgerschaft jene vom Gesindel allein angezettelten Tumulte, wie man mir sagte, laut und entschieden gemißbilligt. Mehrere Inserate der Vossischen Zeitung bewiesen

das auch. Ein solches lautete u. a.: „Eile mit Weile, sonst giebts Keile!"

Das in der heutigen Zeitung erschienene Königliche Patent wegen Einberufung des Landtags schien überdies die Hoffnungen der Mäßigen befriedigen zu wollen. Heute Morgen hieß es Anfangs, es sei gestern Abend Alles ruhig geblieben. Im Vorzimmer des Prinzen von Preußen erfuhr ich jedoch durch den plötzlichen Eintritt des Kommandanten, daß eine große Aufregung sich auch der Bürger bemächtigt habe, weil unglücklicher Weise gestern Abend der Handschuhmacher Hacke in der Brüderstraße in Gemeinschaft mit Ruhestörern verwundet worden sei, und die Blutspuren lebhafte Demonstrationen gegen die Truppen hervorriefen. Aehnliches erfuhr ich auch beim Gouverneur, wo ich den Oberbürgermeister traf. Es ist deshalb eine Adresse eingereicht worden an den Gouverneur. Ich hoffe indeß, daß man die Truppen, die auf's äußerste erbittert und von den Offizieren kaum zu bändigen sind, heute nicht eher zeigen wird, als bis sie wirklich nöthig geworden. Um 1 Uhr, als ich zum Prinzen von Preußen zurückkehrte, waren, in Folge einer Insulte gegen Offiziere auf dem Schloßplatz, die Truppen von Neuem in den Kasernen unter die Waffen getreten. Später meldete ein Adjutant, daß Minister Bodelschwingh, der die Massen angeredet, ungeheuer ausgelacht, aber keineswegs insultirt worden sei. Für heute Abend erwartet man wohl nicht mit Unrecht die Erneuerung der Szenen von gestern und vorgestern. Ich fürchte, sie werden noch heftiger sein, besonders wenn man erfährt, was heute hier durch diplomatische Depesche bekannt geworden, daß Wien am 13ten in vollem Aufstande war, daß man dort das Ständehaus gestürmt, die Fenster in der Hofburg eingeschlagen u. s. w., daß ein großes Blutbad angerichtet sei. O entsetzliche Zeit! — Wegen unserer Hauptstadt laß' Dich

übrigens nicht graulich machen. Eine Handvoll Vagabunden werden doch bei uns nicht obsiegen, gegen den Willen des eigentlichen Volks, das diese Tumulte verwünscht und ungeachtet des guten Verhaltens der Beamten sowie der Truppen. Es ist unglaublich. — Den König habe ich in der That verfehlt; er ist mit einem Extrazug gegangen, während ich gekommen. Es thut mir leid, ihn nicht gesehen zu haben, aber gesprochen hätte ich ihn in der Aufregung des heutigen Tages wohl kaum. Nun werde ich die Meldung ersparen müssen bis zu einem gelegenen Augenblick. Die übrigen hohen Herrschaften sind sehr gütig und freundlich gegen mich; ich meine Prinz und Prinzeß von Preußen, sowie Prinz und Prinzessin Carl und das holde Fürstenkind, ihre Tochter. Auch aus Weimar habe ich, ungeachtet der dortigen Wirren, einen huldvollen Brief von der Frau Großherzogin.

Man sagt, Prinz und Prinzessin von Preußen würden nach dem Rhein gehen, um dort zu residiren; ich sage „man sagt", obgleich der Prinz förmlich Abschied genommen von den hiesigen Truppen, denn ich glaube nicht recht an die Ausführung dieser Maßregel. — Nochmals bitte ich Dich, beunruhige Dich nicht über das, was Du über den Berliner Unfug in den Zeitungen liesest, denn das Pariser Stück wird hier nicht zum zweitenmal aufgeführt, wie ich meine. Das Gesindel besteht meist aus Fremden; man reicht ihm, d. h. von Seiten der unbekannten Führer, unentgeltlich so viel Branntwein, als es mag, dann geht der Unfug los. Das größte Unglück ist die Neugierde der guten Berliner, die die Haufen immer so anschwellen läßt, und muß man endlich einschreiten, so trifft's häufig die Unrechten. So ist gestern Abend auch ein Offizier, der sich in Mantel und Mütze in die wüste Masse gestellt, mit einem tüchtigen Säbelhieb nach

Hause geschickt worden; ich kann ihn kaum bedauern, der Vorwitz war sträflich.

Ich bitte Dich, mir bald hier nach Potsdam (Schloß) zu schreiben. —

Potsdam, 16. 3. 48.

— — Die Ankunft der Einlage erklärt, warum ich heute schon wieder schreibe. Auch liegt mir daran, Dich über die Ereignisse des gestrigen Abends, soweit ich's vermag, aufzuklären, denn gewiß sind Dir die übertriebensten Gerüchte zu Ohren gekommen. Wie es zu erwarten, wiederholten sich gestern beim Anbruch der Dunkelheit die Aufläufe in der Breiten-, der Brüder-Straße, auf dem Schloßplatz, Petriplatz, an der Getraudten-Brücke, Schleusenbrücke u. s. w. Vergeblich die Anstrengungen der Bürger-Schutz-Kommissionen, sie zu zerstreuen durch gütliche Mittel. Man höhnte sie, riß ihnen die weißen Binden vom Arm, schlug ihnen die Hüte vom Kopf, bedrohte sie sogar in bedenklicher Weise. Endlich genöthigt zu fliehen und Schutz in Häusern und Wachen zu suchen, riefen sie selbst militärische Hülfe an. Jetzt rückten die Truppen, die man bis dahin an diesem Abende gar nicht gezeigt hatte, schnell herbei. Aber die durch Branntweinspenden und Aufstachelungen (von Seiten fremder, namentlich Leipziger und jüdischer Volksbeglücker) entflammte Menge empfing die Truppen, sowie sie sich nur sehen ließen, und ohne ihnen auch nur Zeit zu lassen zu dem üblichen Trompetenstoß und der Aufforderung auseinanderzugehen, mit Steinwürfen, ja, wie man sagt, mit einzelnen Flintenschüssen. Diese letzteren sollen namentlich an der Schleusenbrücke gefallen sein. In der Brüder-Straße und auf dem Kölnischen Markt fiel man eine Kürassier-Abtheilung, die noch gar nicht einmal den Säbel gezogen, mörderisch an mit Prügeln, Aexten,

Brechstangen u. s. w. Auf diese Veranlassungen hin kann es nicht Wunder nehmen, wenn die ohnehin äußerst gereizten Truppen von ihren überlegenen Waffen Gebrauch machten. An der Schleuse erwiderte die vorderste Section das auf sie gefallene Feuer durch einmaliges Abschießen ihrer Gewehre. Man floh und ließ den Truppen freie Bahn. Ernstlicher war der Widerstand am Eingang der Breiten Straße beim Kölnischen Rathhause. Es scheint, als wenn die Truppen hier die erste Salve meist blind über die Köpfe hin gefeuert hätten. Als das aber, wie zu erwarten, nicht Schrecken, sondern nur Hohn und Wuthgeschrei zur Folge hatte, mußte eine zweite Salve folgen, die wahrscheinlich volle Wirkung gethan, so daß die Tumultuanten sich zu retten suchten; ich hoffe, daß man bei dieser Gelegenheit die Führer gefangen hat. Diese sollen kenntlich gewesen sein an hellen Ueberziehern und weißen Hüten. Dies Alles hat sich zugetragen zwischen 8 und 10 Uhr. Um 11 Uhr war die Stadt ganz ruhig, um 12 Uhr kaum ein Mensch auf den Straßen, außer den Patrouillen. Es ist leicht zu ermessen, wie fatiguirt die Truppen durch mehr als achttägige Nachtwachen, durch alltäglich mehrmaliges Allarmiren und mehrstündiges Umherziehen und Umherstehen in den Straßen sein mußten. Man dachte daher gestern daran, die Berliner Garnison durch hiesige Truppen zu verstärken oder abzulösen. Gestern Abend kam aber um 11½ Uhr der telegraphische Befehl, daß die Maaßregel für den Moment nicht nöthig scheine.

Die Zahl der gestern Verwundeten kennt man nicht.

Das Militair ist dabei nicht leer ausgegangen. Von mehreren Offizieren (auch vom Kommandanten) ist es bekannt, daß sie, zum Theil gefährlich, durch Steinwürfe verwundet worden. Der eigentliche Bürger, d. h. die angesessenen Handwerker, Krämer, Kaufleute, haben sich nicht nur nicht

gegen die Truppen geschlagen, sondern im Gegentheil mehrfach ihre entschiedene Abneigung gegen die Tumultuanten (Arbeiter, Lohnburschen, Kommis, Studenten und ausländische Vagabonden aus Leipzig, Hamburg, Mannheim, Polen) zu erkennen gegeben. Aus den Häusern ist Nichts gegen die Truppen geschehen mit der Ausnahme, daß einige liederliche Dirnen aus den Fenstern Glas und Scherben auf die Cavallerie geworfen haben. Das beweiset am besten, daß sich die Bürgerschaft an diesem scheußlichen und sinnlosen Skandal nicht betheiligt. — Was Du daher hören magst oder lesen, z. B. daß man die Bürger Berlins mit Kartätschen niedergeschmettert u. s. w., das ist alles nicht wahr. Bis jetzt ist keine einzige Kanone abgefeuert worden; es sind überhaupt nur etwa 100 Flintenschüsse gethan worden. — Für jetzt genug; ich warte noch den Abendzug ab, um Dir zu sagen, ob es endlich heute ruhig bleiben wird. Gott gebe es!

Abends 9¾ Uhr. Neuer Allarm! Um 7 Uhr etwa ging der telegraphische Befehl ein, 2 Bataillone des 1. Garde-Regiments sollten sofort per Eisenbahn nach Berlin geschafft werden. Die von dort um ¾8 Uhr ankommenden Reisenden brachten indeß gute Nachrichten: die Schutz-Kommissionen seien vergrößert und mit obrigkeitlicher Autorität bekleidet, nur vor der Universität und dem Palais des Prinzen von Preußen seien Aufläufe, der erstere gehe von Studenten aus. Nun war aber bekannt, daß unter den 12 gestern Verwundeten 4 Musensöhne sich befänden. ½ Stunde später sagte eine telegraphische Depesche, daß vor dem Palais des Prinzen von Preußen Schüsse gefallen seien, 2 Menschen seien gefallen. Zum Glück kam vor ¾ Stunden eine neue Depesche: „Gegenwärtig ist Alles ruhig." Die Truppen sind fort. Es ist 10 Uhr. Ich muß den Brief fortschicken, soll er noch heute Abend fort. Morgen wieder einige Zeilen; ich muß zum

Prinzen. Gott mit Euch! Die Sache muß doch endlich enden, und ich hoffe zuversichtlich, nicht schlimm. In Magdeburg waren gestern Unruhen; sie wurden leicht gedämpft. Aus Wien bessere Nachrichten. —

Berlin, den 17. März 1848.

— — ich melde Dir zuförderst, daß die Ablösungs-Cabinets-Ordre, in gnädigen Ausdrücken mich und Bismarck in unsere früheren Dienstverhältnisse versetzend, erschienen ist. Als wir heute hier anlangten, empfing Prinz Karl mich damit. Zwei Johanniter-Orden für uns beide waren der Ordre beigefügt[1]). Als ich mit Prinz Papa, der sehr herzlich und freundlich zu mir war, noch sprach, traten auch Mutter und Sohn herein, und es erfolgte eine Art von Danksagungs-Szene, die mir doch recht wohl that. Die Orden hat mein Telemach für uns erbeten. In gegenwärtigen Zeiten verschwinden zwar dergleichen Flitter noch mehr als sonst in ihrer eigenen Nichtigkeit, dennoch ist mir ein Zeichen der Gunst meines theuren Königs, sowie der Anerkennung von Seiten des jungen Herrn, der 2 Jahre hindurch der Angelpunkt all meines Denkens und Thuns gewesen, nicht werthlos. Möge sich B. auch ein wenig darüber freuen.

Die hiesigen Zustände sind eigentlich die alten. Man geht „zur Revolution", wie zu irgend einem andern Schauspiel. Ein paar Regentage würden Alles enden, besser und kürzer wie Schutz-Kommissionen und Militärgewalt. Die Leute wollen gar nichts, als Tumult um des Tumults willen. Man ist in der That viel zu ängstlich. Was ich immer gesagt, ist mir heute fast zur Gewißheit geworden; der ganze

[1]) Die heutige Organisation des Johanniter-Ordens existirte damals noch nicht.

Spektakel hat gar keine Wurzel im eigentlichen Volk; 2, 300 Böswillige hetzen, 1000 Hungrige und Trunkene lassen sich hetzen, 5, 6000 sehen dem Spektakel zu und bezahlen leider nicht selten mit ihrer Haut, was Jene verschuldet. Die Truppen sind in einer musterhaften Haltung und trotz aller Erbitterung gegen die Ruhestörer so resignirt in Ertragung von Unbilden, so schonend und gehorsam, daß selbst die Bürger laut ihre Bewunderung aussprechen.

Ich fuhr eben (7½ Uhr) über den Schloßplatz u. s. w. und sah viele Menschen, einzelne Männergruppen, mehrentheils aber umherlungernde Lehrburschen, Commis, Kindermädchen u. a. Gesindel, nirgends Lärm oder Geschrei. Lautlos wanderten die Patrouillen der Schutz-Commissionen mit ihren Stäben auf und ab, für sie scheint heute nichts zu thun, aber man hat sie bis auf 10000 verstärkt. Truppen will man auch heute nur im äußersten Nothfalle zeigen. Gott gebe, daß die Thorheit endlich aufhöre! — Sonderbare, unglaublich klingende Nachrichten laufen aus Wien ein. Ein österreichischer Vereinigter Landtag ist einberufen. Metternich hat abgedankt, Preßfreiheit ist bewilligt. Wer staunen kann, der staune!

Ferner: Der Fürsten-Kongreß wird nicht in Dresden, sondern in Potsdam zusammentreten; der Bundestag von Frankfurt eben dahin verlegt werden. Am Ende hat das Gesindel nicht so unrecht, das gestern Abend den König zum Kaiser von Deutschland ausgerufen. — Gott weiß es, was diese wunderbare Zeit noch gebären wird. — Bald denke ich diese Sache mündlich mit Dir besprechen zu können, wann — ist heute noch nicht abzusehen. — —

Potsdam, 18. März 48, Abends 7 Uhr.

Wie täuschen alle Berechnungen! Der König hat, weil er nicht mehr gedrängt, gestern Abend Alles und mehr als man verlangt bewilligt. Heut Morgen hat es an allen Ecken gestanden. Ungeheurer Jubel! Stürmische Vivats für den König auf allen Straßen. Da — gegen 2 Uhr — ein Konflikt zwischen einer Militär-Abtheilung und Tumultuanten. Einzelne Schüsse fallen. — Dies das Signal zu Unerhörtem. Man schreit Verrath! Barrikaden in allen Straßen der Friedrichstadt. Der Telegraph meldet lebhaftes Feuer. Gegen 6 Uhr kommen die Prinzessinnen-Töchter des Prinzen Karl hier an, Entsetzen im Gesicht. Eine halbe Stunde später meldet der Telegraph: „es wird Sturm geläutet!" Entsetzliche Augenblicke! Was wird werden? Doch Gott lebt! Aus dem leichtsinnigen Waffengebrauch einer kleinen Patrouille kann doch keine Revolution entstehen. Der Brei ist jedenfalls nicht so heiß, wie er gemacht wird. Die Sache war jedenfalls abgekartet und wird nun ausgebeutet von jener niederträchtigen Parthei.

1/4 9 Uhr. Schloßplatz und Umgegend sind gesäubert; die in der Umgegend kantonnirenden Truppen sind theilweise an den Thoren angelangt. Der Kampf dauert nur noch in der Leipziger Straße fort. Die Canaille hat Gewehre (theilweise), die Studenten haben sich zu ihr geschlagen und sind auch bewaffnet. Man hofft Herr zu bleiben, nicht ohne Grund, denn die Truppen sind überall siegreich. Gott wird helfen. —

Potsdam, 19/3. 48, Morgens 8 Uhr.

— — Eine sehr unruhige Nacht ist vorüber! Alles steht so gut, als es nach den Ereignissen, deren Anfang ich Dir gestern meldete, nur stehen kann, d. h. der Kampf in Berlin ist zwar nicht definitiv, aber doch vorläufig zu Gunsten der

gesetzmäßigen Gewalt entschieden. Die Truppen haben sich musterhaft benommen und überall die Oberhand behalten. Nach der letzten Depesche war ein Stillstand eingetreten. Aber bis nach 5 Uhr Morgens haben die Ruhestörungen sich wiederholt. Noch um 4 Uhr sprach die Depesche davon, daß das Feuer lebhaft sei. — Die telegraphische Verbindung mit der unseligen Hauptstadt ist nur auf eine Stunde, von 9½ bis 10½, unterbrochen gewesen, die Eisenbahnverbindung gar nicht. Die entsetzlichsten Gerüchte, verbreitet von Einfältigen und Böswilligen, liefen um und setzten die Wohlgesinnten in die peinlichste Beklemmung. Truppen-Abtheilungen sollen entwaffnet, andere zum Pöbel übergetreten sein; bekannte Generale, Stabsoffiziere wurden todtgesagt; bald hieß es, der Kampf brenne in allen Stadttheilen mit unglaublicher Bitterkeit, bald, die Stadt stehe in Feuersflammen. Die letzte Nachricht wurde durch den Augenschein bestätigt; feurige Wolken loderten über der Stelle, wo dies entsetzliche Drama sich entwickelte. Der wiederhergestellte Telegraph bezeugte um 11 Uhr, daß die Exerzierhäuser in der Nähe des Oranienburger Thores in Flammen ständen. Bald darauf kam der Befehl, den Truppen von hier aus Brot zu schicken, wenig später aber die Nachschrift, daß dies nicht per Eisenbahn geschehen könne, weil „das Volk" die Bahn bewache. Man mußte sich entschließen, Wagen zu requiriren und, mitten in der Nacht, von den einzelnen Bäckern die vorhandenen Vorräthe zusammen zu holen. Der Marstall und die Post wurde von uns sogleich in Bewegung gesetzt und Grenadier-Abtheilungen aus den Betten gerufen, um hülfreiche Hand zu leisten. Um ½5 Uhr waren wir so glücklich, gegen 4000 Brote abschicken zu können. Endlich konnte man versuchen zu schlafen, die Natur behauptet ihre Rechte. Aber kaum — unter heißem Gebet — entschlummert, weckte mich der Kastellan mit der Nachricht von

der Ankunft der Prinz Albrecht'schen Kinder. Um 7 Uhr entsagte ich jedem ferneren Ruhe=Versuch, nachdem ich durch neue, wenngleich beruhigende telegraphische Nachrichten verschiedentlich erregt worden war. Nach den letzten Depeschen unterhandelte der König mit seiner „getreuen Vaterstadt". Gott wolle sein Herz lenken und stärken und fest machen! Noch ist er der Herr und im Besitze der Macht, aber jede von seiner Seite ausgedrückte Mißbilligung dessen, was er bisher befohlen und geduldet hat, würde Unsicherheit und Desorganisation in die Reihen seiner Anhänger tragen. Und mit wem würde er unterhandeln, wem würde er sich überliefern, wenn er die Truppen aus der Stadt zöge? Einer schwankenden, ordnungslosen, offenbar von fremden Meuterern aufgestachelten Menge, die selbst nicht weiß, was unter diesem Einfluß ihres Herzens Gelüste in der nächsten Viertelstunde sein wird. Die rothe Fahne und das Geschrei „es lebe die Republik!" deutet ebenso sicher als viele andere Kennzeichen darauf hin, wem wir diesen entsetzlichen 18. März verdanken. Die Eisenbahn hat in den letzten Tagen ganze Schaaren von Sendlingen aus Leipzig, Mannheim, Paris rc. herbeigeführt. — Ueber den beiderseitigen Verlust weiß man natürlich zur Zeit noch gar nichts Verlässiges. Doch scheint er nicht so bedeutend zu sein als das Gerücht wollte. Geschütz ist nur an zwei Punkten sehr mäßig und nur zur Aufräumung der Barrikaden benutzt worden. Gewehrfeuer hat man zwar die ganze Nacht gehört, aber seit 1½ Uhr doch meist nur einzelne Schüsse, gerichtet auf die Truppen aus den Fenstern oder von den Wachtposten auf die, welche die zerstörten Barrikaden herzustellen versuchten. Gegen Morgen war man, mit Ausnahme des Petri=Platzes und der nächstliegenden Straßen, überall des Aufruhrs Herr geworden und die Meuterer in die Vorstädte getrieben. Viele von diesen sind von den Truppen in

den Häusern in flagranti ertappt und gebunden abgeführt worden. — Aber ich breche diese Rhapsodien ab; die Wahrheit wird vielleicht nie ganz an den Tag kommen, heute aber ist sie noch eine absolute Unmöglichkeit. Was mich in all' diesem Unheil einigermaßen aufrichtet, ist, daß wenigstens das Ehrenkleid unserer Armee nicht durch solche schmachvolle Szenen besudelt worden ist, als uns von Paris gemeldet worden. — Für jetzt Lebewohl! ich eile die Nachrichten zu hören, die etwa seit einer Stunde eingelaufen sein mögen — ich gestehe es — nicht ohne innerliches Beben. Gott im Himmel helfe uns! —

Mittags gegen 3/4 2 Uhr. Gott sei Dank, der politische Himmel heitert sich etwas auf, während der natürliche sich bewölkt und Regenschauer zur Erde schickt. Bald nach 9 Uhr sprach man hier von einer königlichen Proclamation, welche den Frieden wieder bringen sollte; ich glaubte nicht recht daran, weil die eigentlichen Friedensstörer gar nicht davon berührt werden würden. — Endlich um 12 Uhr ist es mir geglückt, ein Exemplar jener Proclamation zu sehen und zu lesen, in Gemeinschaft einer sehr gemischten Gesellschaft. Welchen Eindruck machten aber die milden und doch so einschneidenden Worte! Viele weinten, und ein Bauer erklärte laut „wer det lies't und heult nicht, det is en Hund!" ich schrieb sie dort sogleich ab, da mir Hülfreiche Papier und Stift boten; ich lege die Abschrift bei, bedauere ihre Unleserlichkeit und werde ihr noch abzuhelfen suchen[1]). — Soeben geht hier die Nachricht ein, daß die Proclamation wirklich gewirkt hat, Gott gebe nachhaltig. Die Barrikaden sollen in

---

[1]) Es ist die bekannte Proklamation König Friedrich Wilhelms IV. „an meine lieben Berliner", „geschrieben in der Nacht vom 18. zum 19. März". Die in Bleistift geschriebene Abschrift war dem Briefe beigefügt.

der That überall aufgeräumt und in Folge dessen die Truppen auch zurückgezogen sein. Man hat dem Könige zugerufen vor dem Schlosse, und der König soll zur Menge in sehr wohl aufgenommener Weise gesprochen haben; aber noch traue ich dem Dinge nicht recht. Zwar sind viele hundert Meuterer in den Händen der Justiz, viele andere todt oder verwundet, allein wer weiß, ob die Anzettler darunter sind. Den Verlust des Militärs kennt man noch nicht genau. Oberst Graf Schulenburg ist durch den Kopf geschossen, Lieut. v. Wulffen vom Regt. Alexander todt, Lieutenant v. Zastrow II. vom 2. Garde-Ulanen-Regiment todt oder schwer blessirt. Dies weiß man zuverlässig. Von sonstigen Gerüchten schweige ich. — Am Abend mehr! Der Allmächtige Gott gewähre uns in Gnaden Gutes!

Nachmittags. Ach, — meine Seele ist betrübt bis in den Tod! Gott hat den bittern Kelch nicht an uns vorübergehen lassen. Das Bitterste, was kommen konnte, ist da, wie es scheint; doch kommt vielleicht noch Herberes, wer weiß! Wir stehen vor den Thoren der Republik. — Nun höre! Man hat allerdings die Barrikaden von Seiten des sogenannten Volks hinweggeräumt; man hat allerdings dem Könige, wie er gewünscht, eine Deputation geschickt, aber weder jene noch diese Maaßregel kann als ein Akt der Unterwerfung angesehen werden, denn Tumult und Wuthgeschrei auf den Straßen dauern fort, und die Deputation hat nicht Verzeihung, sondern — neue Konzessionen verlangt. Die siegenden Truppen hat man unter Schmach und Beschimpfung zurück, d. h. großentheils aus der Stadt gezogen! Die dort in Bewachung des Schlosses und Zeughauses zurückgebliebenen sehen vielleicht die nächste Sonne nicht mehr, wenn es dem „souveränen Volke“ gefallen sollte, auch die Tuillerien-Szene nachzuäffen und zu der Ermordung der Schweizer ein Seitenstück zu liefern. —

Prinz und Prinzeß Karl sind heute Nachmittag gleichfalls hierher geflohen; die Königin wird erwartet. Die Stadt ist voller Flüchtlinge, die sich vergebens nach einem Unterkommen umsehen. Die Aufregung in Berlin soll unbeschreiblich sein. Was wird die gährende Masse gebären? Hätte man die Ordnung ernstlich handhaben wollen, die Truppen würden sie vielleicht wieder hergestellt und nicht eher daran verzweifelt haben, als bis der letzte Mann gefallen war. Aber nein! Als die halbe Arbeit gethan, als Hunderte, vielleicht Tausende gefallen, macht man sie unnütz, und der ganze gesellschaftliche Zustand steht mehr in Frage als zuvor. Selbst die Gefangenen muß man wieder herausgeben — o daß ich diesen Tag erleben mußte! „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du uns verlassen?“ — Aber — mir steht solche Verzagtheit schlecht; „rufe Mich an in der Noth“ ꝛc. Das Beste, was jetzt werden kann, was noch möglich, ist jene corruptible Repräsentativ-Konstitution, gegen die sich jeder Unbefangene bis dahin zu sträuben Recht und Anlaß hatte. Aber es bleibt nichts Anderes, Günstigeres zu erwarten. Ob Männer wie Schwerin, Auerswald, Beckerath u. s. w. jetzt noch möglich sind, ist eine Frage, deren Bejahung ich für ein Glück ansehen würde. Geht man aber in Berlin bis zur Republik, so halte ich dafür, daß die Provinzen sich dem nicht anschließen werden. Wäre nur der König in Sicherheit. — Gott sei mit Euch, Ihr Theuren und Geliebten; lasset Euch die Traurigkeit nicht überwältigen! „Gott lebt! wie sollt Ihr traurig sein?“ O, erhaltet Euch den Glauben, den einzigen Trost in Trübsal; murret nicht! aber — dies Alles rufe ich mehr mir selber zu als Euch; ich bedarf's! — Eben ist auch die Fürstin Liegnitz angekommen. — Glücklich, wer jetzt noch jung, noch in neue Bahnen lenken kann ohne Schmerzen, ohne einen Theil seiner Persönlichkeit aufzugeben, aber ich und meines Gleichen — o!

da giebt es keinen Trost als den Kummer auszuschütten in ein treues Herz wie das Deine. — — —

Potsdam, 20. März 1848, Mittag.

Heut Morgen habe ich lange geschlafen; Leib und Seele bedurften der Ruhe. Aber ich bin erwacht mit demselben Herzweh, mit dem ich eingeschlafen. Ja, ich bin sehr traurig. Ein so großes Herzeleid habe ich bisher nicht gekannt; es könnte nicht größer sein, wenn mir das Theuerste dahin stürbe. Zwar ist dies Gefühl der Trauer nicht ganz rein, ich ahne es, aber ich vermag das Unrechte darin noch nicht herauszufinden. — Aber Klagen und Grübeln ist jetzt nutzlos; jetzt gilt es, die Zähne zusammen zu beißen und sich wieder zu finden in der neuen Lage der Dinge. So lange noch zu wählen ist zwischen verschiedenen Zuständen, so lange noch verschiedene Ziele möglich sind, ist es Pflicht, sich demjenigen zuzuwenden, das man für das relativ wünschenswerthere hält, und sich jedes anderen nach Kräften zu erwehren. Also jetzt, wo der König sich für constitutionelles Wesen erklärt hat, so daß er ohne nie zu billigenden Wortbruch nicht mehr in andere Bahnen gehen kann; jetzt, wo zugleich die Hydra der Anarchie und das mit Recht zu fürchtende Gespenst der Pöbel-Tyrannei zu fürchten ist: jetzt mit allen Kräften in das neue Schiff, wenn auch mit gebrochenem Herzen, um in dem drohenden Zusammensturz aller gesellschaftlichen Ordnung nicht alle höheren Interessen des Lebens untergehen zu lassen. Aber es ist schwer und thut weh, die Ueberzeugung eines ganzen Lebens auszuziehen, wie ein verbrauchtes Kleid, und ein Rezept zu verschlucken, dessen Ingredienzien uns anwidern! Das ist so in wenig Worten ungefähr der Inbegriff meiner Gedanken und Empfindungen, wiewohl noch unendlich vieles sonst mir durch Kopf und Herz fährt, das in der Eile, mit der sich die Er-

eignisse folgen, nicht zur völligen Gedankenklarheit, nicht bis zur Präzision des Ausdrucks gelangt. Mir brummt der Kopf im eigentlichsten Sinne von dem Gewirr rings umher, und das Gemüth ist unfähig, alle die Eindrücke in sich zu verarbeiten, die darauf einstürmen.

Den 21. Morgens 10½ Uhr. Ich eile, Dir Nachricht von mir zu geben, sind es auch nur wenig Worte. Der gestrige Tag war wieder voll herzbrechender Aufregung, kein Freudentag für meinen nun zwanzigjährigen Prinzen[1]). Aber ich will nur die Hauptsachen geben. Der Prinz von Preußen ist der Gegenstand des allgemeinen Abscheu's in Berlin; ihm giebt man alles Blutvergießen Schuld. Sein Palast trägt, um vor Plünderung geschützt zu sein, in ellenlangen Buchstaben die Inschrift: „Eigenthum der Nation.“ Man will ihn und seinen Sohn ausschließen von der Thronfolge, Prinz Karl ist deswegen dringend aufgefordert, nach Berlin zu kommen, geht aber aus verschiedenen Gründen nicht hin, wie es scheint. Die jungen Prinzen und Prinzessinnen sind gestern abgereist und hoffentlich in Sicherheit. Auch der Prinz von Preußen ist es. Man sagt, die Frechheit sei so weit gegangen, einen Preis auf seinen Kopf zu setzen, und verschiedene — haben sich verschworen ihn zu verdienen. Damit hat es aber gute Wege. Die Truppen haben Berlin ganz geräumt; ich glaube, daß nur die Artillerie noch in ihrer Kaserne ist und eine kleine Abtheilung Grenadiere im Schloß. Von den Prinzen ist allein Prinz Albrecht in Berlin, der sehr beliebt sein soll. König und Königin werden im Schloß von Bürgern bewacht (ob auch beschützt — ist leider in Frage), die zu den Wohldenkenden gehören. Personen, sehr zuverlässige, die gestern in Berlin waren, kamen sehr beruhigt, d. h. für den gegen-

---

[1]) Prinz Friedrich Karls Geburtstag fiel auf den 20. März.

wärtigen Augenblick sehr beruhigt zurück; versichernd, der König sei der Abgott der guten Bürger; sie schwören, den letzten Blutstropfen für ihn lassen zu wollen. Gott gebe, daß diese Probe nicht von ihnen verlangt wird, denn ich fürchte, sie würden nicht darin bestehen. Aber leider ist die Besorgniß nicht ungegründet, daß die anarchische Partei die Oberhand behalten, oder doch für den Moment bekommen könnte. Schon jetzt giebt es Viele, die bitter beklagen, daß die Bürger nicht mit den Truppen gemeinsame Sache gemacht — ganz wie in Paris — aber — für Blinde giebt die Geschichte kein Licht! ich fürchte, der Tag wird kommen, wo die Bürger von Berlin selbst die Truppen herbeirufen möchten, wenn sie es noch wagen. — In der verflossenen Nacht ist wieder eine große Aufregung gewesen, indem man, natürlich in heimtückischer Absicht, die Nachricht durch die Gassen geschrieen und von allen Thürmen geläutet, die Stadt sei in Gefahr, denn der Prinz von Preußen rücke mit einem Armee-Corps gegen die Stadt. Eine neue Aufregung steht heute bevor, denn auf heute ist das Begräbnis der Gefallenen anberaumt. Gott schütze den König vor neuen Demüthigungen! Ein weiterer Spektakel steht in einigen Tagen bevor, die Revue über die Bürgergarde. Man muß ja Alles nachahmen. — — Diese Bürgergarde hat Flinten aus dem Zeughause erhalten, aber die Vertheilung soll ordnungsmäßig geschehen sein und nur an solche, denen man Gutes zutraute oder — zutrauen mußte. Studenten und Juden spielen eine große Rolle darin. Patronen hat man ihr bis jetzt nicht gegeben. Die eigentlichen Anarchisten sind aber auch nicht ohne Waffen, wenn auch ohne königliche. Sie haben gelernt damit umzugehen. Die befreiten Polen, Mieroslawski an der Spitze auf den Schultern schmutziger Fanatiker, haben einen feierlichen Zug, unter ungeheurem Jubel, durch die Stadt, die Linden

herunter zum Schloß gehalten, man sagt, der König habe sich entschuldigen müssen gegen sie. Sie werden wissen, was sie zu thun haben. — Posen ist verloren, eine Einmischung Rußlands kann nicht ausbleiben, und der Krieg wird vielleicht an der Ost- und West-Grenze zugleich entbrennen, hier für die Revolution, dort dagegen. Der bewaffnete Theil unserer Nation, d. h. der preußischen, ich meine Heer und (?) Landwehr könnten noch einen wenngleich blutigen, doch, wie ich nicht zweifele, günstigen Umschwung der Dinge herbeiführen, wenn die Provinzen sich dafür aussprächen und wenn wir — einen Mann fänden. Noch halten die gewohnten Bande; die Truppen sind noch nicht entmuthigt: noch weiß man von keinem Uebertritt. Aber es bedarf einer Fahne, um die man sich sammeln, der man vertrauen kann.

Meine Parthie ist genommen, Du weißt es: bis zum letzten Hauch. Aber noch dürfen wir hoffen. Klage nicht! Geliebte! der Herr, der die jungen Raben speist, wird auch Dich und unsere lieben Kinder nicht verlassen. Wann ich zu Euch, ob ich zu Euch kommen kann, vermag ich jetzt nicht zu übersehen. Wer kann über die nächsten 5 Minuten disponiren! Gott dem Herrn muß man, jetzt mehr als sonst, Alles anheimgeben. — —

Potsdam, 22. März.

— — Daß der König gestern mit der dreifarbigen Fahne und Kokarde in Berlin umhergeritten ist und an, ich glaube, 7 Straßenecken zu der ihn zum deutschen Könige ausrufenden Menge gesprochen hat, wirst Du wohl schon durch die heutigen Zeitungen erfahren; und daß im gegenwärtigen Augenblicke eine neue Komödie aufgeführt wird, die Beerdigung der Gefallenen, wobei sich der König ohne Zweifel zu neuen Demüthigungen wird entschließen müssen — war Dir schon bekannt.

Was wird nun werden? Das ist die Frage, die sich jetzt Jeder aufwirft, und die kein Mensch zu beantworten vermag. Die konstitutionelle Monarchie nach dem bekannten Rezept ist jetzt das Günstigste, dem wir entgegen gehen. Die Republik (die nach einem unverbürgten Gerüchte in Breslau bereits proclamirt sein soll) und mit ihr die Anarchie haben aber, wenigstens was die großen Städte betrifft, wie ich glaube, ebenso viel apparence. Das ist nicht meine Befürchtung allein, nein! in Berlin selbst scheint die Partei der Ordnungsliebenden, d. h. der Besitzenden selbst an der Möglichkeit ihrer ferneren Herrschaft zu verzweifeln. Den Leuten wird bange, auch verträgt sich der Wachtdienst weder mit ihrem Geschäft noch mit ihren Gewohnheiten. Deshalb ruft man laut nach der Rückkehr der Truppen. Aber diese haben nicht große Lust dazu, und wenn der Befehl des Königs dazu erfolgen sollte, so fragt es sich, ob man einen solchen nicht als erzwungen und daher als ungültig ansehen wird. Ich bin der Meinung, daß man dennoch wird gehorchen müssen, um größeres Unheil zu verhüten, und zweifle nicht, daß bei der nächsten Emeute die Bürger mit den Truppen gemeinsame Sache machen werden. Aber der Eifer ist im Ersterben; Alles geht mit knirschenden Zähnen und hängenden Flügeln umher. Noch halten die gewohnten Bande. Aber muß nicht am Ende der Geist, der Muth der besten Truppen gebrochen werden, wenn sie das, wofür sie glühen, von einer Herabwürdigung zur andern gedrängt sehen? Und dabei die in Allen lebendige Ueberzeugung, nicht besiegt sondern lediglich durch Denjenigen gelähmt worden zu sein, für Dessen Majestät so viele Brave . . geblutet haben! Und dazu der Hohn, der Uebermuth des Herr gewordenen Pöbels . . . Unter diesen Umständen trübt sich der Blick in die Zukunft gewiß nicht ohne Grund, und was sonst, unter andern Umständen, vielleicht

mit Jubel begrüßt worden wäre: die drei Farben, die Deutschlands Einheit bedeuten und Preußens Größe bezeichnen konnten, diese rufen Schamröthe auf die Wangen und Thränen in die Augen bärtiger Männer, weil sie die Ohnmacht des Königs, den Untergang Preußens am deutlichsten bekunden. — —

Man ist gespannt auf das Verhalten der Provinzen. Aus der Mark, Pommern, Sachsen, vielleicht auch Westfalen und Preußen erwartet man nicht ohne Grund Gegen-Demonstrationen; vom Rheinland gesetzmäßige Ruhe, von Posen Aufstand und Abfall. Wie sich das Alles entwirren wird, wer vermag es zu sagen! — hier läuft seit heute Morgen das Gerücht um von einer Contre-Revolution in Paris. Das könnte uns vielleicht etwas helfen. Doch wer weiß! wer weiß, wie der heutige Tag in Berlin endigen wird.

— — — Sodann bitte ich mein Sattelzeug ꝛc. baldigst hersenden zu lassen . . . Denn es kann sich ereignen, daß ich hier plötzlich zu Roß steigen muß; ich denke daran, mir hier ein solches Geschöpf zu kaufen. — —

Abends. Nun noch zum Schluß die tröstliche Nachricht, daß die Beerdigungs-Szene, wie mir eben Otto Bismarck und Andere berichten, ohne Störung vorübergegangen ist. Der König hat sich auf dem Balkon gezeigt, mit dem Ausdruck des Leidens. Was werden soll und wird, bleibt dennoch ungewiß. Die Berichte über die dortigen Zustände widersprechen sich jeden Augenblick. Gott sei mit Euch! — —

Potsdam, 24. März 1848.

— — Meine heutigen Nachrichten werden Euch einigermaßen beruhigen können. In Berlin scheint man sich sehr abzukühlen. Zwar ist der Boden, auf dem Thron und Staat zur Zeit ruhen, noch immer ein vulkanischer, und möglich ist

noch in jedem Augenblicke irgend eine neue Eruption; eine solche ist mir sogar sehr wahrscheinlich, allein ich hoffe, sie wird dann glücklich gedämpft werden. Denn die große Mehrzahl der Berliner laborirt jetzt sehr am Katzenjammer und möchte Manches ungeschehen machen. Sie schämen sich, weil aus allen Provinzen die lautesten Mißbilligungen einlaufen; sie fühlen, daß die Demüthigung des Königs sie selbst herabsetzt, und daß Deutschland deßhalb offenbar mit vermindertem Vertrauen auf Preußen blickt. In Breslau sind Demonstrationen gemacht, aber wie es scheint, glücklich beseitigt worden. In Posen sind Unruhen gewesen, aber sie haben nicht zu ernsten Konflikten, sondern nur zu einer Deputation nach Berlin geführt; die Garnison hat sich jedoch in das Fort Winiary, das die Stadt beherrscht, zurückgezogen. In Stettin und Magdeburg ist die Ruhe glücklicherweise nur unbedeutend gestört und die Ordnung erhalten worden. In Berlin wird der Ruf nach der Rückkehr der Garnison täglich lauter. Man spricht von Ehrenpforten, Kränzen und feierlicher Einholung und erklärt sich zu jeder Satisfaction bereit, denn man findet das Soldatenspielen entsetzlich unbequem und sieht sehr deutlich ein, daß man einem ernsthaften Zusammenstoß mit der Canaille nicht gewachsen ist. Aber es ist hier wenig Sehnsucht nach jener Rückkehr; ich befürchte sogar nicht ohne Grund, daß ein plötzlicher Befehl dazu vielleicht zum Abschiednehmen ganzer Offizier-Corps führen würde. Man wird auch die den braven Truppen von Seiten der feigen Crapüle widerfahrenen Beschimpfungen nicht sobald vergessen. Man knirscht vor Zorn, wenn man erzählt, wie die siegreichen, lediglich auf Allerhöchsten Befehl zurückziehenden Truppen von dem Gesindel geschimpft, gelästert, angespieen worden sind, ohne daß man, um nicht ungehorsam zu sein, etwas dagegen unternehmen konnte.

In wenigen Tagen wird hier der deutsche Fürstentag eröffnet werden. Dann kann und muß der König nach Potsdam kommen, und damit schwindet der Wunsch der Wohlgesinnten, die jetzt zum Schutze des Königs je eher je lieber die Truppen nach Berlin zurückführen möchten. Eine gesetzliche Verpflichtung, Berlin mit Garnison zu versehen, existirt nicht. Im Gegentheil hebt ja die so heiß erstrebte und jetzt bewilligte Volksbewaffnung auch das polizeiliche Bedenken. Mögen sich die bewaffneten Herren Gevatter Schneider und Handschuhmacher selber schützen vor den lieben Proletariern, mit denen sie sich in der allgemeinen politischen Besoffenheit so intim liirt haben.

Der König ist gestern zum ersten Mal seit der Katastrophe wieder spazieren gefahren und gegangen, ohne belästigt zu werden. Er selbst, auch die Minister, scheinen wieder Muth zu fassen. Darauf besonders beruht die Hoffnung derjenigen, welche eine allgemeine Auflösung aller gesellschaftlichen Ordnung fürchten mußten. — Aber noch immer liegt die Zukunft hinter einem schwarzen Gewitterhimmel. ... Der Fürstentag wird nicht viel bedeuten. Der zum 2ten zusammentretende Vereinigte Landtag wird, wenn er überhaupt noch möglich, den Charakter einer assemblée constituante annehmen; die damit verbundenen Stürme und Aufregungen können furchtbar, können zerstörend sein. — Ja wohl! Gott allein kann helfen. Das ist gerade jetzt so ein Fall, wo die allgemeine Rathlosigkeit die Menschheit recht mit der Nase darauf stößt, wo sie allein Hülfe suchen und finden kann.

Zum Schlusse Dir und der lieben M. nochmals meinen herzlichsten Dank für die lieben Zeilen, die mich sehr erquickt haben. Ihr seid ein Paar tapfere Frauenzimmer, aber Ihr habt auch guten Grund dazu, denn Ihr habt Euren Muth aus dem wahren Lebensborn geschöpft, dessen immer sprudelnde

Fluth Herz und Seele erfrischt. Trinkt fleißig daraus, wie bisher! — Tausend herzliche Grüße an Bismarck [1]), auch an Deinen andern Patienten [2]), dessen Vater [3]) ich gestern auf einige Stunden bei mir zu sehen die Freude hatte. Du kannst Dir wohl denken, daß diese Freude nicht ohne Wehmuth, ja, nicht ohne recht erschütterndes Herzeleid war.

Küsse mir die Kindlein und ermahne sie in Liebe und Geduld zu allem Guten. Auch die Freunde, die sich Deiner so freundlich erinnern, Hollweg [4]), den Oberbürgermeister, Arndt, Perthes, Mendelssohn u. s. w. grüße aufs Innigste. — In Liebe und Treue Dein Albert v. R.

Potsdam, Sonnabend den 25. 3. 48.

„Heute Morgen gegen 11 Uhr ist plötzlich der König per Eisenbahn hier angelangt. Seine Ankunft war mehrere Stunden vorher bekannt geworden. Die Offizier-Corps erwarteten ihn vor dem Schlosse. Sein Wagen war umwogt und gefolgt von einer großen Menge aus den unteren Schichten. An Hurrahgeschrei kein Mangel. Bald nach der Ankunft wurden wir in den Marmorsaal gerufen. Lautlos ordnete man sich im Kreise, lautlos erwartete, lautlos empfing man den König. Er sah nicht so leidend aus, als man erzählt und erwartet hatte, aber magerer ist er geworden, die Züge schlaff, hängend. Wie natürlich, daß die alte Sicherheit des Auftretens vermißt wurde!

Nachdem er grüßend in den Kreis getreten, sagte er, wie er sich freue, wieder in Potsdam zu sein, wie er hoffe, bald

---

[1]) Graf Bismarck-Bohlen, der krank in Bonn zurückgeblieben war.

[2]) Reinhold von Thadden, damals Student, ist gemeint.

[3]) Der Abgeordnete von Thadden-Trieglaf, der u. a. auf dem Vereinigten Landtage eine so hervorragende Rolle spielte.

[4]) Herr von Bethmann-Hollweg, der spätere Kultusminister.

längere Zeit hier weilen zu können; heute sei er herübergekommen in doppelter Absicht, einmal um faktisch das Gerücht zu widerlegen, daß er unfrei sei; sodann um durch seine baldige Rückkehr nach Berlin das dort herrschende Mißtrauen gegen Potsdam und die Reaktion, die hier vorbereitet werde, wie man meine, Lügen zu strafen. Er, der König, sei nur unfrei in Bezug auf die Masse der Geschäfte, die ihn bedränge und die ihn auch heute nöthige, sehr bald wieder aus unserer Mitte zu scheiden. Hierauf sprach er von der eigenthümlichen Lage von Berlin, wo allerdings faktisch gar keine Behörden, weder Magistrat noch Stadtverordnete, existirten, wo aber dennoch durch den guten Sinn der Bürger Ruhe und Ordnung herrschten. Dieser gute Sinn, der kein Opfer scheue, sei es, dem er, nachdem die Truppen die Stadt verlassen, die Erhaltung der Stadt, des Staats, seiner eigenen Person verdanke. Wie weit derselbe auch für die Zukunft ausreichen werde, das lasse er vorläufig auf sich beruhen, aber er habe die Truppen so aufgestellt längs der Eisenbahn, daß sie im Fall der Noth schnell in Berlin sein könnten. Sie würden auch ohnedies später nach Berlin zurückkehren müssen, wann, das bleibe noch dahingestellt.

Nun aber habe er noch einen Gegenstand zu berühren, das sei die Aufregung, in der sich, wie er höre, die Truppen befänden, wegen der Behandlung, die sie bei ihrem Abzuge aus Berlin von einigen niedrigen Seelen erfahren hätten, und die von allen Gutgesinnten in Berlin ebenfalls gemißbilligt werde. Deshalb fordere er die Truppen auf, auch ihrerseits zu vergessen und ihren Unwillen aufgehen zu lassen in der Liebe zu ihm, zum Vaterlande und zu der großen Sache des „einigen (!) Teutschlands, der er sich von jetzt an mit allen seinen Kräften zu widmen beschlossen habe. Dieser Entschluß sei ein durchaus freier und habe ihn schon lange zuvor be=

schäftigt, noch ehe er ihn ausgesprochen. Die Verwirklichung seiner Absichten aber hänge wesentlich ab von der Mitwirkung seiner tapferen Armee, die sich auch in den verhängnißvollen Tagen mit einer über alles Lob erhabenen Hingebung bewährt habe und von der er, wenn das Vaterland riefe, mit zuversichtlichem Vertrauen dieselbe Hingebung, dieselbe Tapferkeit auch gegen den äußeren Feind erwarte, u. s. w.

Der Generallieutenant von Prittwitz, der älteste Offizier, erwiderte einige Worte, in denen er versicherte, wie sich alle beeifern würden, den trefflichen Geist der Truppen zu erhalten, Ordnung und Disciplin zu pflegen, damit das Instrument vollkommen brauchbar befunden werde für den Augenblick der Gefahr.

Der Eindruck der Königlichen Rede war, wenn ich nicht irre, weder tief noch allgemein. Die finsteren Gesichter hellten sich nicht auf, der Ausdruck der Trauer und des Schmerzes war nicht vertilgt. Aber — zweifele Niemand daran! — jeder wird nach wie vor seine Schuldigkeit thun und nöthigenfalls für die Ehre der Waffen, für die Unabhängigkeit des Vaterlandes gegen innere wie äußere Feinde, zu sterben wissen. Ja! ich sage es unumwunden, das Heer, das ist jetzt unser Vaterland, denn hier allein sind die unreinen, gährenden Elemente, die alles in Frage stellen, noch nicht eingedrungen. Während in der übrigen Volksmasse die reineren mit den unreineren Stoffen in einem unentschiedenen Klärungsprozesse begriffen sind, in dem die letzteren das ganze Faß zu verderben drohen, steht das Heer in ungetrübter Klarheit und Reinheit wie ein alter, edler Wein neben jungem, gährendem Most. Aber zugleich fühlt es sich als ein Theil, als ein wesentlicher, ehrenhafter Theil des Vaterlandes, und von einem durch ihn vertretenen abgesonderten Soldatenthum ist gar nicht die Rede. Im Gegentheil ist das eben seine gerechte Klage,

daß man auf der Gegenseite seine Mitberechtigung gar nicht anerkennen will, als sei die preußische National-Armee nichts als ein heerdloser Haufen von erkauften Miethlingen, der rechtlos dem souveränen Willen der Spießbürger und Proletarier unterworfen bleiben müsse. Das Heer aber wird und will bei dem Entwickelungsprozesse, in dem wir uns befinden, eine Rolle spielen, es hat ein Recht dazu. Preußens Größe verdankt es seinem Heere und namentlich seinem in kriegerischen Leistungen unübertroffenen Offizier-Stande. Dieser, der in neueren Tagen mit glänzendem Erfolge das mühsame Geschäft der Volkserziehung in die Hand genommen, hat eben deßhalb offenbar ein größeres Anrecht bei der Lösung der Fragen über die Gestaltung unserer staatlichen Verhältnisse als jenes Heer von brodlosen Literaten und Zeitungsschreibern, deren gesetzlosem Treiben und Wühlen es leider gelungen, alle Elemente zu einem entsetzlichen Sturme zu beschwören, der alles, was bis dahin hoch, heilig, würdig, sittlich war, zu vernichten droht und aus keinem anderen Grunde, als um in den trüben, schäumenden Fluthen ihre Fischlein zu fangen. — Der preußische, ja der gesammte deutsche Offizierstand hat seine volkserziehende Thätigkeit überall mit glänzendem Erfolge geübt. Durch diese mit Selbstentsagung und Mühseligkeiten aller Art verknüpfte, durch 35 Friedensjahre voll Anstrengungen nicht ermüdete und weder mit Ehrenpokalen noch mit reichen Gehalten belohnte Thätigkeit ist unser Volk eben das tüchtige, kampfbereite, wehrhafte Volk geworden, das selbst in den anarchischen Gräueln der Gegenwart noch mit Sicherheit auf seine künftige Unabhängigkeit rechnen kann. Aber nur dadurch, nur durch diese Tüchtigkeit des verhöhnten Heeres und seiner verunglimpften Führer, nicht durch die hohlen, banalen Phrasen unserer modernen Demagogen ist jene nationale Kraft geschaffen worden, die unsers gemeinsamen deutschen Vaterlandes Unabhängigkeit

zu sichern verspricht. Denn das Treiben dieser gewissenlosen Bande und ihrer verblendeten Nachbeter ist ihrer Natur nach nur niederreißend, zerstörend, auflösend; sie kann über die Negation nicht hinaus, wie sollte sie fähig sein zu schaffen, zu erhalten, die nationale Kraft zu stählen? — Und wie verhält sich nun die herrschende d. h. die faktisch oben auf schwimmende Macht des Zeitungsgeistes, der sich so gern für den gebietenden Zeitgeist ausgiebt, zu den Ansprüchen, die von der einen Seite erhoben werden, von der andern geltend gemacht worden sind? — „Ihr müßt thun," sagt man den Soldaten, „was euch durch die (von uns gegängelte) Regierung befohlen wird (versteht sich nur so lange, als es der herrschenden Volksschicht beliebt); ihr seid der Arm der exekutiven Gewalt, also ein Theil von ihr, und die exekutive Gewalt ist in unserem allein selig machenden Staats-Recept der diametrale Gegensatz der gesetzgebenden. An dieser könnt ihr daher niemals Theil haben, in keiner Weise, weder als Wähler noch als Wahlfähige; ihr gebt keine Abgaben, sondern ihr zehrt von den unsrigen, u. s. w." Wie leicht diese ungerechte Ansicht auch zu widerlegen sein mag, so lasse ich mich doch hier nicht darauf ein, denn ich bemerke mit Schrecken, daß ich mich zu Dingen verstiegen, die wenigstens nicht in einen Brief an meine liebe Frau gehören.[1])

---

[1]) Die veränderten Verhältnisse und weitere politische Erfahrungen ließen Roon über diesen Punkt bekanntlich später zu entgegengesetzten Auffassungen gelangen: war es doch, bald nachdem er Kriegsminister geworden war, sogar seiner Initiative zu danken, daß — zunächst auf Anordnung des königlichen Kriegsherrn — das politische Wahlrecht von sämtlichen aktiven Militärpersonen nicht ferner ausgeübt wurde, und gleichfalls auf Roon's Veranlassung vertraten schon bei der Vereinbarung der Verfassung des Norddeutschen Bundes die Regierungen in offizieller Weise diesen Standpunkt, der seitdem längst zu entsprechenden Festsetzungen in der deutschen Reichsverfassung geführt hat. Aber freilich geschah dies nicht, weil man sich vor einem konstitutionellen Rezepte oder einer liberalen Doktrin ver-

den 26. März, Mittags.

Habe Dank für Deine lieben Zeilen — — — es geht mir wie Dir, ich bin nicht krank, aber sehr matt, wenn nicht eben aufgeregt; es geht allen Leuten so. Das ist das allgemeine Zeitfieber, das uns schüttelt. Heut früh erhielt ich auch ein paar Zeilen von Schlegell, wonach derselbe heute Mittag hier eintreffen will. Ich werde dann, so es mir erlaubt wird, noch einige Tage hier bleiben, dann zu Dir eilen, um Euch abzuholen. Ich habe mich an Moritz gewandt und ihn für die Meinigen um das kleine Haus in Cardemin [1]) gebeten, weil Ihr da, soweit mein Verstand reicht, ruhiger und sicherer seid, als in Schlesien, wo die anarchische Aufregung recht bedenklich, und wo die Gefahr vor den Russen, wenn auch in weiterer Ferne, nicht zu übersehen ist. —

— — — Gestern Abend kam auch die Königin herüber; ich habe sie nicht gesehen; heute Morgen ist sie zurückgekehrt. Prinzeß Karl ist in Berlin für den Augenblick, ihre Töchter in Putbus; Prinzeß von Preußen hier mit ihren Kindern; desgleichen die Kinder von Prinz Albrecht. Prinz Wilhelm, Adalbert, Waldemar und Albrecht sind in Berlin. Dort gährt es fort. Weiter ist davon nichts zu sagen. — —

Potsdam, 27. März 48.

Meine theure Anna! Schlegell kommt sobald noch nicht. Du darfst mich daher nicht Ende dieser Woche, sondern frühestens in der ersten Hälfte der nächsten erwarten, wenn ich es überhaupt möglich machen kann, Euch abzuholen. . . — —

---

neigte — sondern weil vor allem die Notwendigkeit erkannt und allen anderen Erwägungen vorangestellt worden war: daß im Interesse der militärischen Disziplin die Armee und sämtliche aktive Personen des Soldatenstandes vor den politischen Umtrieben und Wahlagitationen unter allen Umständen bewahrt werden müssen.

[1]) Nebengut von Zimmerhausen in Pommern.

Hier ist vorläufig alles ruhig; auch in Berlin gährt es still weiter. Der König war gestern wieder hier, fuhr aber heute Morgen nach Berlin zurück. Die Königin ist noch hier... Heute Abend hoffe ich sie sehen zu können, die arme hohe Kreuzträgerin. Wie wund mag ihr das Herz sein! —

Potsdam, 30. März 48.

Heute endlich ist S. angekommen, und zwar vollkommen. Nun denke ich also an den Abmarsch. Wenn nichts dazwischen tritt, so werde ich übermorgen, d. i. Sonnabend, nach Berlin gehen, mich Krauseneck vorstellen und dann . . . nach Bonn abreisen.

— — Wenn Du noch Näheres über hiesige Zustände und Verhältnisse hören willst, so mußt Du warten, bis wir uns wiedersehen. Es schreibt sich nicht gut darüber. — Der König ist jetzt im Allgemeinen mehr hier als in Berlin.

— — Am Montag Abend war ich in kleinem Zirkel zum Thee bei der Königin, Dienstags zur Tafel und Abends wieder zum Thee. Die Majestäten waren beide freundlich gegen mich. Die Königin erscheint sehr gefaßt, selbst heiter; der König war Montag sehr still, am Dienstag aber sowohl Mittags als Abends heiter wie sonst. Gott erhalte ihm das und gebe ihm besonders viel Anlaß zur Heiterkeit! — Gestern war Thadden, vorgestern Moritz auf einige Stunden hier. — Die Eröffnung des Landtags erfüllt alle Herzen mit banger Spannung. — Heute sind die ersten Truppen, ungeachtet des Widerspruchs der anarchischen Parthei, in Berlin eingerückt, 3 Bataillons des 24. Infanterie-Regiments, und mit großem Jubel und Ehren empfangen worden. Morgen folgen 2 andere Bataillons (vom 9. Infanterie-Regiment), übermorgen die Fürstenwalder Ulanen. Wenn das Experiment gut abläuft,

so hoffe ich davon eine günstige Wirkung auf die Stimmung in den Provinzen. Aber — Gott lenkt! — —"

Anfang April traf Roon in Bonn ein, holte seine Familie ab und brachte sie zu den Verwandten nach Pommern, woselbst er gleichfalls einige Wochen bleiben konnte, dann aber für seine Person wieder nach Berlin zurückkehrte. „Nachdem ich (schreibt er von dort am 26. April 48) die Post in Naugard mit Hülfe meines wahrhaft russisch fahrenden Postillons eingeholt und mit derselben ohne erhebliche Unbequemlichkeit in Stettin und ebenso per Eisenbahn glücklich um 11 Uhr in dem alten B. (Berlin oder Babel) angelangt war, habe ich den Rest des Tages mannigfach beschäftigt zugebracht. Krauseneck weiß immer noch nicht, was er mit mir anfangen soll; ich werde ihm daher gelegentlich auf die Sprünge helfen müssen. Augenblicklich war alles in der lebhaftesten Bewegung wegen des Sieges bei Schleswig, von dem Du die Nachricht in der Zeitung gelesen haben wirst. Ein Privatbrief von Fransecky, der auch dort ist, weiß nicht genug zu sagen, wie gut sich die Truppen (Preußen wie Holsteiner) und mein lieber, junger Prinz benommen. Ich möchte jetzt fast neidisch werden auf Schlegell und die dort befindlichen Generalstabs-Kameraden.

— ich gestehe — und ich müßte keine Soldatenader in mir haben, wäre es anders — ich wünsche jetzt ernstlich, ich wäre gleichfalls dort, nicht um Lorbeeren zu sammeln, sondern Erfahrung. —"

Den 28. Abends.

Gestern Morgen stand ich auf um — zu rechnen, eine trostlose Beschäftigung, die mich auch noch einige Tage in Anspruch nehmen wird. Dann eilte ich aufs Büreau, wo ich erfuhr, daß mich der General zum Director der topographischen Abtheilung ernannt habe, worüber ich mich gar nicht besonders

freue, weil daraus hervorzugehen scheint, daß der General mich hier behalten will, während ich nichts sehnlicher wünsche als eine Thätigkeit bei den Truppen. Nach Tische ging ich zu einem Pferdehändler, fand ein, wie ich glaube, gutes und passendes Pferd und kaufte es für 230 Thaler. — —

— — — — Heut früh lief eine Einladung nach Glienicke ein; ich konnte mich daher auf dem Büreau nur zeigen und beurlauben, fuhr um 12 Uhr nach Potsdam und langte um ½2 Uhr in Glienicke an, wo ich mich herzlich erfreute an der Frühlingspracht dieses herrlichen Gartens. Bald kamen die Herrschaften an und waren sehr gütig.... Sie sind sehr erfreut über die guten Nachrichten von ihrem kriegerischen Prinzen. Ich hatte ihnen Fransecky's Brief mitgebracht, aus dem ich ihnen die betreffenden Stellen über ihn vorlas, was sehr freudig aufgenommen wurde.

— — — Grüße mir herzlich alle unsere dortigen Lieben. Tröste die Zeitungshungrigen, so gut Du's vermagst, denn sie werden in den nächsten Tagen nichts für ihren Appetit erhalten, weil — sämmtliche Drucker der hiesigen Residenz heute bis auf weiteres ihre Arbeit eingestellt haben, da sie höheren Lohn und bessere Bedingungen gefordert, doch nicht erhalten haben. Wenn es etwa die Bäckergesellen nächstens ebenso machen, so werden wir uns auch ohne Brod behelfen müssen. — — —

Berlin, 29./4. 48.

— — — — Heute gegen 7 Uhr Abends wanderte ich in die Wahlversammlung, die abgehalten wurde im großen Gesellschaftssaale des — Prinz Karl'schen Palais, natürlich mit Genehmigung des Eigenthümers. Im Hinaufgehen schloß ich mich an den jüngeren Radziwill (Fürst Bogislav R.), der mir in großer Aufregung und mit lebhafter Mißbilligung mittheilte, er erhalte soeben die Nachricht, daß seine exaltirten

Landsleute die Oesterreicher in der Gegend von Krakau angegriffen hätten, aber tüchtig geschlagen wären; 400 der Versprengten seien auf dem Wege nach Berlin, wo sie Geschäfte zu machen gedächten. — Wie es in der Wahlversammlung zuging? — Nun, im Allgemeinen sehr anständig, wenngleich etwas heftig. Das Resultat der Vorwahl war recht günstig. Die meisten Stimmen erhielten: Präsident v. Grollmann, Buchhändler Reimer, Schlosser-Altmeister Stadelmann, General Peucker, Lieut. a. D. Heitz, Hofbuchdrucker Decker und Fürst Radziwill. Ein Versuch, politische Doctrinen auf die Bahn zu bringen, scheiterte völlig und erregte lauten Unwillen. Ich bekehrte im Stillen einen braven Uhrmacher von den gangbarsten Vorurtheilen, da während des Zählens der Stimmzettel lange Pausen eintraten. — Was ich von andern Wahlbezirken gehört, berechtigt zu der Erwartung, daß auch die hiesigen Wahlen so zu sagen conservativ, d. h. was man heute so nennen kann, ausfallen dürften; namentlich haben die Proletarier von der Feder wohl wenig Aussicht, für unsere Versammlung gewählt zu werden. Dennoch mag es Einzelnen von ihnen glücken. — Uebrigens fangen die Parteien an sich schärfer zu sondern. So hat sich gestern der „konstitutionelle Klubb“ gespalten und heute schon getrennt getagt. Vorläufig sind daher die Auspizien für die Aufrechthaltung der Ruhe scheinbar günstig, allein ein Hauch verändert die Atmosphäre in diesen Zeiten, und nur Wolken bedecken dann den eben noch heiteren Himmel. Daß die hiesige Bürgerwehr, so kriegerisch sie sich auch geberdet, einem ernsthaften Vorstoße gewachsen sein sollte, glaube ich noch immer nicht, denn ihr fehlt die Disciplin, weil sie über jeden Befehl vor der Ausführung zu deliberiren für ihr Recht hält; davon habe ich mich gestern Abend überzeugt, wo eine Compagnie über 1/2 Stunde gegen ihren Führer bellte, als dieser von ihr ver-

langte, daß sie 1 Gefreiten und 3 Mann zum Patrouilliren stellen sollten. — —

Den 30. Abends.

— — ich habe meinem Prinzen einen langen Brief geschrieben, bin aber in Verlegenheit, wie ich ihn zur Post schaffen soll, da morgen, wegen der Wahlen, alle Geschäfte stille steh'n. Man ist übrigens für morgen nicht ohne Besorgniß, da man fürchtet, daß die für direkte Wahlen fanatisirte Partei Störungen versuchen wird; ich fürchte mehr die Langwierigkeit der Operation, die schon um 8 Uhr beginnt und möglicher Weise bis zum späten Abend dauern kann, da manche Bezirke 5, auch 6 Wahlmänner zu bestellen haben.

Den 1. Mai 48, Nachm.

Seit heute früh urgewählt, und doch sind wir kaum zur Hälfte fertig, denn die Wahlen für Frankfurt sind noch sämmtlich im Rückstande. Das Resultat ist nicht ungünstig, da bisher nur ordentliche und angesessene Leute gewählt wurden. Aber die Fehler des Systems sind schon jetzt bei diesem ersten Versuch in demselben deutlich genug hervorgetreten. Umtriebe und Parteiwesen waren nicht zu verkennen. Heute ging's noch ziemlich ungeschickt damit zu, künftig werden's die rüstigen Volksmänner schon feiner machen. Und das Sündlichste dabei ist, daß man die Segel streichen oder — sich zu ähnlichen Kunststücken verstehen muß. Gott bessere es! —

Heute ist die Bildung und Aufstellung einer Bundes-Armee von 60 000 Mann (darunter 20 000 Preußen) in der Gegend von Nürnberg befohlen worden. Von uns kommen das 8. und 22. Infanterie-, das 18. 19. 20. Landwehr-Regiment, das Garde-Dragoner-, 10., 12. Husaren- und 7. Kürassier-Regiment nebst 6 Batterien dazu. In Stelle des 18. und 19. Landwehr-Regiments sollen märkische und

pommersche Landwehren nach Posen rücken! Da dieses Korps einen Stab erhalten muß, so ist es mir sehr wahrscheinlich, daß ich dazu kommen werde. — — — Jedenfalls ist die Maßregel als ein Symptom der Lebensfähigkeit des Bundes freudig zu begrüßen. Gott gebe uns einen tüchtigen Führer! Bis jetzt ist derselbe noch nicht ernannt. — —

Nun will ich noch einmal zu den Wahlen zurückkehren, wiewohl ich mein Gewissen nicht eben sehr beschwert fühle, wenn ich mich an dem Frankfurter Kohl auch nicht betheilige.

Berlin, 4. Mai 48.

— — Der Zweck dieser flüchtigen Zeilen ist lediglich, Dich zu bitten, mich schnell zu benachrichtigen oder vielmehr in Kenntniß zu erhalten von den dortigen Vorgängen und Stimmungen, damit ich Euch nöthigenfalls zu Hülfe eilen kann. Dein Brief erwähnt eines Aufzuges der Tagelöhner (in Pommern!), um Forderungen und Rechte geltend zu machen; Du schreibst mir aber nicht, wie die Sache abgelaufen ist. — — —

Die Resultate der hiesigen und anderer Wahlen in den großen Städten sind im Allgemeinen, wie man sagt, als günstig zu betrachten, d. h. ziemlich konservativ und nun auf dem Lande — dieser Unsinn! — Eine wichtige Veränderung, die hier vorgegangen: Reyher ist durch Graf Canitz im Ministerio ersetzt worden. Fischer hat die Stelle von Cosel! und Oberstlieut. v. Griesheim die Stelle des Chefs des Allgemeinen Kriegs-Departements erhalten. Gott gebe, daß der Armee daraus der Vortheil erwachse, den man davon erwarten kann. — Ueber mich ist noch nichts verfügt, aber ich rechne darauf, mit zur Reserve-Armee nach Nürnberg gesandt zu werden. Ich habe deßhalb gestern noch ein tüchtiges Pferd für wenig Geld gekauft. — —

Berlin, den 7. Mai.

— — Die neueren Nachrichten über die Wahlen sind im Allgemeinen nichts weniger als günstig. In Breslau und in Königsberg und ebenso auf dem Lande in Schlesien, auch in einem Theile der Mark, entschieden demokratisch; besser lauten die Nachrichten aus einem Theile Rheinlands und Westphalens. Die tugendhaften Berliner Konservativen, d. h. die ehemaligen Liberalen in Glacéehandschuhen, machen jetzt den Landjunkern ganz laut den Vorwurf, daß sie versäumt hätten, den nöthigen klingenden Einfluß auf das Landvolk auszuüben; das gehöre sich zum konstitutionellen Wesen, wie das Beispiel von England hinlänglich beweise; für einen Thaler und einen Scheffel Kartoffeln sei jede Stimme feil gewesen.

Dieser zur Verherrlichung des neuen Systems dienende Rath kommt übrigens etwas spät, beweist aber, wie bange den Capazitäten vom Geldsack ist. — — — ich bin schmerzlich gespannt auf Deinen nächsten Brief, vorzüglich wegen des Verhältnisses mit den Tagelöhnern. — —

Nach der heut Nachmittag angekommenen Posener Zeitung hat General Hirschfeld den Insurgenten am 4. bei Wreschen namhaften Verlust beigebracht. General Pfuel ist seit einigen Tagen nach Posen abgegangen mit einer General-Vollmacht. Möchten nur nicht die unseligen diplomatischen Verhandlungen von neuem beginnen! Wenn wir hier von neuem uns schwach zeigen, so wird uns der Miniatur-Krieg in Schleswig auch nicht zu Ehren bringen. — — Gestern ist K. aus Bonn angekommen . . . mit der Nachricht von der dortigen Wahlschlacht, die der große Kinkel glänzend verloren hat. Sein Haufe hat sich an den Fensterscheiben der Gegenpartei gerächt. Die Nachrichten aus Aachen und Trier sind sehr betrübend, die Anarchie ist zur Herrschaft gekommen. Auch in Solingen

hat man wieder Fabriken zerstört. Wie wird das alles enden? Wohl möchte man verzagen, aber Gott lebt noch! Geduld! — Wo ich esse? Gewöhnlich bei Lutter & Wegner. . . Mein Plan, mit einem der Offizier-Corps zu essen, ist aufgegeben worden. . . Es ist mir auch interessant, in einer gemischten Gesellschaft zu sein und ihre Urtheile zu hören, wobei ich mich freilich gelegentlich ärgere über Flachheiten und Albernheiten. — Gestern habe ich Krauseneck ganz bestimmt meinen Wunsch zu erkennen gegeben, aus meiner jetzigen schreibenden Thätigkeit in eine mehr militärische überzugehen, wozu das in Franken zusammentretende Armee-Corps Gelegenheit darbiete. Er hat mir freundlich und gewährend geantwortet, aber — ich glaube, des lieben, väterlichen Mannes Abschied ist schon unterschrieben. Dennoch rüste ich mich ernstlich. — — —

Sonntag, den 7. Mai, Nachmittags.

Dein vor zwei Stunden erhaltener Brief hat mich wenigstens in einer Beziehung sehr beruhigt. — — —

— — Das Gerücht versetzt mich jetzt auch ins Kriegsministerium auf den ehemaligen Herrmann'schen Posten, der durch Griesheim's Aufsteigen leer geworden ist. Aber es ist kein Gedanke daran; und ich füge hinzu: glücklicherweise, denn ich passe nicht dazu und würde doch etwas mit meinem Gewissen ins Gedränge kommen, da ich sonst wohl für Pflicht halten möchte, mich, in Eurem Interesse, allem zu fügen, was ohne Verletzung des inneren Menschen möglich ist. Doch nein! In diesem Falle müßte ich doch wohl jedenfalls meine Dienste versagen. Viel lieber ginge ich nach Polen, um dort nach Kräften zu helfen. — Dort steht es in der That bedenklich, wie es scheint. Seit 3 Tagen fehlen die offiziellen Berichte. Deßwegen ist gestern Abend ein Generalstabsoffizier entsandt worden, um Nachrichten einzuziehen, da man nicht

ohne Grund fürchtet, die Kuriere möchten durch die Insurgenten aufgefangen sein. — — Die Details des dortigen Kampfes sind schaudererregend; die Erbitterung überschreitet auf beiden Seiten jedes Maaß. So erzählte mir heute Fürst Radziwill, daß ein Offizier des 7. Infanterie-Regiments, der polnische Verwundete vor der Niedermetzelung schützen wollte, von seinen eigenen Leuten 8 Kugeln durch Helm und Kleider erhielt, die ihn indeß Gottlob nicht verletzten. — —

Büchsel predigte heute sehr erbaulich. — — Mit Dove, den ich auf der Promenade traf, und der jetzt hier sehr eifrig in der Politik arbeitet, hatte ich eine sehr heftige Debatte. Er sprach mit großer Bitterkeit über die jetzigen Zustände, die er allein der vorigen Regierung zur Last legte; ich antwortete ihm, daß ich sie noch mehr der Eitelkeit, dem Hochmuth und der anmaßlichen, wählerischen Kritik s e i n e r Partei, den zahmen Liberalen, Schuld gebe. Er wollte sich gegen die Pille wehren, aber er mußte sie herunterschlucken. — —

Montag, den 8., Nachmittags.

— — Aus Posen die gräulichsten, blutigsten Nachrichten. Zwar ist der beabsichtigte Entscheidungsschlag gegen das Gros der Insurgenten noch nicht geschehen, aber zahlreiche Mord- und Blut-Szenen sind vorgefallen. In der Gegend von Bromberg furchtbare Aufregung, auch in der Stadt Posen, der deutschen und polnischen Bevölkerung gegen einander. Wie soll das enden? Gott segne unsere Waffen! —

Die hiesigen Wahlen sind sehr buntscheckig ausgefallen. Unter den Gewählten sind Burgemeister Grabow aus Prenzlau, die Prediger Jonas und Sydow und der bekannte Republikaner Jung aus Cöln. Die ehemaligen Liberalen sind in Verzweiflung über den Ausgang der Wahlen und sprechen schon ganz laut von Reaction und Gegen-Revolution. Ja,

wenn es mit dem großen Maul gethan wäre! — Ich will, ungeachtet einer gewissen innerlichen Abneigung, meine Bekanntschaft mit Sydow doch wieder ein wenig anknüpfen, um einmal zu hören, was seine Couleur noch für Hoffnungen zu hegen wagt.

— — Abends. Eben komme ich von Fischer, leider wieder um Hoffnungen ärmer. Denn erstens ist die Zusammenziehung der Armee in Franken wieder abbestellt, und zweitens sind seine Ansichten über die Personen, die hier zu Abgeordneten gewählt worden, um vieles trüber, als es die meinigen — bei unvollkommener Kenntniß derselben — waren. Die gute Hälfte der Gewählten besteht aus Radikalen. Aus den Provinzen werden Kuhhirten und Nachtwächter zur Versammlung geschickt werden. Unter diesen Umständen wird eine neue Revolution nöthig, um dem oben auf schwimmenden Bodensatz zu seiner richtigen Stelle zu verhelfen. Welch' tröstliche Aussicht! Vorhin, auf meinem Ritt, begegnete ich Holleben, der Wahlmann gewesen in dem Bezirk, wo man Jung gewählt. Er versicherte, daß dies Resultat nur aus Angst vor den Arbeitern erzielt worden; man hatte erzählt, diese seien schon im Anzuge, um die Wahl zu erzwingen, und da „Ruhe die erste Bürgerpflicht", so haben die Feigherzigen nachgegeben. Ich habe Fischer zugeredet, dahin zu wirken, daß ein größerer Theil der Armee in Kriegsbereitschaft gesetzt, daß namentlich die Reserven der Garde einberufen und die Gardelandwehr zusammengezogen werde. Denn die Krisis ist nahe, wo wir sie brauchen werden. Stecken diese trefflichen Elemente dann noch im sogenannten Volke, so gehen sie verloren und werden von der Ansteckung nicht frei bleiben; wir werden sie nicht bloß nicht auf unserer Seite, sondern vielmehr auf der entgegengesetzten haben. — Das Leib-Regiment und das 1. Bataillon des 12. Regiments treten morgen ihren

Marsch nach Posen an, von wo die Nachrichten noch um nichts genauer sind; ein Hauptschlag ist seit dem unglücklichen Gefecht von Miloslaw noch immer nicht geschehen. Im Ministerio täuscht man sich hier mit der Hoffnung, die Polen hätten ihre Sache selbst aufgegeben, weil die Hauptleiter des Aufstandes hier sind, um sich nach London zu begeben. Man weiß es, — und arretirt sie nicht, o der Feigheit! ja man dünkt sich sehr klug in dieser Mattherzigkeit. Und was wird es sein mit jenen Durchreisenden? Es werden ohne Zweifel Agenten sein, die sich nach London begeben, um Geld und Kriegsbedürfnisse anzuschaffen. Ach! ich fürchte, wir werden uns noch mehr Schande kaufen, denn Halbheit regiert im neuen wie im alten System. Gott straft uns sehr hart, aber wir verdienen es ohne Zweifel. — — —

Dienstag, 9. Mai, Morgens.

Mieroslawski, durch unsere Truppen bei Mielezyn gegen die russische Grenze gedrängt, hat am 7. zu kapituliren verlangt. Man hat ihm geantwortet, daran sei nicht zu denken, er müsse sich auf Gnade und Ungnade ergeben. So sagt ein heut früh per Estafette angekommener Brief des General Colomb an seine Frau, vom 8., früh 7 Uhr datirt. Die Angelegenheit wird daher jetzt schon entschieden sein, d. h. in der Hauptsache, denn Ruhe und Ordnung werden im Großherzogthum noch lange in Frage bleiben. — — — —“

Einige Tage nach diesem Briefe eilte Roon wieder nach Pommern zu den Seinigen und von dort mit seiner Frau und den beiden ältesten Söhnen nach Schlesien, wo letztere dem Kadettenhause in Wahlstatt übergeben wurden. — Kurze Zeit darauf wurde auch Roon’s Wunsch, einem Truppen-Kommando überwiesen zu werden, erfüllt. Er ward zum General-Kommando des 8. Armeekorps versetzt, kehrte also

wieder an den Rhein zurück. Seine Frau hatte sich inzwischen wieder nach Pommern begeben, und Roon schreibt ihr dorthin sofort nach seiner Ankunft in Koblenz am 10. Juni 1848:

„— — Gestern Morgen um 1/2 6 Uhr bin ich glücklich hier eingetroffen. Wie ich Berlin verlassen, wird M. Dir gesagt haben. In Potsdam empfing mich unser Prinz auf dem Bahnhof. Während wir, eine kleine, für mich gebetene Abendgesellschaft erwartend, im Lustgarten schlenderten, hatten wir die Freude, den Prinzen von Preußen an der Seite seiner Gemahlin in einem mit Kränzen und Laubgewinden geschmückten Wagen vorüberfahren zu sehen. Um 1/2 11 mußte ich aufbrechen; der Prinz begleitete mich mit der Gesellschaft zum Bahnhofe. Die Nacht ging ziemlich gut vorüber; auch der folgende Tag, denn ich hatte gute Gesellschaft, Bremer und Elberfelder Kaufleute, wohlgesinnte und gescheute Männer. In Hamm sprach mich Prinz Waldemar, der hier den Zug bestieg, um gleichfalls nach Düsseldorf zu gehen. — — Hier hat man mich von allen Seiten sehr freundlich empfangen. —

Die Volksstimmung ist hier in Coblenz und am Rhein überhaupt im Allgemeinen gut und gesetzlich. Nur in Cöln und Aachen ist die Umsturzpartei noch immer sehr rührig. Wir haben die sichersten Anzeichen, daß zu Pfingsten oder kurz nachher, d. h. also in den nächsten Tagen, ein großer Schlag, ein Putsch in anarchischem Sinne, in allen großen Städten beabsichtigt wird, namentlich in Frankfurt und Cöln. Die alte Hecker'sche Partei, die Republikaner von Hanau, Heidelberg, Mannheim u. s. w. werden versuchen, auf die National-Versammlung zu wirken oder sie auseinander zu treiben. Anneken und Gottschalk in Cöln, sowie ihre Spießgesellen in Aachen, Düsseldorf u. s. w. wollen gleichzeitig losbrechen; auch in Trier zieht sich wieder eine drohende Wolke

zusammen. Dies Alles soll mit einem in Berlin geführten Schlage gleichzeitig wirken, damit die Katastrophe allgemein und erfolgreich sei. Wir sind auf unserer Hut. Der General fürchtet sich nicht; das ist die Hauptsache, menschlich angesehen; und dann — Gott lebt noch! — —

Hier in Coblenz haben wir zwar auch einen „Klubb", aber seine Tendenz ist erträglich. Uebrigens habe ich nichts von außerordentlicher Aufregung und Bewegung im Volke wahrgenommen; kaum eine Spur vom Berliner Taumel, aber die Rheinländer sind, wie Du weißt, sehr beweglich und aufregsam, daher ist nicht auf sie zu bauen. Die Truppen sollen, mit Ausnahme eines Regiments, vom besten Geiste beseelt sein. Die ruhigen Leute in der Provinz fürchten sich übrigens weniger vor dem eigenen als vor dem Berliner Ungeziefer. Wenn dies in der Hauptstadt die Windkante gewinnen sollte, erst dann fürchtet man, daß es auch hier möglich sei, sonst nicht. — —

Coblenz, 12. Juni 48.

— — Abgesehen von unserer Trennung habe ich mich glücklich zu schätzen, daß mich das Schicksal hierher geworfen hat. Dabei denke ich nicht an die Anmuth der Gegend und die Leichtigkeit des rheinischen Lebens, wenigstens nur nebenbei, sondern vorzugsweise an die Persönlichkeit des Generals v. Schreckenstein. Dieser Mann, von dem die Erhaltung dieser schönen Provinz wesentlich abhängt, scheint alle Bürgschaften für die Erreichung dieses Zieles darzubieten. Er scheint durchaus furchtlos und entschlossen und geht allen Stürmen, die unsere Zukunft bedrohen, mit männlicher Zuversicht entgegen. Dabei eine höchst liebenswürdige, umgängliche Persönlichkeit, mit der sich's leicht lebt, weil man Vertrauen zu ihr haben kann. — —

den 13. Abends.

„Der Mensch denkt und Gott lenkt.“ Vor wenigen Stunden habe ich von dem braven General Schreckenstein Abschied genommen. Wer weiß, ob und wann ich ihn wiedersehe. Er ist durch einen Brief des Minister-Präsidenten plötzlich nach Berlin berufen worden, weßhalb, war nicht gesagt, wahrscheinlich um das Kriegsministerium zu übernehmen. Gott gebe ihm die nöthigen Kräfte und stärke seine schwache Gesundheit, denn an Muth und Einsicht fehlt es ihm nicht: davon könnte er Manchen ohne Schaden abgeben. .... Er entschloß sich sehr ungern und erst nachdem mir der Oberpräsident[1]), bei dem wir schlendernd angekommen waren, zu Hülfe gekommen. Es ist allerdings ein schwerer Entschluß, im gegenwärtigen Augenblick mit einer geschwächten Gesundheit in ein, wenn auch noch nicht untergehendes, so doch von schweren Stürmen geschaukeltes Schiff zu steigen, wenn man sich damit zugleich von einem Posten entfernen muß, dem man völlig gewachsen zu sein das Bewußtsein hat. Für uns ist diese Schickung gleichfalls nicht leicht, namentlich für mich. Denn wenn ich hier als erster und verantwortlicher Rathgeber etwa neben einem schwachen und unfähigen alten Mann fungiren soll, so riskire ich, mit ihm zugleich um Ehre und Reputation zu kommen. — — Der beabsichtigte Pfingst-Krawall, der auf heute auch für Coblenz auf das Bestimmteste angesagt war, scheint nicht zu Stande gekommen zu sein. . . Der Oberpräsident war noch um 6 Uhr so sehr von dem Stattfinden des Spektakels überzeugt, daß er sich von mir mit den Worten trennte: „Nun auf Wiedersehen bis zum Abend!“ und jetzt ist es fast 11 Uhr und die Stadt fast todtenstill. — —

---

[1]) damals Eichmann.

Gestern schrieb ich einen Aufsatz für die Stettiner Zeitung, den ich morgen abschicken will. Es handelt sich darin um die nun für Sträflinge und gemeine Verbrecher abgeschaffte und nur noch für die Vertreter der Königlichen und Volks-Majestät, d. h. für Minister und Abgeordnete beibehaltene Strafe der körperlichen Züchtigung und um die politischen Folgen dieser am 9ten in Berlin beliebten Maßregel; ich hoffe übrigens, daß man in den Provinzen die kräftigsten Proteste dagegen in Bewegung bringen wird. — — —

den 18. Abends.

— — In den letzten Tagen war ich durch verschiedene Abhaltungen, theils auch durch einen freilich überflüssigen Aufsatz politischen Inhalts an der Fortsetzung dieser Zeilen verhindert. Ueberflüssig nenne ich den Aufsatz, weil meine Feder nicht Schritt zu halten vermocht hat mit den Ereignissen, die sich von Tag zu Tag mehr überstürzen, so daß wir nun nächstens ganz auf dem Rücken liegen werden. Wie mir das Herz blutet bei den Berliner Zuständen, die täglich entsetzlicher werden, vermag ich nicht auszudrücken. Gestern war ich wirklich ganz muthlos; mein höchster Wunsch war ein baldiger, ehrlicher Tod. Durch Gottes Gnade bin ich heute wieder etwas aufgerichteter; der Mann soll und darf ja nicht verzweifeln, und das Gewehr wegzuwerfen ist eine Feigheit. Es ist immerhin demüthigend, so an sich selbst zu erfahren, wie schwache Augenblicke man haben kann. Unsere Heimsuchung ist in der That nicht leicht. . . . Aber genug mit diesen wenigen Worten über eine Stimmung, die ich Dir nicht verhehlen mochte, wenngleich ich mich ihrer schäme. —

Was wir befürchteten, ist eingetreten: General Schreckenstein ist für uns hier in Coblenz verloren. Er hat heute geschrieben, daß er sich bereit erklärt, das Kriegsministerium

einstweilen zu übernehmen. Gott weiß, ob er mehr Glück damit haben wird als seine Vorgänger; mehr Zeug hat er dazu. Wenn er aber dennoch an der Schwierigkeit der Verhältnisse scheitern sollte, so ist der Verlust ein doppelter, denn wir haben dann nicht bloß einen Kriegsminister verloren, zu dem man Vertrauen haben konnte, sondern auch hier einen kommandirenden General, wie er nicht besser gewünscht werden konnte. — — —

Am 14. machte ich einen Besuch bei Moltke und beim Oberpräsidenten, den Abend brachte ich ganz gemüthlich bei Höpfners zu, die mich mit Freundlichkeit überhäufen. — — Den gestrigen sehr heißen Nachmittag brachte ich im sehr schönen Garten des General-Kommando's zu ... und soupirte dann mit Harry Arnim, den ich auf der Rheinbrücke getroffen und der im Begriff ist nach Frankfurt a. M. überzusiedeln, wo er eine diplomatische Stellung erhalten hat. Es gesellte sich der von den früheren Landtagen bekannte Herr v. Mylius zu uns, der nach den Pfingstferien nach Frankfurt a. M. zurückkehrt, wo er beim Reichstage mitwirkt. Er hatte von den dortigen Zuständen eine tröstliche Vorstellung und hofft, daß dort Gutes zu Stande kommen werde; die Berliner Verhältnisse sah er aber gleichfalls im düsteren Lichte, indem er die Unentschlossenheit und Thatenlosigkeit des Ministeriums tadelte, dessen Abtreten oder Veränderung er nach der letzten Abstimmung der National-Versammlung als nahe bevorstehend betrachtete. Anneken und Gottschalk, die rheinischen Führer der communistisch-republikanischen Partei, sind, nach seiner Aussage, mit Anderen ihres Gelichters von Frankfurt, wohin sie sich zu einem Kongreß begeben, nach Berlin gegangen, weil sie dort mehr Lohn für ihre Umtriebe zu finden hoffen als in Frankfurt. — —

Coblenz, den 26. Juni, Morgens.

— — Die Nachrichten aus Paris sind fortwährend ebenso unbestimmt als beunruhigend. Man schlägt sich seit mehreren Tagen in den Straßen; aber man weiß nicht genau, wofür; ich glaube nicht zu irren, wenn ich meine: für das Eigenthum, wenngleich die gegen den Besitz oder vielmehr gegen die jetzige Besitzvertheilung streitende canaille ohne Zweifel irgend ein beschönigendes Schlagwort auf ihren Fahnen haben wird. Louis Napoleon und die Polacken, besonders diese letzteren, agiren ganz gewiß hinter der Gardine. Ein Sieg des Pöbels in Paris würde natürlich die republikanisch-communistische Partei in Deutschland, namentlich in Berlin und Cöln, neu befeuern und stärken und daher mit oder ohne Kampf zur Herrschaft oder zum Untergange führen. Ich habe es immer als unvermeidlich angesehen, daß es so kommen wird; es schreckt mich nicht, wenngleich ich auf Seiten der Ordnungsliebenden noch immer viel von der alten Mattheit und Lauheit, auf der anderen dagegen Zusammenhang und Energie bemerke; denn die Energie wird sich, wie ich hoffe, bei jenen ganz plötzlich finden: in dem Augenblicke, wo man Hand an ihre Geldsäcke legt, und dann haben sie doch auch immer noch die Armee und die Majorität für sich. Gewiß hängen die Pariser Kämpfe wieder genau zusammen mit den Regungen unserer Umsturz-Partei in Cöln 2c. Wir haben daher höchst wahrscheinlich Krawalle vollauf, sobald das Resultat der Pariser neuen Bluthochzeit bekannt sein wird. Ja, in der That! Die Polen haben es begriffen, daß sie den Kampf um ihre sogenannte Freiheit nicht in ihrem Vaterlande zu führen brauchen. Aber ich hoffe, sie werden die Pariser Schlacht ebenso gut verlieren, wie sie die Prager verloren haben. Und dies schädliche Ungeziefer haben wir wiederholt freigelassen! —

Coblenz, 27. Juni 48, Morgens.

Gestern war ein etwas saurer Tag. Moltke's[1]) Abreise, die morgen stattfinden wird, und die damit verknüpfte Uebergabe der Geschäfte macht viel Arbeit. Indeß hoffe ich nach einigen Wochen völlig eingerichtet zu sein und allen kommenden Ereignissen ruhig entgegensehen zu können. In der Erwartung, daß der Ruf begründet ist, bin ich auch mit der Wiederbesetzung der durch General Schreckenstein's Versetzung erledigten Stelle zufrieden. Diese ist dem Generallieutenant v. Hirschfeld, bisher Divisions-Commandeur in Königsberg, zu Theil geworden. Dieser Mann gilt in der ganzen Armee als ein trefflicher Soldat. Auch sollen ihm die übrigen wünschenswerthen Eigenschaften nicht fehlen.

29. Juni — — — An der Tafel des Oberpräsidenten fand ich heute Hollwegs, die ganze Familie; außerdem nur noch Major v. Sommerfeld, einen Verwandten von Hollweg, den Du vielleicht in B. gesehen zu haben Dich erinnerst — und dessen zahlreiche Familie. Hollwegs waren sämmtlich sehr herzlich und theilnehmend gegen mich, und da der Oberpräsident ein sehr jovialer Mann ist, so war die kleine Gesellschaft so heiter, wie es heut zu Tage möglich ist. — — Die Metzelei in Paris scheint ja zu Ende zu sein und, wie in Prag, mit der Niederlage der anarchischen Parthei. Dies wird, hoffe ich, günstig auf uns zurückwirken und die verzagten Herzen stärken. — Hollweg, der in Frankfurt a. M. gewesen war, wußte viel Interessantes von dort mitzutheilen, namentlich über die Persönlichkeit der dortigen Stimmführer und Tonangeber. Nach seiner Ansicht darf man nicht so zu-

---

[1]) Der damalige Major Frh. von Moltke — der spätere Feldmarschall — war Roon's Vorgänger in Koblenz; derselbe ging von dort als Chef des Generalstabes des 4. Armeekorps nach Magdeburg.

versichtlich auf eine vernünftige Gestaltung der von dort ausgehenden und zu regelnden allgemeinen Verhältnisse hoffen, als dies von manchen Leuten geschieht; denn die Unterdrückung der schwächeren radikalen Parthei ist wegen der Uneinigkeit und Organisationslosigkeit der sogenannten Konservativen, die einander nicht recht trauen, durchaus zweifelhaft. Wie nun die Sachen in Berlin gehen werden mit dem neuen, buntscheckigen Ministerium, mag Gott wissen, aber ich kann für die vernünftige Gestaltung unserer allgemeinen deutschen Verhältnisse nur dann Hoffnung gewinnen, wenn wir wieder einigermaßen auf unsere preußischen Beine kommen. Aber genug von Politik! — —

(Nachmittags.) Herzlichen Dank, meine Geliebte, für Deinen l. Brief! — Mit der Russenfurcht, die vornehmlich die revolutionären Sünder ergriffen zu haben scheint, habe ich nichts zu schaffen. Es ist lächerlich zu meinen, der Kaiser werde jetzt einschreiten, glaube vielmehr, daß uns ein Krieg mit Frankreich viel näher liegt. Wenn z. B. in diesen Tagen zu Paris die rothe Republik siegte, so war der Krieg ganz nahe; es ist sogar sehr die Frage, ob die dreifarbige ihn wird vermeiden können. — —

den 5. Juli. — — Abends war ich zum Oberpräsidenten geladen. Ich traf dort in einer größeren, von den sämmtlichen hiesigen Excellenzen in und außer Dienst verherrlichten Gesellschaft den Minister Flottwell. Er behandelte mich gleich wie einen alten Bekannten, äußernd, er habe schon durch Fischer (mit dem er in Münster viel gelebt) oft von mir gehört. Er ist, wie es mir scheint, ein durchaus verständiger Mann, ein gewiegter, ehrenhafter Büreaukrat. Der liberalismus vulgaris war ihm schon früher Religion und Lebensregel. Auf diesem Standpunkte stehen geblieben, steht er heute freilich auf der Rechten. Die Hoffnungen, die er für diese

seine Parthei hegt, sind vielleicht etwas zu sanguinisch; auch bin ich fest überzeugt, daß heroische Anstrengungen von derselben niemals zu erwarten sind, aber sie hofft sich durchzulootsen mit Hülfe der Klugheit und Mäßigung, die ihre starke Seite, wobei sie freilich übersieht, daß zum Herrschen noch andere Eigenschaften erforderlich sind. Flottwell erzählt mit großer Selbstzufriedenheit von den in Frankfurt in der National-Versammlung, deren Mitglied er ist, errungenen Resultaten. Er ist der Meinung, daß dort mit der Wahl des Reichsverwesers und des ihm durch die Majorität zugestandenen Rechts, die von der National-Versammlung gefaßten Beschlüsse nach seinem Ermessen zur Ausführung zu bringen oder nicht, der wesentlichste Schritt zur Herstellung eines ordnungsmäßigen Zustandes geschehen sei. Wesentlich verschieden ist diese Auffassung von derjenigen, die Hollweg durch seinen Aufenthalt in Frankfurt gewonnen. Ich glaube, daß F. die Dinge mehr nach dem Anschein der Oberfläche beurtheilt, und meine, mit H., daß er und seines gleichen die Macht des Dämons nicht gehörig würdigt, der uns auf's Siechbett geworfen und fest darauf hält und so lange darauf festhalten wird, bis wir die tiefer liegenden Ursachen der Krankheit in uns selbst entdeckt haben werden. — — Die beiden Hauptwühler in Cöln, Annecke und Gottschalck, sind übrigens auf Antrag des Untersuchungsrichters arretirt, ihre Papiere in Beschlag genommen. . . Es sollen sich sehr belastende Momente ergeben haben. Ich hoffe, wir werden nun in Cöln etwas Ruhe gewinnen. . Auch die Stimmung der Bürgerwehr daselbst hat sich wesentlich gebessert, obgleich deßhalb noch immer nicht sehr auf sie zu rechnen ist. In allen Gegenden der Provinz ist vollkommene Ordnung. Gestört oder wenigstens bedroht wurde dieselbe einigermaßen, als vor wenigen Tagen ein Theil der aus dem Tann'schen Corps

wegen „brutaler Handhabung der knechtischen Militär-Disciplin geschiedenen“ Freischaaren in der Provinz anlangte, sie bewaffnet durchzog, einzelne Höfe brandschatzte, in Königswinter u. a. O. Quartier nahm ohne zu zahlen u. s. w. Die Gesellschaft ist indeß vorgestern in Neuwied entwaffnet und per Zwangspaß nach Hause geschickt. — —

den 11. Juli, Morgens. — — Politische Neuigkeiten von Bedeutung habe ich Gott sei Dank nicht, denn leider sind wir seit Monaten gewöhnt, in diesem Artikel nur Uebles zu hören. — — Dennoch kann man der Zukunft noch keineswegs mit besonderer Zuversicht entgegengehen, denn unsere Berliner Versammlung bezeugt ja täglich mehr Unfähigkeit und üblen Willen, und das neue Ministerium, das sich durchzulügen sucht, flößt kein Vertrauen ein. Aber Gott wird uns ja nicht verlassen und Alles zum Besten wenden. — Ob ich das Volksblatt lese? Ja wohl! Seit dem 1. halte ich es und ebenso die Neue Preußische Zeitung, der ich recht viele Leser wünsche, die sie auch in der That verdient, weil sie schon mehrere ganz treffliche Artikel gebracht hat. Ich hoffe die Hotelwirthschaft („zum Riesen“) zu veranlassen, daß sie sie auch hält.

— — Morgen willst Du nun Dein stilles liebes Cardemin verlassen. Gott segne Deinen Ausgang! Hoffentlich wird Dir Dein nun bevorstehender Colberger Aufenthalt nicht . . verleidet werden. — — —

Ob wir Krieg mit Frankreich haben werden? Ja, wer weiß es! ich glaube noch immer daran, wenngleich im gegenwärtigen Augenblick wenig Wahrscheinlichkeit dazu vorhanden ist. Allein in der jetzigen Zeit wechseln die Aussichten ja so plötzlich wie in einem Guckkasten. Ach diese Zeit! Diese Zeit, die jedes Behagen in der Gegenwart unmöglich macht, die nur die Wemuth über die Vergangenheit und die Sehn-

sucht nach einer besseren Zukunft übrig läßt — wann wird sie enden? — Daß die Krankheit für uns Preußen namentlich noch eine Krisis, eine blutige Krisis herbeiführen wird, ist mir sehr wahrscheinlich. Aber wie? wann? wodurch? wie wird sie enden? Das alles sind Fragen, die täglich durch Kopf und Herz ziehen, ohne daß man befriedigende Antworten findet. Wir müssen Alles Gott anheim stellen, darauf werden wir recht mit eiserner Nothwendigkeit hingewiesen; alles Widerstreben unseres menschlichen Hochmuths hilft nichts; er muß sich gefangen geben. — — —

— — Sehr neugierig bin ich auf Deine Mittheilungen über die in Pommern beabsichtigte Monstre-Adresse, von der Du schriebst; ich möchte auch eine machen des Inhalts: Unsere unfähige und nichtswürdige Berliner Versammlung muß durch eine andere ersetzt werden, desgl. unser miserables Ministerium, welches ohne den braven Schreckenstein ohnehin nichts wäre.

14. Juli (an Fischer). Hier in der Provinz ist Alles ruhig, indeß auch außerordentlich gespannt auf die Dinge, die da kommen sollen, namentlich auf die Rückkehr, d. h. die vollkommene Rückkehr des ordnungsmäßigen Zustandes der Dinge in Berlin. Gelingt diese, so stehe ich dafür, daß diese schöne Provinz uns bleibt, im Gegentheil — für gar nichts. Ich ahne wohl, mit welchen Schwierigkeiten das Ministerium zu kämpfen hat, aber es hat durch sein Programm, namentlich durch den Anerkennungs-Passus, seine Lage wesentlich erschwert. Versöhnen läßt sich einmal die radikale Parthei nicht; sie will prinzipaliter die Fortsetzung des inneren Haders, sie muß sie wollen, weil Preußens Schwächung ihr nächstes Ziel ist; daher kann und wird sie sich nicht zufrieden geben, auch wenn das Ministerium wörtlich das Programm der Linken adoptirt. Ein offener, ehrlicher Bruch ist wahrlich besser wie die jetzige Verrenkung aller Verhältnisse, und es geht mit dieser miserablen

Kammer nicht, weg mit ihr! Der Lärm, der daraus entstehen würde, ist nicht das Schlimmste, was uns begegnen kann. Es ist möglich, daß eine neue Kammer nicht besser ist, aber es kann auch das Gegentheil eintreten; man hat doch eine Chance, einen Hoffnungsschimmer, während die jetzige Versammlung gar keine Aussicht darbietet, wie sich bei Discussion der Jacobi'schen Nichtswürdigkeit von Neuem herausstellen wird. — Verzeih', wenn ich Deine Güte mißbrauchte. — —

18. Juli (an Frau von Roon). Am Sonntag hat Coblenz die Erwählung des Erzherzogs-Reichsverwesers festlich begangen durch eine große Parade der Bürgerwehr, Böllerschüsse, Zweckessen, Entfaltung zahlreicher Fahnen und Illumination. Wir, d. h. die Offiziere, haben uns dabei nicht betheiligt, da desfallsige Befehle von Oben nicht gegeben waren. Wir wurden daher auch äußerlich einmal die Kluft gewahr, die die hiesige Bevölkerung vom Preußenthum jetzt deutlicher als jemals scheidet. Ja, es ist wahr! das rheinische Volk hat, irregeleitet durch den Trug der Zeit und die Einflüsterungen seiner Priester, kein Gedächtnis für die gleichwohl handgreiflichen Wohlthaten, die es seit nun 33 Jahren von unserer Regierung empfangen. Vielleicht kommt die Stunde, wo dieser Undank gestraft, gewiß die, wo er bereut werden wird. Uebrigens betragen sich die Leute ziemlich gesetzlich und höflich. Zum offenen Auftreten fehlt es ihnen an Muth und Kraft. Aber ihr übler Wille ist nicht zu verkennen. Am Sonnabend Abend hatten sie sogar die Unverschämtheit, den französischen Zapfenstreich statt des preußischen zu schlagen, als ihnen, zur Vorfeier des Sonntags, gestattet worden war, die Spielerei eines großen Zapfenstreichs aufzuführen. Die rheinischen Truppen sind indeß, je nachdem die Führer, mehr oder minder gut; ich zweifle nicht, daß sie, entschlossen be-

fehligt, überall ihre Schuldigkeit thun werden, selbst gegen Landsleute. — — Aber genug von diesen Dingen! Man kommt doch ganz unversehens immer wieder in die Politik. Aber halt! ehe ich dies Gebiet ganz verlasse, noch die Nachricht, daß unser „Freund" Kinkel aus Bonn wegen aufrührerischer Reden dem Staatsprokurator zur Verfolgung überwiesen worden und wahrscheinlich jetzt schon eingesteckt worden ist, mit ihm einige Studenten. — —

21. Juli. — — Der brave Perthes hat mir gestern Abend viel Interessantes und im Ganzen viel Günstiges von Frankfurt mitgetheilt. Er glaubt namentlich, daß die anarchische Parthei dort vorläufig entschieden geschlagen sei, daß die Rechte sich fester und fester organisire und seit 8 Tagen auch unser in den Staub gezogenes Preußenthum wieder mehr zu Ehren komme, indem die Meinung, daß ein einiges Deutschland allein durch ein starkes Preußen möglich sei, mehr und mehr Anhänger gewinne. Wie will nun aber ein starkes Preußen werden, wenn unsere nichtswürdige Berliner Versammlung und unser erbärmliches Ministerium nicht zum T— gejagt werden? — —

Sonderbar! Soeben erfahre ich, daß auch die heutige Nachmittagspost von Berlin ausgeblieben ist... Sollten etwa in dem alten Sodom neue Gräuel losgebrochen sein? — — Die Zeitungen haben in den letzten Tagen soviel von einer im Sinne der Reaktion beabsichtigten Unternehmung gesprochen, das fällt mir Alles jetzt wieder ein, während ich vorher kaum darauf geachtet. Sollte daran etwas sein, so gebe doch der Allmächtige, daß die Reaktion doch nur eine Reaktion für Recht und Gesetz sei und nichts mehr, denn Begrabenes soll man nicht aufwecken. Was gestorben, wird nicht wieder lebendig, selbst wenn es noch so trefflich gewesen sein sollte.

Coblenz, 6. August. — —

Erst heute, am Huldigungstage unseres „Reichsverwesers“, dem wir hier auch nicht ein bischen huldigen, erhalte ich Deinen Brief. — Es ist hier auch nicht die leiseste Feierlichkeit veranstaltet worden; eben so wenig, zum mindesten was die Truppen anlangt, in irgend einer andern Garnison. Ja man sagt, sogar unsere rheinischen Soldaten würden stumm geblieben sein, wenn man von ihnen ein Hurrah für den Reichs-Verweser verlangt hätte. Desto eifriger ist hier in der Provinz die ultrakatholische so wie die demokratische Parthei für Deutschthum und Centralgewalt eingenommen. Selbst die „Kölnische“, die sich anfänglich überraschend preußisch geäußert hatte, fängt wieder an allerlei verfängliche Schwenkungen mit ihrem Popularitäts-Mantel zu machen. Aber mögen sie bellen! Weder die Frankfurter noch die Rheinländer sind zu fürchten, so lange der König sich selber treu ist, denn so lange kann er auch auf die Armee und die große Mehrzahl in den alten Provinzen rechnen. Deutschland kann ohne uns nicht fertig werden, daher werden die Volksbeglücker in Frankfurt schon klein beigeben. Aber freilich, die Schwachheiten und Halbheiten muß sich unsere Regierung abgewöhnen, sonst geht's dennoch schief. Weißt Du, daß Fischer mit Camphausen nach Frankfurt ist als — militärischer Rathgeber oder dgl.? Camphausen aber soll Preußens Interessen bei der Exekutiv-Gewalt wahrnehmen. Da F. jetzt dort ist, habe ich eine Veranlassung mehr nach Frankfurt zu gehen; ich hoffe es in dieser Woche ausführen zu können; sonst müßte ich's weit hinausschieben, weil am 14. in Cöln das Dombaufest gefeiert werden soll, zu dem der König sammt „dem Nothdach“ (Reichsverweser) eingeladen ist. Es heißt, beide wollten kommen; da würde denn der General auch dabei sein müssen und vielleicht nähme er mich mit. — —

Zu einer Reise zu Dir ist wegen der noch nicht gehobenen Ungewißheit über meine eigene Zukunft wenig Aussicht. — Die neuesten Siege der Oesterreicher in Italien scheinen übrigens die Kriegsgelüste der Franzosen von Neuem zu wecken; wer weiß daher, was sie uns noch für Geschäfte machen werden, die alle Urlaubsausflüge verbieten. Wer weiß dann auch, ob ich Dich jemals in Coblenz sehen werde? Also Ungewißheiten überall, lauter Ermahnungen zu christlicher Geduld und Ergebenheit. Gott schenke sie uns beiden."

„... Ueber meine nächste Zukunft (schreibt er einige Tage später an einen Freund) fehlt es immer noch an einer definitiven Entscheidung. Damit will ich keineswegs bloß auf die leidige Unsicherheit aller jetzigen Dinge hindeuten, sondern speziell darauf, daß es immerhin möglich, meines Bleibens sey hier nicht. Ich bin jetzt der älteste zum Chef, mehrere Vakanzen stehen nahe bevor oder sind vielleicht jetzt schon vorhanden. Nun hat man mich zwar mit der ausgesprochenen Absicht hierher geschickt, daß ich die hiesige Chefs-Stelle erhalten solle, allein — die Pläne der Menschen sind veränderlich. Sehr möglich daher, daß man den Oberstlieutenant Höpfner hier läßt und mich wieder wo anders hinwirft. Wie Gott will! ich bin gar nicht so versessen auf die hiesige, äußerst schwierige und verantwortungsvolle Stellung, die täglich die bedenklichsten Konflikte herbeiführen kann und herbeiführt. Die Stimmung der hiesigen Bevölkerung ist nichts weniger als beruhigend. Die ultramontane Partei spricht unverhohlen ihre Abneigung gegen Preußen aus, in den Predigten der Geistlichen wie in den Kneipen und Zeitungen. Das hätte nun zwar nicht viel zu sagen, wenn es sich bloß um die Frage handelte, ob wir die Macht, die wir faktisch in Händen haben, um alle Losreißungsgelüste zu schanden zu machen, auch wirklich gebrauchen wollen. Leider aber herrscht in unseren allerhöchsten Regierungsgewalten

die größte Unklarheit über alles Thun und Lassen, so daß man riskirt, morgen das getadelt und verworfen zu sehen, was man heute noch zu preisen und zu billigen entschlossen ist. Gott helfe! — Nun, wenn's mir übrigens nach Seinem Rathe beschieden sein sollte, hier in eine einflußreiche Wirksamkeit zu treten, so hoffe ich, Er würde auch weiterhelfen. . . ."

„Auch hier (heißt es weiter) sind alle Früchte vortrefflich gediehen und das Volk singt und schlemmt, als wenn die Welt ein Freudenhaus wäre und nicht des Jammer's vollauf. Aber freilich! Die hiesige Rasse hat ja nichts zu betrauern; sie hat ihren König nicht entwürdigt, ihr Vaterland nicht beschimpft gesehen, weil sie in der That weder König noch Vaterland gehabt hat. Und wenn sie auch den neuen Herrscher und das neue Vaterland, das sie sich erträumen mag, nicht erhält, was verschlägt's ihr? Ein innerlich tief gefühltes Bedürfnis treibt sie weder zu diesem noch zu jenem. Wenn sie nur schwatzen und jubiliren können und in den Tag hineinleben, so ist ihrem Schlaraffen-Bedürfnis vollkommen genug geschehen. Ja in der That, so hart es klingt . . . ich kann es nicht achten, dieses leichtfertige undeutsche Volk, das sich nicht schämt, Loblieder auf die „tapferen Franzosen" zu singen, während unsere Truppen für Deutschland ihr Blut verspritzen; und das, weil es Ordnung und Tüchtigkeit nicht zu schätzen versteht, lieber französisch oder belgisch seyn möchte! Wir haben sie verwöhnt; wie verzogene Kinder, die gleichwohl die verdiente Ruthe fürchten, sträuben sie sich und möchten gern der Strafe entfliehen, die sie dennoch auf die eine oder die andere Weise ereilen wird. . . ."

„Aber dies mein Urtheil ist zu allgemein um ganz wahr zu sein. Es bezieht sich vorzugsweise auf die Koblenzer und Trierer und überhaupt mehr auf die Ufergegenden des Rheins und der Mosel, als auf die Gegenden des inneren Landes,

wo die Gemüther weniger verwirrt und die Gewohnheiten minder lax sind. Namentlich in den protestantischen Theilen und Gemeinden der Provinz steht es nicht so schlimm: denen fehlt nur Vertrauen zu der Regierung, ihrer Stärke und Aufrichtigkeit, um wohlgesinnt zu seyn. Auch unsere rheinischen Truppen sind bis jetzt keineswegs unzuverlässig, aber es steht dahin, ob sie der Verführung, die täglich auf sie eindringt, immer siegreich widerstehen werden. Bis jetzt haben wir Grund es zu hoffen. Auch sind unsere Gegner keineswegs sehr unternehmend; sie haben ihre eigene Haut zu lieb, um gefährlich zu seyn. Dieser Tage werden hier Badener und Hessen und Württemberger durchgehen, um die Armee in Schleswig zu verstärken; wir sehen sie nicht mit großem Vertrauen kommen. — In einigen Tagen hoffe ich Zeit zu einem Abstecher nach Frankfurt zu gewinnen, um die dortige politische Menagerie mit leiblichen Augen zu sehen. . . ."

Die Rheinländer — auch diejenigen, deren Vorfahren ehemals behaglich „unter dem Krummstabe" wohnten, sind seit jenem Briefe gute Preußen geworden, die es an königstreuem Patriotismus mit jeder anderen Landschaft aufnehmen; im Jahre 1848 aber stand es — wie die Zeitgenossen wissen — noch nicht so und die damals herrschenden Stimmungen lassen das obige Urtheil als nicht unberechtigt erscheinen.

Coblenz, 13. August.

— Heute habe ich Dir viel zu berichten. — — Am verflossenen Montag wurde ich endlich mit der großen dienstlichen Arbeit fertig, die mich seit 14 Tagen angestrengt beschäftigt hatte. Sofort nahm ich mir Urlaub und am andern Morgen gings mit dem Dampfschiff den Rhein hinauf. Um 4 Uhr langte ich glücklich in Biebrich und nach 6 Uhr ebenso (per Eisenbahn) in Frankfurt an. Zu meiner großen Freude

fand ich Fischer in demselben Hause einlogiert, welches mich aufgenommen. Auch er freute sich sichtlich. Wir blieben den ganzen Abend bis Mitternacht zusammen. . . . Was mich aber besonders erquickte, war die Entdeckung, daß er mir hinsichtlich seiner Ueberzeugungen und Ansichten sehr viel näher gekommen sei; die Revolution ist eine treffliche Schule! Sie ist auch wirksam gewesen gegen Fischer's zeitweiligen Chef, den Minister Camphausen, der, wie Du wissen wirst, gegenwärtig Preußens Interessen in Frankfurt als Gesandter zu vertreten hat. Fischer ist ihm als militärischer Rathgeber beigeordnet. — Weiteres vorbehaltend, will ich gleich den Total-Eindruck über meine Frankfurter Erlebnisse aussprechen. Er ist ein vorherrschend günstiger. Wenngleich ich die Gefahren nicht verkenne, die uns möglicherweise noch von F. kommen können, so ist doch für den Augenblick die Stimmung dort entschieden günstig, sowohl für die gerechten Ansprüche der Ordnungsliebenden überhaupt als für die preußischen ins Besondere. Die revolutionäre Parthei hatte soeben eine große Niederlage erlitten, einmal dadurch, daß man die von Seiten Preußens erfolgte Zurückweisung der Peucker'schen Zumuthungen und das an den Tag gelegte Selbstgefühl des Preußenthums vorherrschend billigte, sodann dadurch, daß ein Deputirter der Linken (Brentano) sich in der Dienstags-Sitzung erlaubt hatte, den Prinzen von Preußen mit dem Hochverräther Hecker auf eine Linie zu stellen. Der furchtbare Sturm, den diese Aeußerung hervorgerufen, hatte mit der entschiedenen Niederlage der Linken geendet, der erfochtene Sieg aber den Muth der Rechten sehr gehoben. — —

Den 15. Morgens. — — Den Dienstag brachte ich mit Fischer und Seebeck — dem Nachfolger von Perthes, (der seine diplomatische Stellung aufgegeben und vorläufig mit seiner Familie Erfrischungsquartiere in Friedrichsroda bei

Gotha bezogen hat, um später nach Bonn zurückzukehren) im Saale des Englischen Hauses zu, woselbst auch die Deputirten der Rechten allabendlich zu verkehren pflegen. Ich sah daselbst eine Menge von Personen, deren Namen mir aus den Zeitungen längst bekannt waren: außer Lichnowski, Vincke u. A., die ich schon kannte, Auerswald (den General), Soiron, Matthy, Bassermann, Beseler, Beckerath u. s. w. Doch war die Gesellschaft nicht so vollzählig als gewöhnlich, weil man, in Folge der Vorfälle in der Kammer, lange im Klubb über fernere Operationen berathen hatte. Wir gingen erst gegen Mitternacht zu Bett, nachdem noch manche interessante Einzelheit über die Ereignisse des Tages erzählt worden war. So hatte man die Deputirten beim Austritt aus der Paulskirche durch ein Spalier von Bürgerwehr gegen die Wuth des Pöbels schützen zu müssen geglaubt, eine Wuth, die nicht nur durch die Niederlage der Linken, sondern auch durch den Umstand gesteigert war, daß man die Zuschauer-Tribüne, die sich höchst ungeberdig betragen, hatte räumen lassen. Namentlich Lichnowski war beim Austritt wüthend ausgezischt und vom Pöbel bis zum Englischen Hause verfolgt worden. Wie schade, daß dieser begabte Mann so eitel ist! Ferner erzählte man, daß Brentano in der Kammer, aber nach Schluß der Sitzung, verschiedene Hundsfötter aufgebrummt worden, daß Wartensleben ihn auf Pistolen gefordert u. s. w. — Am Mittwoch war keine Sitzung, ich benutzte den Vormittag, um Besuche zu machen: bei Camphausen, in dem ich den Gesandten des Königs, den Hausgenossen und Fischer's Vorgesetzten ehren zu müssen glaubte, bei unserm lieben alten Arndt, den ich frisch und tapfer wie sonst, voll herzlicher Freundlichkeit für mich und Dich und voll Gottergebenheit und Gottvertrauen fand, — bei Oberst Stavenhagen und bei Flottwell. Um mich einer Einladung des letzteren zu entziehen, machte ich Nachmittags

mit Fischer und Seebeck eine Fahrt nach dem nahen Homburg. — — — Ich sprach W., der sich heut gleichfalls eingefunden. Als ich ihn auf die heimischen Verhältnisse gebracht, äußerte er sich nicht ohne Empfindlichkeit über die „reaktionären“ Bestrebungen in Pommern, wohin er vielleicht nicht mehr zurückkehren werde. Ich versuchte ihn zu bedeuten, aber ein vollgestopfter Saal von hin- und herwogenden Menschen, die laut ineinander und durcheinander sprechen, ist nicht gemacht, um die Urverwirrung eines heißen Kopfes zu ordnen, auch wenn ich der Mann dazu wäre. Doch dürfen ihn seine pommerschen Freunde nicht aufgeben; er ist, trotz seiner Konfusion, doch ein braver Mann. Am Donnerstag Morgen gegen 9 Uhr betrat ich endlich die für unsere gesammte Zukunft so bedeutungsvolle Paulskirche, deren Zuschauer-Räume man Tags vorher wohlweislich zur Hälfte hatte abbrechen lassen. Herr eines ziemlich guten Platzes, neben einem Frankfurter, mit dem ich eiligst Freundschaft schloß und der mir die namhaftesten Leute zu nennen und zu zeigen wußte, wohnte ich den Verhandlungen bis gegen 1 Uhr bei. An der Tagesordnung war die Frage, ob die von dem Wahlbezirk Thingen vorgenommene Wahl Hecker's zum Abgeordneten der Frankfurter Versammlung gültig sei. Zuvor aber, nach beliebtem Brauch, eine Reihe von Zwischenfragen und Anträgen, die sich meist auf die jüngsten stürmischen Vorfälle in der Versammlung bezogen. Trotz ihrer Bitterkeit ging es doch ziemlich ruhig und anständig ab. Die Gallerien, gewitzigt durch die jüngsten Erfahrungen, hielten sich ganz schweigsam. Ein Versuch beider feindlichen Kammerfractionen, in die alte tumultuarische Weise zu verfallen, wurde von dem Präsidenten von Gagern, einem großen, hübschen Mann von gebietendem Wesen, sehr energisch in die gebührenden Schranken verwiesen. Es sprachen von namhaften Leuten: Lichnowski, Vincke, Soiron,

Gagern, Widenmann, Wesendonck, Nauwerk, Verdey, Jordan, Hackscher; am beredtesten Löwe, ein Deputirter der Linken, offenbar wenn auch nicht mit dem größten Rednertalent, doch mit der größten Rednerbildung. Auch den alten Itzstein hörte ich für seinen edlen Freund Hecker salbadern; ich schlief darüber ein und entfernte mich, als ein Herr Wiesner in gleich langweiliger Weise für denselben Helden auftrat. Das Resultat der Verhandlung war vorauszusehen; Heckers Ausschließung wurde mit 350 gegen 116 Stimmen ausgesprochen. — Aber ich muß aufhören von Frankfurt, denn ich habe noch Einiges von hier, besonders über unsere Privatverhältnisse, mitzutheilen, und dieser Brief soll heute Abend abgeh'n. — —

Am Nachmittage des letztbeschriebenen Tages ging ich von Frankfurt nach Mainz, wo ich General Hüser besuchte und den Abend unter alten Bekannten im Militair-Casino zubrachte. Die dortigen Verhältnisse sind im Allgemeinen erwünscht, die Oesterreicher mit unsern Truppen im besten Einvernehmen. — —

Hier waren die Dinge zwar auf dem alten Fleck, allein doch zugleich die üblen Stimmungen gegen Preußen auf einmal recht sichtlich herausgetreten. Wir wissen, daß hier in Kirchen und Schenken seit Monaten gegen uns gepredigt und gepoltert, und daß seit der Reichsverweser-Wahl der Abfall von Preußen als erwünscht dargestellt wird; aber noch hatte man bisher nicht den Muth gefunden, dies zu offenbaren. Die Vorbeifahrt der nach Holstein geschickten Bundestruppen, noch mehr aber die Ankunft des armen alten Johann schienen dagegen zu allerlei Manifestationen sehr gelegen; der Kamm ist ihnen nun sehr gewachsen. Der pöbelhafte Freudenspektakel von vorgestern, wo der arme, alte Mann hier vorbeikam, dröhnt mir noch in den Ohren. Da man seit 10 Uhr auf den Beinen war, und der Erzherzog erst gegen 4 Uhr kam, so

war natürlich Alles betrunken, oder wie es die schändliche „Rhein- und Mosel-Zeitung“ ausdrückt, „in herzerhebender Stimmung“. Der arme Alte wurde verschiedentlich angeredet und angelogen und von der längs des Quais aufgestellten Bürgerwehr, deren Front er heruntergehen mußte, in ohrenzerreißender Weise angebrüllt. „Ja,“ sagt die genannte Zeitung, „das war keine jener offiziellen Begrüßungen, wie wir sie hier oftmals gesehen, sondern ein wahres Ueberwallen patriotischer Herzen.“ Wenn ihnen dereinst nur nicht einmal die Augen überwallen; es wird nicht fehlen, namentlich wenn sie ihren thörichten Willen kriegen sollten. Von unserm Könige und unserer Regierung wird natürlich nur in der bittersten Weise, ja hier und da auf den Straßen selbst mit den pöbelhaftesten Schimpfreden gesprochen. Aehnliche Reden haben vorgestern in Trier von Neuem zu einem blutigen Handel zwischen dortigen Trunkenbolden und beschimpften Soldaten des 26. Regiments geführt. In Düsseldorf hat der Gemeinderath mit 8 gegen 7 Stimmen beschlossen, den König nicht zu empfangen! Die patriotischen Elberfelder sind daher in großer Zahl nach Düsseldorf gegangen, um den König zu begrüßen. Die Düsseldorfer Zuschauer haben dazu gepfiffen. Der Empfang des Herrn in Cöln ist dagegen sehr feierlich und anständig, selbst — wenn man dem tobenden Jubel der trunkenen Menge ein Kompliment machen will — herzlich von Statten gegangen. Aber nähere Nachrichten fehlen uns noch. Unser General hat Höpfner nach Cöln mitgenommen.

Coblenz, 20. August.

— Seit ich Dir geschrieben, ist hier am Rhein viel Zeitungsstoff fabrizirt worden. Du wirst daher, da Du ja eine eifrige Leserin bist, nicht darauf bestehen, daß ich Dir diesen Stoff auch brieflich zufließen lasse; ich kann mich viel-

mehr auf einige wenige Bemerkungen beschränken, welche die öffentlichen Säugammen, die Zeitungen, nicht darbieten. Dahin gehört, daß der Erzherzog unsern König in Köln in der Uniform des 16. Regiments, dessen Chef er ist, empfing und von ihm mit Herzlichkeit umarmt wurde; daß der König auf die süddeutschen Volksvertreter einen durchaus günstigen Eindruck gemacht hat, so daß einer derselben bei dem Fest in Brühl ganz laut ausrief: „Was haben Sie für einen König! ja, Sie können stolz darauf sein! Wahrlich, nächst Deutschlands Einheit und Stärke, die mein höchster Wunsch, habe ich keinen lebhafteren als den: ich möchte ein Preuße sein!“ Und das war Herr v. Soiron, und die Aeußerung geschah nach der Lektion, die der König den Herren gegeben, indem er ihnen sagte: „Vergessen Sie nicht, daß Deutschland seine Fürsten hat und ich zu ihnen gehöre!“ Je günstiger der Eindruck, den der König bei Preußen und Nicht-Preußen gemacht, desto lebhafter und allgemeiner ist die Entrüstung über die skandalösen Auftritte in Düsseldorf, die die Zeitungen auch Dir gebracht haben werden, und die eher der Beschönigung als der Uebertreibung angeklagt werden können. Ja! man hat den Wagen des Königs mit Koth beworfen, so daß der König ihn von seinem Mantel abschütteln mußte! Und da wundert man sich, wenn die vielfach gereizten Soldaten ihrem Zorn Luft machen. Aber so wie jede Niederträchtigkeit sich selbst straft, so kann man auch von dem Düsseldorfer Bubenstück schon jetzt sagen, daß es der Parthei, von der es ausgegangen, sehr großen Schaden gebracht, indem die Entrüstung darüber selbst von Personen getheilt wird, die sonst eben nicht sehr königlich und sehr preußisch gesonnen sind. Die eingeleitete Untersuchung wird hoffentlich ergeben, ob es wahr ist, daß sich Bloem, ein Berliner Volksverdrehter, bei jenem Skandal betheiligt hat. — Hier in Coblenz hat die Spannung der Gemüther

nach dem günstigen Verlauf des Kölner Festes etwas nachgelassen, wenngleich die tägliche Vorüberfahrt süddeutscher Truppen, die nach Holstein bestimmt sind, auch täglich neue Bewegung in die Massen bringt. Am 18. übernachtete hier eine badische Batterie. Die Offiziere derselben wurden Abends von dem Offizier-Corps der Garnison bewirthet, ebenso die Soldaten von den Unteroffizieren unserer Artillerie. Man war dadurch den Absichten unserer „gesinnungstüchtigen" Koblenzer zuvorgekommen. Bei dem Offizier-Bankett ging es etwas laut und stürmisch her. An Toasten kein Mangel. Auch ich habe mich — zum ersten Male — als „öffentlicher Redner" versucht und zwar mit einem solchen Beifallssturm, daß ich gar nicht zu Ende sprechen konnte; Alles eilte auf mich zu, um mit mir anzustoßen und mir die Hand zu drücken. Ich sprach über die unbefleckte Ehre aller deutschen Waffen, die sich zu allen Zeiten und in allen Zonen bewährt haben in Tapferkeit, Vaterlandsliebe und Eidestreue u. s. w. — —

Die Vorfälle in Trier, von denen ich Dir schon neulich Einiges mittheilte und die in ihrer meuchlerischen Art mit denen in Mainz wetteifern, habe ich in der Kölnischen Zeitung nach ihrer ganzen Niederträchtigkeit geschildert. Der Aufsatz wird wahrscheinlich auch in Eure Zeitungen übergehen. — —

Gestern Nachmittag war ich bei Mendelsohns in Horchheim, wo auch Alexander von Humboldt speiste. Es war nur eine ganz kleine Gesellschaft und darum wirklich sehr interessant, besonders da der sehr — redselige große Mann die Discretion gar nicht zu kennen scheint. — — —

Mit meinem General (Hirschfeld) habe ich mich gut eingerichtet. Er ist ein schlichter Mann, ohne großen Ideen-Reichthum, weiß aber sehr genau, was er will und weiß seinem Willen nach allen Seiten hin Achtung zu verschaffen.

Er ist in der Stadt beliebt, und zwar weil er hier früher als Bataillons- und Regiments-Kommandeur gestanden und schon damals die allgemeine Achtung genossen hat. — —

— — Die Zeitungen sprechen heute von Revolution in Warschau und Petersburg; ich glaube nicht daran, obgleich wieder etwas gekartet werden mag, denn polnische und andere Vagabunden lassen sich auch hier wieder blicken. An die sowohl von Deiner Mutter als Dir mitgetheilte Nachricht von Quasi-Vergiftung unseres gekrönten Kreuzträgers glaube ich ebenso wenig; sie ist wahrscheinlich entstanden aus dem natürlichen Streben, etwas scheinbar Unbegreifliches begreiflich zu machen, aber dazu bedarf es leider so fabelhafter Erdichtungen nicht."

Dritter Abschnitt

In wichtigen Dienststellungen

(1848—1859)



Achtes Kapitel.

Eine Allerhöchste Kabinetsordre vom 22. August machte der Ungewißheit Roon's über sein nächstes Geschick ein Ende: er war darin zum Chef des Generalstabes des achten Armeekorps ernannt.

„Gott helfe mir in meiner nunmehrigen schweren Verantwortlichkeit (schrieb er am 27. nach Empfang der Ernennung). Möge Er mir die Kräfte geben, die mir fehlen — bitte für mich!"

Im Uebrigen „betrachtet er sich natürlich jetzt fest als Koblenzer" und will sich nicht mehr „an die allgemeine Unsicherheit der Verhältnisse kehren", sondern alsbald mit den Seinen etablieren. War er doch jetzt schon seit sechs Monaten von ihnen getrennt und ohne Häuslichkeit. Die nächsten Briefe beschäftigten sich demnach fast ausschließlich mit den Anforderungen und Sorgen der neuen Einrichtung und mit manchen, auch auf die Geselligkeit u. s. w. bezüglichen Zukunftsplänen. Dann aber schreibt er wieder über letztere (am 4. September): „aber — wie thöricht! in dieser Zeit Pläne zu machen! Pläne, die auf Ruhe und Frieden basirt sind, während wilde Partheiung Staat und Kirche zerfleischt. Es ist in der That ein seltsamer Widerspruch, daß man, während Gott der Herr

uns so sehr sichtlich auf den gegenwärtigen Augenblick verweiset und uns damit auffordert, ihn recht zu nutzen für eine andere Zukunft, immer wieder mit den Gedanken und Sorgen des Augenblicks in der irdischen Zukunft lebt und für diese mit unermüdlicher Aufmerksamkeit zu schaffen, zu ordnen und sich zu plagen beflissen ist. Man kommt einmal nicht ganz über diesen Standpunkt hinaus. Wohl dem, der ihn nur nicht für den allein berechtigten hält!" — — — Die neuen politischen Sorgen lassen übrigens die eigenen Angelegenheiten auch immer wieder in den Hintergrund treten. „Du glaubst mir auch (schreibt er am 7. September, am Vorabend des Geburtstages seiner treuen Lebensgefährtin), wenn ich Dir von meinem heißen Danke gegen Gott spreche, daß Er Dich mir gegönnt hat. Allein — „„o Mädchen, diese Zeiten sind für Lieb' und Rosenlauben nicht geschaffen"", wie Geibel singt, und wahrlich, täglich wird man daran erinnert; jetzt eben wieder ernster als je, denn die Frankfurter Tollheit ist wieder zu einem großartigen Ausbruch gekommen, das neugebackene Ministerium gestürzt und Alles, Alles wieder in Frage gestellt, was man allenfalls in Gutmüthigkeit als Gewinnst berechnen konnte." — — — Am 8. September heißt es weiter: „bevor ich aber etwas anderes schreibe, muß ich Dir sagen, daß ich in der größten Spannung auf Nachrichten aus Berlin bin. Der gestrige Tag ist ein entscheidender für unsere Zukunft. Wenn sich die Berliner Versammlung zu einem falschen Schritte fortreißen ließ, nachdem auch die Frankfurter in ihrer Sitzung vom 5. der Linken so kräftig in die Hände gearbeitet, so gehen wir der krassesten Verwirrung und Verwilderung entgegen. Und wenn dann auch noch nicht alle Hoffnung verloren ist, da zuletzt die Armee nicht unthätig zusehen kann, so kann man doch nicht mit viel Zuversicht das Ende erwarten. Wenn ich an diese Möglichkeiten denke, so

zage ich, Dich und unsere Kinder, so viele liebe Häupter, hierherzurufen. — — —"

Dienstlich fühlte er sich sehr wohl. „Meine Stellung ist eine so angenehme und zugleich bedeutende, daß ich vollkommen befriedigt bin, wenn nur die allgemeinen Verhältnisse sich bessern. Mit meinem General, der ein verständiger, einfacher Mann, ein entschlossener, unternehmender und gewissenhafter Charakter ist, stehe ich trefflich; ich kann sagen, daß ich sein ganzes Vertrauen besitze und daher Gott täglich bitte, mich dessen würdig zu machen."

Coblenz, den 10. September.

— „Der Teufel hat einmal wieder Karneval, wie Du aus den letzten Vorgängen in Berlin und Frankfurt sehen kannst. Die Frankfurter urtheilen über den Waffenstillstand, ohne ihn einmal genau zu kennen. Und diesen wahrhaft kindischen Streich noch zu übertreffen, maßt sich die Berliner Versammlung an, die Regierung zu einem Schritt zwingen zu wollen, der ebenso verderblich als thöricht genannt werden muß. Wahrlich! man könnte über diese Bubenstreiche lachen, wenn sie nicht zugleich so gefährlich wären und nicht das Land in's Verderben zu stürzen drohten, umsomehr, als beide Albernheiten fast gleichzeitig geschehen sind. Durch die Frankfurter Beschlüsse sollte Preußen gedemüthigt und in verderblichen Zwiespalt mit Deutschland gebracht werden; durch den am 7. in Berlin gefaßten Beschluß maßte sich die Versammlung die Souveränität an, die ihr nicht gebührt, machte die Lage der Regierung fast unhaltbar und schlug zugleich der Armee in's Gesicht. Es kam hier ziemlich auf dasselbe hinaus, was in Frankfurt bezweckt wurde. Hier wie dort war es auf die Schwächung Preußens abgesehen, um es zum rückhaltlosen Aufgehen oder vielmehr Untergehen in Deutschland zu zwingen.

Indem man der Regierung die ihr allein zustehende Verwaltungsmacht zu nehmen und zugleich den Ruin ihrer letzten Stütze, der Armee, anzubahnen suchte, glaubte man ihre Widerstandsfähigkeit auch für immer zu brechen. Leider haben die edlen Maulwürfe ihre Minen nur zu gut berechnet. Wenn der König hier nachgiebt wie gewöhnlich, so ist ihre Rechnung ganz richtig, so ist die Revolution zu einem entscheidenden Siege gelangt und an ein wirksames Aufhalten derselben ferner nicht zu denken; dann mag Preußen sein Schwanenlied anstimmen und der König in England eine Zuflucht suchen. — Zu meiner Freude habe ich gehört, daß der König die in Folge seiner Niederlage angebotene Entlassung des Ministeriums nicht angenommen hat. Denn wenngleich ich nicht zu den Verehrern desselben gehöre, so würde doch ein Rücktritt desselben aus diesem Anlaß von mir als ein Unheil betrachtet werden. Aber man darf dabei nicht stehen bleiben. Diese unwürdige Versammlung muß aufgelöst werden, selbst auf die Gefahr hin, eine ebenso schlechte wieder zu bekommen; schlechter als die gegenwärtige kann diejenige nicht werden, die an ihre Stelle tritt, und es ist doch möglich, daß sie besser ist. — Aber wird man die Kraft und den dazu nöthigen Muth haben? — ich zweifle! — Ach, meine Geliebte! wir werden, wie ich fürchte, noch schlimmere Dinge erleben, wenn Gott nicht hilft; bei Menschen sehe ich keine Hülfe. Was werden uns die nächsten Tage bringen? Wer vermag es vorauszusehen in dieser Zeit, wo die wildesten Leidenschaften alle Kräfte in Gährung bringen!

Um vom Großen uns zum Kleinen zu wenden, so muß ich hinzusetzen, daß ich sehr zweifelhaft geworden, ob ich Dein Herkommen unbedingt wünschen darf. Jedenfalls läßt sich darüber erst vernünftig entscheiden, wenn die jetzige Krisis vorüber ist und man sehen kann, zu welchem Ende sich die

Dinge neigen. Du kannst Dir vorstellen, wie weh mir diese Unsicherheit thut. — — Ja, wenn ich an diese Störungen denke, die auch mein Familienleben durch die fluchwürdige Revolution erfahren, dann wünsche ich mich mit Euch in einen fernen, stillen Winkel der Erde. Aber es ist unrecht, denn man darf nicht feldflüchtig werden und den Posten, auf den man von Gott gestellt, nicht eher verlassen, als bis man unnütz geworden. Darum stille gehalten! Allein vielleicht entfernt mich die zeitliche Gewalt nächstens ohne mein Zuthun von demselben. Was dann? — das Land verlassen? — Noch kann ich mich dazu nicht entschließen, wenn ich erwäge, wie gering meine Mittel und wie groß die Verpflichtungen, die mir die Existenz der Meinen auferlegt, besonders so lange noch irgend eine Hoffnung auf einen Umschwung der Verhältnisse gehegt werden kann. Je näher mir die Möglichkeit tritt, je schwerer scheint mir der Entschluß, den Wanderstab in die Hand zu nehmen und auf einmal alle Bande, alle die tausend Fäden zu zerschneiden, mit denen unser ganzes Dasein an die Heimath geknüpft ist. Aber es kann eine Zeit kommen, wo es nicht blos erlaubt, sondern wo es geboten sein mag, und vielleicht ist diese Zeit nicht mehr allzufern. Wie Gott will! Er wird uns dann auch die Mittel und Wege weisen, die wir zu wählen und zu gehen haben. Hilf mir beten, daß wir in der Finsterniß, die uns tiefer und tiefer zu umhüllen scheint, den einzigen noch übrigen Leitstern nicht verlieren: das Vertrauen auf unsers Herrgott's Güte und Vatertreue; ich leugne nicht, daß ich zuweilen recht kleingläubig bin, wenn ich mich auch dagegen wehre.

12. September, Abends. Noch scheint in Berlin und Frankfurt nichts entschieden. An beiden Orten dauern die Krisen noch fort. Meine Spannung ist fast unerträglich. Heute Nachmittag ist Herr v. Beckerath hier vorüber nach

Berlin gefahren, wohin er auf Königlichen Befehl gerufen worden ist. Der liebenswürdige Seidenweber wird auch kein Recept in der Tasche haben, um den lahmen Webestuhl unserer Regierung von Neuem in Gang zu bringen. Das einzige Mittel, was dagegen anwendbar, besitzt man, nicht aber den Muth es anzuwenden. Durch neue Unterhandlungen ist nichts gewonnen. Unsere Lage fordert Handlungen. Inzwischen haben wir hier ein kleines rheinisches Intermezzo; möge es nichts mehr sein. In Cöln herrscht nach telegraphischen Nachrichten nämlich große Aufregung. Die Parthei der rheinischen Republik, welche in Mainz gleichzeitig durch neue Meucheleien gegen unsere Truppen aufgetreten, hat in Cöln einen Theil der Bürgerwehr aufgehetzt und verlangt Entfernung des seit einigen Tagen dort eingerückten Bataillons vom 27. Inf.-Regiment (Sachsen), weil einige Soldaten desselben angeblich gestern einen Exceß gemacht. Das General-Kommando hat den Kommandanten aufgefordert, seine Pflicht zu thun und dem Ansinnen nicht zu willfahren. Wir werden morgen früh wohl erfahren, was aus der Sache geworden. — —

Unsre Wohnung ist schon jetzt fast in Ordnung. Werden wir sie jemals beziehen? Noch hoffe ich es. Nur wenn dieses Land in heller Empörung aufloderte, würde ich darauf verzichten müssen, und das ist zwar möglich, aber doch nicht wahrscheinlich. Euch abholen kann ich aber keinenfalls; ein heut ergangener Befehl des Kriegsministeriums untersagt jede Urlaubs-Ertheilung.

Den 14. September. — — Die Kölner Aufregung scheint sich zu verbluten. Die Demokraten versuchen dort einen allerdings vorgekommenen Soldaten-Exceß auszubeuten. Das General-Kommando hat es an Festigkeit und zugleich an Mäßigung nicht fehlen lassen. Vielleicht haben wir hier nächstens auch einen kleinen Tanz, da ein Bataillon des

29. Regiments von hier abrücken soll; es giebt dabei aber auch gar keine Ursache zur Besorgniß.

Coblenz, 21. September.

Meine theure Freundin! Die vorigen Tage waren 1. durch den Kölner Krawall, in Folge dessen ich eine Reise dorthin machen mußte, und 2. durch den Frankfurter Aufruhr für mich äußerst bewegt und geschäftsreich geworden. 35 Bataillons und 16 Escadrons nebst einer zahlreichen Artillerie, Pionieren, Landwehrstämmen u. s. w. erhalten von hier aus durch meine Vermittelung alle Befehle und die betreffenden Anordnungen, und diese Truppen sind über die ganze Provinz und die anliegenden Landschaften verbreitet. Wenn das in ruhigen Zeiten allerdings ohne besondere Anstrengungen geschehen kann, da jeder Organismus sich in gewissem Grade selbst erhält, so ist das doch gegenwärtig, wo dieser Organismus einigermaßen gestört und gehemmt ist, nicht der Fall. Wenn Du nun bedenkst, daß diese 30—40000 Mann nicht bloß, um die vorgeschriebenen militärischen Zwecke auszuführen, mit Befehlen versehen werden müssen, sondern daß sie auch essen, unterkommen, bekleidet, bewaffnet werden müssen, daß auch für Gerechtigkeit und Seelsorge, für Krankenpflege u. s. w. gesorgt werden muß: so wirst Du begreifen, daß in unruhigen Zeiten viel Aufmerksamkeit und Thätigkeit dazu gehört, um nichts zu versäumen. Gott sei Dank! ich fühle, daß meine Kräfte ausreichen, obgleich mir meine beiden Altgesellen, der erste Adjutant und der erste Generalstabs-Offizier zur Zeit, weil beurlaubt, fehlen. Das ist in der That ein angenehmes Gefühl, wenn man merkt, daß man eine nicht kleine Last heben und bewegen kann. — — —

Köln ist ruhig und die Militär-Behörde dort im vollen Gefühl ihrer Kraft und ihres Ansehens. — In Folge des

wichtigeren, vielleicht entscheidenden Frankfurter Aufruhrs, der vorläufig mit Blut gelöscht ist (2 preußische, 1 österreichischer, 1 hessischer Offizier, 2 Gemeine todt, 3 hessische Offiziere, 22 preußische, 17 österreichische, 10 hessische Soldaten verwundet) und durch die gräßliche Ermordung des Fürsten Lichnowski und des Generals von Auerswald den Stempel des Diabolischen offen an der Stirn trägt, der ihm gebührt, sind unsere Truppen sehr in Bewegung gekommen. — — Der Reichsverweser hat sich äußerst schwach benommen. Ohne die Entschiedenheit des General Peucker, der hier eine Scharte ausgewetzt, und des Herrn von Schmerling würde man am Abend des 18. den Rückzug der Truppen befohlen und dadurch Deutschland zur Republik gemacht haben. 57 verhaftete Insurgenten sind nach der Citadelle von Mainz gebracht worden. Gebe Gott, daß man durch den Frankfurter Sieg in Potsdam endlich die verlorene Fassung wiederfinden und endlich die Zügel der Regierung wieder in feste Hand nehmen möge! Man hat alle Mittel dazu. 40 000 Mann sind in und um Berlin versammelt und brennen darauf, zur Herstellung der Ordnung verwandt zu werden. Zaudert man noch länger, so werden sich alle Bande lösen und auch die letzte Säule des Thrones nicht allein, sondern unserer gesammten christlichen Gesittung, das Heer, wird zusammenbrechen, und auf den rauchenden Trümmern wird der verwilderte und entsittlichte Pöbel einen schauderhaften Teufelsdienst errichten. Aber das kann Gott nicht zulassen; es ist mir unmöglich, eine solche Zulassung zu fassen; sie bestreitet meine Vorstellung von seiner Güte und Weisheit. — —

Wegen unserer Knaben hätte ich an den Oberst und Hauptmann v. K. schon geschrieben, hätte ich mehr Zeit, wärest Du nicht als lebendiger Brief da und — wüßte ich nicht aus eigener Erfahrung als Cadetten-Offizier, daß Eltern-Briefe im

Allgemeinen als Plage betrachtet werden. — Hauptmann K. brachte mir gestern Nachrichten von Fischer, der plötzlich von Frankfurt nach Berlin berufen worden und mir viel interessante Data über Frankfurt zukommen ließ. — Heute ist Baeyer hier angekommen auf seiner Inspektions-Reise als Telegraphen-Direktor. Er wird einige Tage hier bleiben. Auch er ist über die Berliner Zustände trostlos und mit mir überzeugt, daß uns nur noch eine Militär-Diktatur retten kann. Gott weiß es besser! — Aber ich muß den Brief zur Post bringen. Hoffentlich gewinne ich in den nächsten Tagen Zeit, den Deinigen mit Muße zu beantworten. Heute geht's nicht, denn mir brummt der Kopf von Befehlen und Gegenbefehlen, die in Ausführung zu bringen waren. Es ist 6 Uhr und ich sitze, 2 Stunden über Mittag abgerechnet, seit 7 Uhr früh an meiner Ruderbank. — —

Coblenz, 24. September.

— — Ich habe, seitdem ich das letztemal schrieb, wieder sehr unruhige Tage verlebt. Die Vorgänge in Süd-Deutschland haben zahlreiche Truppenbewegungen und vielfache Correspondenzen zur Folge gehabt, so daß ich meinen Kopf oft recht voll hatte. Dazu die spannende Erwartung über die Entwickelung der Verhältnisse in Berlin. Es war und ist eine peinliche Reihe von Tagen. Heute früh ging wieder die Nachricht ein, daß der berüchtigte Struve ins südliche Baden eingefallen und sich mehrerer Städte bemächtigt habe. Unsere nach Frankfurt und Kreuznach vorgeschobenen Truppen sind daher gegen Süden aufgebrochen. Wer weiß, was uns die nächsten Tage bringen! — —

— — Ich zähle die Tage bis zu Eurer Ankunft. Was wird sich aber in dieser Zeit noch alles ereignen?! Heute ist ein entscheidender Tag in Berlin. Pfuel soll heut in der

National-Versammlung erklären, ob er ihre Allmacht anerkennt oder nicht. Sein oder Nichtsein hängt von dieser Antwort ab. Wenn man das nur nicht vergessen wollte! Gott verhüte es! — Der Struve'sche Einfall erzeugt die lächerlichsten Gerüchte. Die Demokraten verdrehen die Augen und erwarten das Größte. Einige Arretirungen in Cöln, natürlich von Hallunken haben unter den übrigen dortigen Hallunken einige Aufregung erzeugt; es kann wieder zu einem Krawall kommen. Mag es! wenn man nur in Berlin festhält, so haben alle Niederträchtigkeiten Breslaus, Cölns u. s. w. nur eine sehr untergeordnete Bedeutung. — Betet fleißig für die Erleuchtung und Stärkung der Machthaber! Vielleicht nimmt Gott unsere Zuchtrute von uns. — —

Coblenz, 28. September 48.

Theures Kind! Von Nachurlaub für Dich kann keine Rede sein. Dies nur, um jedes Mißverständniß auszuschließen. Uebrigens danke ich von Herzen für Deinen letzten lieben Brief.

— — Ich schicke Dir darauf heute diese zwei Zeilen. Ein Mehreres ist unmöglich, weil ich in wenigen Stunden wieder nach Cöln muß. Dort ist zwar durch die Energie der Militärbehörden die Ordnung vollkommen wiederhergestellt (die Bürgerwehr entwaffnet, der Belagerungszustand deklarirt), allein es sind noch gewisse Maßregeln zu verabreden über die Bedingungen, unter denen der Belagerungszustand wieder aufzuheben und die Bürgerwehr etwa (?) künftig wieder zu reorganisiren sein dürfte. Morgen Abend hoffe ich wieder hier zu sein. — Gott mit Euch Allen!

Dein treuer Albert von Roon.

In den ersten Tagen des Oktober wurden die so lange getrennten Gatten wieder vereinigt, da Frau von Roon mit den vier jüngsten Kindern in Koblenz eintraf.

Für die Einrichtung der neuen Wohnung (in der Rheinstraße, nicht weit vom „Hotel zum Riesen") hatte Roon, wie wir erfuhren, schon nach Möglichkeit vorgesorgt.

Die endliche Wiedervereinigung mit seiner Familie und die damit wiedergewonnene trauliche Häuslichkeit waren sehr geeignet, ihn bald mit dankbarer Befriedigung über seine Lage zu erfüllen. — Bald erfreute ihn und die Gattin auch ein ihnen zusagender geselliger Verkehr, bei welchem alte Freundschaften erneuert und nicht minder wertvolle neue Verbindungen mit liebenswerten Familien (unter denen besonders Sommerfelds, Röhls, v. d. Goltz genannt seien) angeknüpft wurden. Viele derselben haben den Koblenzer Aufenthalt lange überdauert, einige sind überhaupt nie abgebrochen worden, sondern auch nach der persönlichen Trennung stets innige geblieben.

Vor allem fand sich Roon durch seine dienstliche Thätigkeit je länger je mehr befriedigt; das ihm durch Uebertragung der in jenen unruhigen Zeiten so besonders wichtigen Stellung bezeugte und dauernd sich steigernde Vertrauen, sowie der zwar sehr arbeits- und verantwortungsvolle, aber seinen Neigungen durchaus entsprechende einflußreiche Wirkungskreis durften ihn in der That mit Genugthuung erfüllen und haben ihm geholfen, frischen Mutes über so manche schwere Stunde hinwegzukommen. Denn freilich: die politischen Sorgen dauerten fort; sie hielten ihn fortgesetzt in hochgradiger Spannung. Sie sollten erst später (nach der im November erfolgten Berufung des Ministeriums Brandenburg) zu einer gewissen Beruhigung kommen. Noch am 12. Oktober schrieb Roon an Fischer: — „Was Du mir über die dortigen,

d. i. die Berliner Verhältnisse, mittheilst, ist leider sehr untröstlich. Der unklare Minister-Präsident und viele andere Leute noch, die immer zur unrechten Zeit zu Conzessionen geneigt sind, werden sich, wie ich fürchte, durch die Wiener Gräuel von Neuem einschüchtern lassen und noch mehr als bisher von Halbheiten zu Halbheiten schwanken, den Demokraten dadurch den Boden immer mehr überlassen, und dann wird es, da sich niemand freiwillig Gurgel und Beutel abschneiden läßt (selbst ein Schaf wehrt sich), in einem Momente zu einer blutigen Entscheidung kommen, wo die Parthei der Ordnung bereits so gut als wehrlos geworden. Laß die wackern Maulwürfe nur noch 4—5 Wochen ungestört fortwühlen und den Rest von moralischem Vermögen, worüber die Armee und der bessere Theil des Volkes noch verfügt, vermittelst der Unsicherheit, Feigheit und falschen Klugheit unserer Steuermänner vollends zum T—l gehen und dann sieh Dich mal um nach dieser schönen Armee, diesem letzten, stolzen Traum unseres ruinirten Preußenthums. — Es ist entsetzlich, so mit sehenden Augen in den offenen Abgrund zu rennen. Und das thun wir! Die Halbheiten des Ministeriums, seine fortwährenden Conzessionen, seine polnische Amnestie u. s. w. müssen auch den letzten Hoffnungs-Rest der Gutgesinnten austilgen, daß wir endlich nochmals auf die Beine kommen. Von den „Tollheiten", die Du befürchtest, vermag ich keine Spur zu entdecken; ich sehe nur Blödsinn und Feigheit auf der Seite, wo Weisheit, Kraft und Mäßigung zu finden sein sollten. Unter diesen Umständen vermag ich mich auch nicht besonders zu erfreuen an den guten Nachrichten, die W. hier über Frankfurt mitgetheilt hat. Gott helfe uns! Bei Menschen sehe ich keine Hülfe. Nichts desto weniger bin ich entschlossen mich auf meinem Posten zu rühren, so lange ich es vermag. Ans Chamade-Schlagen

denkt kein ordentlicher Kerl. Mein General ist eine wahre Perle. Der Verkehr mit ihm hilft über manches hinweg, worin man mit andern ohnfehlbar stecken bliebe. Er sieht die Sachen ungefähr wie ich. Von Unentschlossenheit weiß seine Seele nichts. Dabei ein einfacher, guter Verstand. Man hat immer auch Ursache zum Dank, neben aller Entsetzlichkeit der allgemeinen Verhältnisse. — — Dein treuer Roon.

Ueber die Eindrücke, welche die Berliner November-Ereignisse am Rhein hervorriefen, geben auch noch spätere Briefe Roon's an den wieder in Frankfurt a. M. befindlichen Fischer Aufschluß. „Bis jetzt ist die Aufregung (schreibt Roon am 14. November) in hiesiger Provinz, infolge der neuesten Berliner Vorgänge (inkl. Belagerungs-Zustand) mäßig. Man beschließt Adressen und Deputationen, die wie gewöhnlich, wenn sie an Ort und Stelle gelangen, ganz veränderte Verhältnisse vorfinden und daher unnütz geworden sind; man hält Volksversammlungen und in diesen Reden mit den gewöhnlichen Phrasen, schimpft und schmäht in den Klubbs der Demokraten und der Rothen auf den König und die Regierung, die Geldsäcke, die Edelleute und die Pfaffen: aber zu bedenklichen Thaten wird es, hoffe ich, nirgend kommen, wenn die Regierung nirgend den Boden der Mäßigung und der Gesetzlichkeit verläßt und wenn es in Berlin selbst nicht etwa, infolge der Bürgerwehr-Entwaffnung, zu blutigen Konflikten kommen sollte, was Gott verhüte!"

„Für den Fall, daß es hier doch zu Reibungen kommen sollte, bitte ich Dich zu sondiren, ob das Reichs-Ministerium dem Zurückziehen eines Theils unserer in Rheinhessen kantonnirenden Truppen Schwierigkeiten in den Weg legen, ob ein Konflikt daraus entstehen würde, wenn wir in solchem Falle ohne Weiteres Befehle zur Rückkehr ergehen ließen. — Einen solchen Konflikt mit der Zentral-Gewalt, die sich seit

Monden jetzt vernünftig und energisch benommen, würden wir gern vermeiden. Aber einmal kann die Pflicht der Selbsterhaltung uns zu dem angedeuteten Schritte nöthigen; sodann könnte es aber auch Pflicht werden, die Truppen zurückzurufen, in dem unwahrscheinlichen Falle nämlich, daß man die preußische Regierung in Frankfurt durchaus im Stiche ließe, ein Fall, der nach meiner Meinung den allgemeinen Zerfall und die allgemeine Zerfleischung unseres Vaterlandes zur unmittelbaren Folge haben würde. Die Hinrichtung Blums u. s. w. wird der Rechten und dem Reichsministerium morgen einen heißen Tag bereiten; aber ihr Sieg ist unumgänglich nöthig. Stellt man sich in Frankfurt auf die Seite von Unruh und Consorten, so ist es auf immer vorbei mit den altpreußischen Sympathien für die Zentral-Gewalt. Möglich, daß in dem dann heiß entbrennenden Kampfe unsere Regierung, unser Preußenthum für immer vernichtet wird, *aber nach diesem Selbstmorde wird das erstrebte Ideal eines großen, einigen, starken Deutschlands auf den rauchenden Trümmern des Vaterlandes gleichfalls für immer zerrinnen, das ist mir unzweifelhaft!* Es mag ja sein, daß (wie Du schreibst) das Ministerium Brandenburg ungeschickt gewählt und zusammengesetzt ist und den Keim des nahen Todes in sich trägt. Aber es ist gesetzlich gewählt und bis jetzt noch nicht eines Fingers breit von dem gesetzlichen Boden gewichen. Das Gegentheil kann nur von Leuten behauptet werden, die von der Begriffs-Verwirrung und dem Souveränitäts-Schwindel unserer Zeit benommen sind." — —

„Mein theurer Freund" — fährt Roon am 18. Novbr. fort — „ich sage Dir herzlichen Dank für Deinen lieben Brief, der mich heute in aller Frühe aus dem Bette holte. Die bald darauf anlangenden Nachrichten aus Berlin von

dem Steuerverweigerungs-Beschluß der verbrecherischen Fraktion Unruh und aus verschiedenen Theilen der Provinz über Stimmungen und Umtriebe der bedenklichsten Art veranlaßten das heutige offizielle Schreiben des General-Kommandos; ich bitte Dich, demselben jeden möglichen Nachdruck zu geben, denn es handelt sich um das gemeinsame Interesse der Ordnung im Gesammt-Vaterlande. Leider ist der Beschluß der Frankfurter Versammlung vom 14. von der Art, daß er von der anarchischen Partei mit Erfolg ausgebeutet werden konnte, und das ist denn auch geschehen. Ueberall stimmt die faktieuse Lokal-Presse Jubellieder an, behauptend, man habe der Berliner Versammlung in Frankfurt entschieden Recht gegeben. Für die blinde Menge bedurfte es eines Mehreren nicht; sie plärrt nach, und die Aufgeklärteren knirschen stumm oder kriechen hinter den Ofen. Die Begriffsverwirrung steigert sich in bedenklicher Weise. Es handelt sich daher nicht mehr um Belehrungen, sondern um Thaten. Das Recht muß mit Gewalt behauptet werden, oder die Verwilderung wird allgemein, und Deutschland, ein Spott des Auslandes schon jetzt, muß künftig die Knute als Freiheits-Symbol begrüßen. Du hast leider Recht in der von Dir gestellten Alternative. Auch ich sehe keine Möglichkeit, aus diesem fürchterlichen Dilemma zu kommen, als Gewalt von oben oder Gewalt von unten. Gott gebe, daß das Recht der Gewalt von oben stets zur Seite stehen möge. Noch könnte in Frankfurt manches geschehen zur Lösung der Frage, z. B. durch einen Beschluß, „daß der Berliner Beschluß der Steuerverweigerung ungerechtfertigt und ungesetzmäßig, daß er verbrecherisch sei“. Dann würde die Regierung vielleicht es durchsetzen können, die betreffenden Abgeordneten ihres Mandats verlustig zu erklären und durch Einrufung der Stellvertreter weiter zu vereinbaren, ohne durch Auflösungs-Dekrete ihre Existenz noch mehr in Frage zu

stellen. — — — Kannst Du nicht für einen solchen Beschluß wirken? Sprich mit Deinem „Prinzipal" (Camphausen), stelle ihm Alles vor und veranlasse auch die erforderlichen Schritte, damit die uns unentbehrlichen Truppen, wenn auch nur successive, zurückkehren."

„Ich habe nichts hinzuzufügen, als daß ich zwar (wie Du leicht denken kannst) sehr beschäftigt bin, aber frisch und muthig und voll Vertrauen auf Gottes gnädiges Fürsehen in unsere dunkle Zukunft hineinschaue und mit dem braven Thadden schlimmsten Falls „auf einen ehrlichen Tod und eine fröhliche Auferstehung" hoffe. — — Die Truppen in der Provinz sind sämmtlich voll des besten Geistes, besonders die rheinischen, auf die ich unbedingt rechne, daß sie jederzeit ihre Schuldigkeit thun werden, wenn man sie vernünftig anführt. Leider hat die ministerielle Anarchie bis jetzt die Entfernung einiger untüchtiger Führer verhindert. Wir sind gewillt, selbige nöthigenfalls bei dem ersten Anlaß ihrer Funktionen selbständig zu entheben, und werden uns an keinen Zopf kehren, wäre er auch noch so alt und ehrwürdig. Jede kleine Rücksicht muß weichen, wo man sich mit der Klarheit, die meinen General auszeichnet, großer Ziele bewußt ist. — — Dein treuer Roon.

Uebrigens schien es schon im Herbste 1848, als sollten das Wirken und der Aufenthalt in Koblenz unerwartet früh beendet werden, indem eine neue sehr ehrenvolle Anforderung an Roon herantrat, die ihm eine nicht minder wichtige Wirksamkeit in Aussicht stellte. Schon während seines Verhältnisses zum Prinzen Friedrich Karl waren ihm seitens der höchsten Herrschaften einigemale Andeutungen gemacht worden, daß man daran dächte, ihm später auch die Führung des jungen Prinzen Friedrich Wilhelm (des späteren Kronprinzen) anzuvertrauen. Wohl lag darin eine Anerkennung seiner charaktervollen Persönlichkeit sowie der Art, wie Roon es verstanden

hatte, jene Aufgabe trotz aller Schwierigkeiten zu lösen; aber wenn Roon auch darüber eine gewisse Genugthuung empfinden durfte, so hatte er auf jene Andeutungen doch keinen Wert gelegt — zumal er selbst in der That überzeugt war, daß er eigentlich nicht gut zu einer solchen Stellung passe. Auch war man seit den Märztagen nicht darauf zurückgekommen, so daß es ihn sehr überraschte, als er Anfang November die bestimmte Aufforderung erhielt, jetzt sogleich das Amt eines Militär-Gouverneurs des Prinzen Friedrich Wilhelm [1]) zu übernehmen.

Der bisherige langjährige Gouverneur, Generalmajor von Unruh, hatte sich wegen seiner erschütterten Gesundheit genötigt gesehen, um seinen Abschied zu bitten. „Für die Wiederbesetzung der sonach erledigten Stelle des Militär-Gouverneurs ihres Sohnes (so schrieb derselbe am 1. November aus Schloß Babelsberg an Roon) ist die Wahl der fürstlichen Eltern auf Euer Hochwohlgeboren gefallen, und mir ist von beiden der ehrenvolle Auftrag geworden, Ihnen, verehrtester Herr Major, dies anzuzeigen und Sie namens derselben herzlich und angelegentlich zu ersuchen, den Ruf anzunehmen, der — wie Sie mir hinzuzufügen erlauben wollen — auch zu meiner wahrhaften Beruhigung an Sie ergeht." . . . „Des Prinzen Gemüth (so heißt es weiter in diesem sehr ausführlichen Schreiben) ist vortrefflich, Herz und Sinn rein und unverdorben, seine Wahrhaftigkeit und sein Gehorsam überall anzuerkennen, sein ganzes Wesen wohlwollend und sein Benehmen gegen andere ungezwungen, zuvorkommend und doch taktvoll. . . . Der Prinz ist am 18. Oktober in sein 18. Lebensjahr getreten und einige Wochen zuvor, Ende September, confirmirt worden. Die eigenthümlichen Schwierigkeiten, welche Herkommen und Verhältnisse der Erziehung unserer Prinzen

[1]) des späteren Kaisers Friedrich III.

bisher entgegenstellten und die verhältnißmäßig langsame geistige Entwickelung meines Zöglings hatten mich schon längst voraussehen lassen, daß seine wissenschaftliche Ausbildung in dem Zeitpunkt, wo er nach den Gesetzen des Hauses mit vollendetem 18. Lebensjahre das Alter der Majorennität erreicht haben wird, nur erst eine elementare seyn, und die höhere geistige Entwickelung einem späteren Lebensalter vorzubehalten seyn werde. Bei der Anordnung seines Unterrichts ist nun dahin gestrebt worden, daß jene elementare Ausbildung ihm möglichst umfassend und so vollständig zu eigen werde, daß er durch sie befähigt werde, späterhin nach beliebiger Richtung, sei es durch Universitäts- oder andere Studien, sich selbstständig weiter auszubilden; zu diesem Behuf ist der Prinz vorzugsweise in denjenigen Disciplinen unterrichtet und beschäftigt worden, welche auf unseren Gymnasien gelehrt werden. . . ."

„Was den militärischen Unterricht angeht, so habe ich, um den humanistischen nicht zu stören, und in der Ueberzeugung, daß der erstere fruchtbringender wirken und der Prinz in demselben raschere Fortschritte machen werde, wenn solcher erst dem etwas gereifteren Geiste geboten würde, diesen erst später anfangen lassen, und zwar hat der Unterricht in der Taktik 2c., welchen seit Monat April Major Gerwien vom Generalstabe ertheilt, mit Anfang dieses Jahres, derjenige in der Fortifikation und dem militärischen Zeichnen (später Aufnehmen) jetzt durch den Ingenieur-Hauptmann Kloß begonnen. . . . Was den praktischen Dienst anlangt, so bestand die Absicht, im nächsten Frühjahr den Prinzen zur Ausübung des Dienstes als Compagnie-Offizier auf einige Wochen bei dem 1. Garde-Regiment z. F. zum Dienst eintreten zu lassen. Soviel vom Unterricht und dem Standpunkt des Prinzen in demselben."

„Was die eigentliche Erziehung betrifft, so habe ich von einer zu positiven oder von einer systematischen Erziehung zu

bestimmten Zwecken nie viel gehalten und mich daher in diesem Verhältniß darauf beschränkt, der Richtung, welche die eigenthümlichen Natur-Anlagen des Zöglings anzeigten, zu folgen, und die ihr entgegenstehenden Schwierigkeiten möglichst zu beseitigen; vielleicht bin ich hierin zu weit gegangen, indeß lag dies Verfahren in meiner eigenen Natur und in meinen Ansichten. Da nun in dem natürlichen eigenthümlichen Wesen des Prinzen von früh an unverkennbar das einfach-menschliche Element vorherrschte, so war es mir auch daran gelegen, in ihm nicht sowohl die Entwickelung des Fürsten, als vielmehr des Menschen zu fördern, und in diesem Sinne ist meine Erziehungsweise desselben, soweit ich sie geltend machen konnte, mehr eine bürgerliche, als eine aristokratische, durchaus aber keine fürstliche gewesen; ich habe ihn sowohl in seinen Jugendgespielen, später Jugendfreunden, als in seinem sonstigen Umgang mit Individuen der verschiedensten Stände umgeben, und er selbst hat, bei seinem so äußerst wohlwollenden Gemüth und freundlichen Benehmen, wohl in fast allen, die auf diese Weise in seine Nähe gekommen, sich Freunde gewonnen."

„Seit vier Jahren habe ich bei dem Erziehungswerk einen Gehülfen in dem Professor Curtius aus Lübeck, einem wackeren und von durchaus rechtlicher und sittlicher Gesinnung beseelten jungen Manne von ausgebreiteter wissenschaftlicher Bildung und liebenswürdigem Umgang. Von seiner republikanischen Abstammung mögen sich wohl seine ziemlich freisinnigen Ansichten herschreiben, auch wohl die Erwartungen, die er — glänzender als ich — von der günstigen und fruchtbaren Entwicklung der trüben Gährung unserer Zeit hegt; doch ist er dabei durchaus nicht von dem Schwindel so mancher jungen Gelehrten befangen, der in allem „Neuen" jetzt das Bessere sieht. Er besitzt die Liebe des Prinzen. . . . Dieser Erzieher wirkt gewiß im Allgemeinen günstig auf den Prinzen, doch

darf ich im Vertrauen gegen Sie die Bemerkung nicht zurückhalten, daß jedenfalls zu den vielen vortrefflichen Eigenschaften, die er besitzt, ihm mehr praktischer Sinn und etwas militärische Pünktlichkeit und Bestimmtheit, die bei ihm zu vermissen ist, zu wünschen wäre; und da in Folge meines schon seit Monaten anhaltenden Krankseyns der Erzieher der stete und alleinige Begleiter des Prinzen nach Außen ist, so würde eine solche Eigenthümlichkeit auf die Dauer doch nicht günstig einwirken, und es ist auch in dieser Beziehung dringend nöthig, daß dem Prinzen bald ein rüstiger und fester militärischer Führer zur Seite trete . . ."

„Soll ich nun am Schluß dieser langen Mittheilung meine Bitten noch mit denen der fürstlichen Eltern vereinigen, um Sie zu bewegen, eine verhältnißmäßig kurze Zeit der Pflege und Leitung eines edlen, an Herz und Gemüth reichen, mit reinem Sinn und gutem Willen ausgestatteten jungen Fürstensohnes zu widmen, der sowohl durch die von der Natur empfangene Herzens-Mitgift, als durch seine Beziehungen zur Zukunft unseres Vaterlandes, und im Hinblick auf die ernsten Zeiten, denen er entgegen geht, so gerechte Ansprüche auf unsere innige und thätige Theilnahme hat? Ich glaube dies nicht nöthig zu haben, und schließe, indem ich die Entscheidung auf den im höchsten Auftrag Ihnen ausgedrückten Antrag getrost Ihrem Herzen überlasse."

Ein eigenhändiges Schreiben Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen von Preußen, welches Roon einige Tage später empfing, bestätigte bald die obige Mitteilung des bisherigen Gouverneurs. Es lautet:

Schloß Babelsberg, 5. 11. 48.

Durch den General von Unruh sind Sie vorläufig benachrichtigt, in welcher Absicht ich diese Zeilen an Sie richte. Die Eltern eines, wenn es nach den bisherigen

menschlichen Combinationen in der Welt zugeht — für hohe Zwecke bestimmten Sohnes, wollen dessen Uebertritt aus den Kinder-Jahren in die des Jünglings und somit in das praktische und bewegtere Leben, — Ihrer Führung anvertrauen! Unser Vertrauen ist unbedingt auf Sie gefallen, und ich brauche natürlich Ihnen kein Bild von Ihnen selbst zu entwerfen, um den Grund dieses Vertrauens zu rechtfertigen.

Dagegen habe ich lange mit mir gekämpft, ob ich Ihnen dies Anerbieten machen sollte, nur zu wohl fühlend, daß nach einer 2jährigen ähnlichen Stellung als die ist, die ich jetzt für Sie beanspruche, es Ihnen schwer werden muß, eine fast für Sie ausgesuchte Anstellung der schönsten und wichtigsten Wirksamkeit eines wahren Soldaten, aufzugeben. Indessen der Hinblick auf die Wichtigkeit, welche die ganze Zukunft des Vaterlandes an die Persönlichkeit meines Sohnes knüpfte, durfte den obigen Ansichten nicht das Uebergewicht verleihen und somit stand der Beschluß, Ihnen die Stelle als Gouverneur meines Sohnes anzutragen, unbedingt fest bei uns Eltern.

Der König ist mit unserer Wahl ganz einverstanden, — wenngleich auch er die Schwere Ihres Verlustes auf Ihrem jetzigen Posten ganz fühlt.

Sollten wir Krieg haben, so ist mein Sohn in dem Alter, um ihm beizuwohnen, so daß auch Sie demselben nicht entzogen werden würden.

Somit vertraue ich auf Ihre Bereitwilligkeit, die in wahrer Vaterlandsliebe wurzeln wird, bedenkend, wie Sie durch Ihre Führung und Leitung meines Sohnes, die Wohlfahrt von Millionen begründen können!

Ihr Prinz von Preußen.

den 9. geendigt.

In unbeschreiblich schönen, nicht minder warmen, die erhebendste Hochsinnigkeit bekundenden Worten — sowie mit tief eingehendem Verständnis und unbedingtem Vertrauen hatte auch die erlauchte Frau Prinzessin von Preußen an Roon geschrieben.

Er stand vor einem wichtigen Wendepunkt seines Lebens — unendlich schwer wurde ihm in jedem Falle die Entscheidung!

Wie tief im Innersten er dadurch bewegt ward, wie schwer auch die ihm durch soviel Vertrauen auferlegte Verantwortung auf ihm lastete: das bezeugen einige aus jener Zeit stammende Mitteilungen an die wenigen ganz vertrauten Personen, welche von den schwebenden Unterhandlungen Kenntnis erhalten durften. In ausführlichster und zugleich offenster Weise hat Roon sich jedoch in seinen Antworten an die Allerhöchsten Personen selbst über diese Angelegenheit ausgesprochen — und nichts ist so geeignet, in die Tiefen seines festen und klaren, treuen und freimütigen Charakters blicken zu lassen, als diese ebenso sehr von männlichem Selbstbewußtsein wie bescheidener Selbsterkenntnis zeugenden Aeußerungen — welche zugleich ein ehrliches politisches Glaubensbekenntnis enthalten.

Wir geben den wesentlichen Inhalt derselben nach seinen eigenhändigen Aufzeichnungen wieder.

„Das überaus gnädige Schreiben“ — schreibt er an die Frau Prinzessin — „hat mich ungemein überrascht, aber noch tiefer beschämt, weil ich fühle, daß mir in weit höherem Grade vertraut wird, als ich es verdiene. Meine Dankbarkeit für diese unverdiente Gnade würde entsprechenden Ausdruck vergebens suchen, aber die Ew. K. H. eigene Hochsinnigkeit dürfte ihn finden in der Offenheit, Wahrheit und Freimüthigkeit, mit welcher ich auch jetzt auf den mich über Verdienst ehrenden Antrag zu antworten gedenke. Die Stellung, die mir zuge-

dacht, verlangt jedenfalls einen ehrlichen Mann, und als solcher werde ich antworten . . . . ."

„Wenn ich meinem Herzen unbedingt folgen wollte, wie verlangt wird, so würde meine Antwort sehr kurz sein können. Meiner innigen und warmen Hingebung für das hohe Haus meines angestammten Königs und Kriegsherrn würden die Opfer nicht schwer werden, welche mit der Uebernahme des mir zugedachten wichtigen Amtes etwa verbunden sein mögen. Aber der gute Wille vermag allein nicht Alles. Nach ruhiger, ernster Selbstprüfung legt mir mein Gewissen die Pflicht auf, die günstige Meinung über meine Person . . . . bedeutend zu ermäßigen, so sehr sich auch meine Selbstliebe dagegen sträuben mag."

„Ich denke aber keineswegs, mich hinter einer falschen Bescheidenheit zu verbergen, sondern so wahr zu sein, als ich es vor Gottes Angesicht verantworten kann."

„Ich leugne nicht: ich glaube einige von den Eigenschaften zu besitzen, welche zu der Leitung eines jungen Prinzen befähigen, aber mir fehlen deren andere so wesentliche, daß es gewissenlos sein würde, wollte ich es verschweigen oder bemänteln. Gerade in derjenigen Stellung, welche die Wahl auf mich geleitet zu haben scheint, ist mir das Gefühl meiner Unzulänglichkeit recht oft mit beschämender Deutlichkeit zum Bewußtsein gekommen . . . — wie sollte ich nun mit diesem Gefühl im Herzen unbedenklich an das viel verantwortungsreichere Werk gehen, die Erziehung eines künftigen Königs, des Königs meines eigenen Landes zu vollenden?!"

„Stände mir diese meine allgemeine Unzulänglichkeit allein entgegen, so würde ich Ew. K. H. nur die Fehler und Mängel dessen, dem Sie ihr theuerstes Kleinod anvertrauen wollen, anzugeben haben, damit Sie zu beurtheilen vermöchten, wieviel

dabei gewagt wird: allein glücklicher Weise darf ich Ew. K. H. noch mit diesem Register verschonen, weil ich zuvor einer einzelnen, sehr wesentlichen Unvollkommenheit zu gedenken habe, welche vielleicht noch schwerer wiegt. Dies ist meine Unfähigkeit, sämmtlichen sogenannten zeitgemäßen Ansichten innere Wahrheit zuzugestehen. Zwar stelle ich nicht in Abrede, daß unsere preußischen Zustände vor dem unseligen 18. März in mannigfacher Beziehung der Reform, und die allgemeinen deutschen einer völligen Umgestaltung und einheitlicher Kräftigung bedurften; wenn ich indes Manches, was seitdem geschehen und selbst durch die gesetzliche Sanction die Weihe der Geltung erlangt hat — in's Auge fasse, so fühle ich mich zu alt, zu eingerostet in sogenannten Vorurtheilen, zu lahm; ich kann nicht mit, und die sogenannte „Höhe der Zeit" wird mir, so fern sie sich nicht von selbst in meinen Gesichtskreis herabsenkt, immer als ein Chimborazo erscheinen. Wird nun dieser mir eigene Anflug von „reaktionärem Wesen" — wie man dergl. zu nennen pflegt — dem jungen Herrn nicht nachtheilig seyn? Werde ich im Stande seyn, dem jungen Herrn die neuen Ideen unserer Tage mit der Wärme anzupreisen, die nöthig seyn möchte, um Ihn damit zu versöhnen und zu identifiziren? Und dennoch legen Ew. K. H. Werth darauf, und ich glaube, daß Sie Recht daran thun! —"

„Aber abgesehen von dieser meiner politischen Unfähigkeit, die mir eine gesegnete Einwirkung auf des Prinzen politische Bildung nicht gestattet: wird man nicht auf der andern Seite meine Vorliebe für eine leider unmodisch gewordene Welt-Anschauung bald genug verspüren und daraus Veranlassung nehmen, die Zukunft des Prinzen zu verdächtigen und zu erschweren?"

„Und dieser Verdacht „reaktionärer" Gesinnung liegt meiner Person in der That sehr nahe, da ich mich, freilich

schon vor Jahren, in meinen Schriften[1]) höchst „unzeitgemäß“ über Staatsform und Verfassung ausgesprochen habe. Wenn man nun öffentlich darauf aufmerksam machte und damit eine Verdächtigung begründete, die für des Prinzen und des Vaterlandes Zukunft präjudizirend und bedrohlich werden könnte — müßte ich mir nicht die schwersten, begründetsten Vorwürfe machen, ganz besonders aber, wenn ich bei dem vorliegenden Antrage darüber geschwiegen hätte?“

„Hier könnte ich inne halten, denn mir erscheint das Angeführte an sich schon erheblich genug, um mich von dem mir gnädigst zugedachten Ehrenamte auszuschließen.“

„Es wäre indes möglich, daß Ew. K. H. anders darüber urtheilten. Für diesen Fall würde ich es für meine Pflicht halten, noch einen anderen Punkt wenigstens zu berühren, damit alle Bedenken, die sich gegen meine Wahl erheben, mit Einem Blicke überschaut werden können.“

„Ich hege nämlich die vielleicht irrige, aber in mir fest begründete Ueberzeugung, daß sich die Erziehung, namentlich die „zeitgemäße“ Erziehung junger Fürstensöhne, in der Atmosphäre des Hofes niemals in zweckentsprechender Weise leiten lasse.“

„Die Richtigkeit dieser lange vor dem 18. März gehegten, übrigens weder auf besondere lokale, noch spezielle personale Verhältnisse begründeten Ansicht hier darzuthun, kann ich mir jedoch, in Erwägung der bereits angeführten Schwierigkeiten, für jetzt um so mehr erlassen, als ich fürchten muß, die Geduld . . ohnehin bereits auf fast unbescheidene Weise in Anspruch genommen zu haben — —“

„Ew. K. H. haben“ — so heißt es in einem anderen, etwas

---

[1]) Den geographischen Lehrbüchern.

späteren Schreiben an Se. Königliche Hoheit den Prinzen von Preußen — „eine zu günstige Meinung von meinen pädagogischen Eigenschaften; meine politischen Ueberzeugungen dürften als verdächtig und reaktionär erachtet werden, wenngleich sie es im eigentlichen Sinne des Wortes nicht sind; den mir gnädigst zugedachten Platz dürfte ich daher minder gut ausfüllen, als den gegenwärtig von mir — wie ich ohne Ruhmredigkeit sagen darf — zur vollkommenen Zufriedenheit meines Generals verwalteten; mein militärisches Gewissen endlich fühlt sich bedrängt durch den Gedanken, eine Kenntniß und Thätigkeit fordernde militärische Stellung in einem Augenblick aufzugeben, in welchem jeder Patriot nach Kräften zur Rettung des bedrohten Vaterlandes mitzuwirken strebt: dies sind in der Kürze nochmals die Gründe, die mich veranlaßten, Ew. K. H. die Angelegenheit nochmals unterthänigst zur hohen Erwägung zu empfehlen."

„Wenn Ew. K. H. jedoch, nachdem dies geschehen, auf Ihrer Wahl beharren sollten, so würde ich mich, den Finger Gottes darin erkennend und in der Würdigung sowohl dessen, was ich Ew. Königliche Hoheit und dem Lande als was ich mir selbst und meinem Pflichtgefühl schuldig bin, — Ew. Königliche Hoheit zur Disposition stellen und unterthänigst bitten, mit dem Wenigen, was ich zu leisten vermag, nachsichtig vorlieb zu nehmen. Meine Verantwortlichkeit vor Gott und Menschen wird mir alsdann wesentlich vermindert erscheinen."

Es folgt dann nochmals die eventuelle Bitte, Einrichtungen treffen zu wollen, durch welche jedenfalls die Fortsetzung der Erziehung des Prinzen an einem von Berlin und Potsdam entfernten Orte bewirkt werden könnte. . .

Der Briefwechsel in dieser Angelegenheit wurde, namentlich auch zwischen Roon und General von Unruh, noch einige

Wochen fortgesetzt; und die Angelegenheit fand ihren endgültigen Abschluß in dem nachstehenden Schreiben, welches der Prinz von Preußen am 31. Dezember 1848 aus Berlin eigenhändig an Roon richtete:

Die Correspondenz, welche zwischen Ihnen, . . meiner Frau, dem General von Unruh, und mir geführt worden ist, hat uns leider bewiesen, daß Sie nicht mit der Freudigkeit das Amt, welches Ihnen unser Vertrauen zudachte, übernehmen konnten, welche wir vor Allem wünschen müssen, wenn es zur Gedeihlichkeit gebracht werden soll. Ich muß es anerkennen, daß Sie eine Stelle bekleiden, welche gleichfalls besonderes Vertrauen Ihnen zuwies, und ich sagte es Ihnen deshalb in meinem Briefe, daß ich vermuthen müsse, daß dies einen Haupt-Grund abgeben mögte, der Sie abhalten könnte zu uns zu kommen; doch glaube ich nicht, daß die Armee es Ihnen verdacht hätte, wenn Sie unserem Rufe gefolgt wären. Daß Ihre politischen Ansichten wenig mit unseren jetzigen Zuständen harmoniren, ist bei der Uebernahme des Ihnen zugedachten Amtes bedenklicher; indessen ich glaubte, Sie würden sich wie wir Alle in das Unvermeidliche fügen, und in dieser Hinsicht gerade nur gut wirken können, da es darauf ankommt, das Pflichtgefühl zu heben, wenn man auch schwer nur sich fügt. Die Conditio sine qua non, welche Sie stellten, wegen Entfernung meines Sohnes vom Hofe und von den Eltern, ist jedoch das Schlimmste. Wenn es sich um Beziehung einer Universität handelte, so würde sich das gefunden haben, mit der Zeit; da Sie indessen selbst meinten, daß dies vorläufig nicht gut angehen dürfte, dagegen anführen, man werde auch in anderen Städten gute Lehrer finden, so gehet daraus hervor, daß Sie die Hofluft an und für sich für schädlich halten. In diesem Punkte

weichen nun unsere Ansichten ganz von einander ab, und wir würden, namentlich in jetziger Zeit, unseren Sohn nicht von uns lassen, aus diesem Grunde.

Somit müssen wir einen Plan aufgeben, in dessen Erfüllung wir Eltern das Glück unseres Sohnes gesehen hatten. Es sollte nicht sein! Empfangen Sie unseren Dank für Ihre Offenheit, die Sie uns nur noch werther macht und Ihnen unsere Achtung sichert.

Ihr

Prinz von Preußen.

In einem Briefe vom 8. Januar 1849 machte der Prinz dann an Roon die Mitteilung:

. . . wir haben am gestrigen Tage die Allerhöchste Bestätigung unserer (anderweiten) Wahl, die auf den Oberstlieutenant Fischer vom Kriegs-Ministerium gefallen, erhalten. — Ich kann heute nur nochmals wiederholen, daß wir bedauern, unsere erste Wahl nicht haben bestehen lassen zu können, aus den Ihnen bekannten Gründen, daß aber dieserhalb unsere Achtung für Sie nicht im Geringsten wankt. Stets

Ihr

Prinz von Preußen.

Auch Ihre Königliche Hoheit die Frau Prinzessin von Preußen versicherte den Major von Roon in einem besonderen Handschreiben noch ausdrücklich, daß sie seine Gründe zu würdigen wisse, daß sie ihn deshalb in noch höherem Grade achten müsse und ihm ihre Teilnahme und Gnade bewahren wolle.

Der vorgenannte Oberstleutnant Fischer war übrigens

der uns bekannte, vertraute Freund Roon's. In welcher ausgezeichneten Weise jener hervorragende, der Armee leider allzufrüh entrissene Offizier seine Aufgabe gelöst hat — ist bekannt. Ebenso, mit welcher Hochherzigkeit und in welchem Umfange König und Kaiser Wilhelm es bewiesen hat, daß seine Achtung für den freimütigen Roon „nicht im Geringsten wankte."

Neuntes Kapitel.

Schon das nächste Jahr 1849 sollte die Beweise von der andauernden Wohlgewogenheit des Prinzen von Preußen für Roon bringen — während es zugleich diesem selbst neue, ernste Aufgaben stellte.

Der in Baden ausgebrochene allgemeine Aufstand hatte auch in der Rheinpfalz um sich gegriffen; eine provisorische Regierung war eingesetzt worden, und diese hatte ein Volksheer von etwa 30000 Mann unter dem Polen Mieroslawski gesammelt. Die Bundesfestung Rastatt fiel in die Hände der Insurgenten, welche auch Landau bedrohten.

Zur Niederwerfung des Aufstandes wurden zwei preußische Armeekorps und ein aus Bundestruppen kombiniertes Korps, das sogenannte Neckar-Korps, bestimmt. Se. Königl. Hoheit der Prinz von Preußen übernahm den Oberbefehl; als Chef seines Stabes fungierte Major Kirchfeldt. Generalleutnant von Hirschfeld, der kommandierende General des 8. Armeekorps, wurde Kommandierender des I. Armeekorps der „Operationsarmee am Rhein“, und Major von Roon blieb auch in dieser Stellung als Chef des Generalstabes an Hirschfeld's Seite. Das Korps war etwa 19000 Mann stark und in vier Divisionen eingeteilt. Das II. preußische Armeekorps

befehligte Generalleutnant Graf von der Groeben. Dasselbe war ebenso wie das Neckar-Korps (unter Generalleutnant von Peucker) etwa 15000 Mann stark.

Das I. Armeekorps säuberte in der Zeit vom 13. bis 19. Juni die Rheinpfalz vom Feinde, entsetzte Landau und ging am 20. Juni bei Germersheim auf das rechte Rheinufer über. Nach einigen ernsten Gefechten erfolgte die Vereinigung mit den beiden andern Korps und die völlige Zersprengung der Insurgenten.

Während das I. Armeekorps den fliehenden Feind bis zur Schweizer Grenze verfolgte, bemächtigte sich das II. Armeekorps der Festung Rastatt. Die militärischen Operationen waren für das I. Armeekorps schon Ende Juli beendet.

Roon's dienstliches Wirken erfolgte damals unter den Augen des erlauchten Oberbefehlshabers, der sich während eines großen Teiles der Operationen mit seinem Hauptquartier bei dem I. Armeekorps befand und vielfach in gnädiger Weise seine Anerkennung für Roon's Leistungen bezeugt hat. Die hier fortgesetzte nähere persönliche Bekanntschaft sollte für das Vaterland später von den segensreichsten Folgen werden.

Noch wichtiger war es, daß schon damals eine große Uebereinstimmung der Ansichten zwischen dem Prinzen von Preußen und Roon in betreff der Mängel der deutschen Bundeskriegs-Verfassung und der preußischen Heereseinrichtungen hervortrat. Diese Ansichten, welche auch von anderen einsichtigen Männern in der Umgebung des Prinzen — unter denen besonders der leider zu früh verstorbene Kirchfeldt hervorragte — geteilt wurden, drängten sich durch die im Feldzuge gemachten Erfahrungen gewaltsam auf und sind für die späteren politischen und militärischen Reformbestrebungen vielfach bestimmend gewesen. Wenn man auch in Baden mit den mangelhaft organisierten und noch schlechter geführten

Rebellen ohne sonderliche Mühe fertig geworden war, der einsichtige Soldat konnte sich nicht darüber täuschen, daß diese Erfolge noch viel schnellere und entscheidendere hätten sein müssen, wenn die eigenen Mängel sich nicht ebenfalls auf Schritt und Tritt geltend gemacht hätten, und daß diese letzteren groß genug waren, um einem ebenbürtigen Gegner gegenüber den Erfolg überhaupt in Frage zu stellen. Im großen zeigte sich dies durch die nachteiligen Bestimmungen des Bundeskriegswesens, welche auf die ganze Befehlsführung hemmend wirkten und dies in noch höherem Maße gethan haben würden, wenn sie nicht durch die hohe militärische Einsicht und Energie sowie die bevorzugte Stellung des erhabenen Oberbefehlshabers teilweise unschädlich gemacht worden wären. Aber auch im einzelnen traten die bedenklichsten Mängel auf allen Gebieten des militärischen Verwaltungswesens hervor. Weder die Verpflegung noch das militärische Fuhrwesen noch der Sanitätsdienst war auch nur in notdürftigster Weise organisiert. Trainformationen existierten damals im Frieden gar nicht, also auch kein ausgebildetes Trainpersonal. Die schwächlichsten Leute, ohne Rücksicht auf ihren Beruf, wurden in Eile zu Führern der improvisierten Traingespanne oder zu Pferdewärtern ernannt — sodaß sehr vielfach „Gevatter Schneider und Handschuhmacher" oder dergleichen als solche fungierten. Einerseits entstanden dadurch sehr komische Bilder und Situationen, welche reichlichen Stoff zu militärischen Humoresken darboten: andrerseits aber hatten diese und andere Mängel doch ihre bitter ernste Seite, weil die Truppenteile dadurch vielfach in ihren Bewegungen und ihrer ganzen Leistungsfähigkeit gehemmt wurden; und war dies schon der Fall, während man sich mit ungeschulten Freischaren und — in den Monaten Juni und Juli — in einem so reichen Lande wie Baden herumzuschlagen hatte, in welchem so zu sagen

Milch und Honig floß, ernste nnd andauernde Verpflegungs-Schwierigkeiten also kaum entstehen konnten: wie sollte das erst werden, wenn ebenbürtige Truppen vielleicht in ungünstiger Jahreszeit und armen Landstrichen zu bekämpfen waren!?

Nicht minder hatte sich auch die Unzulänglichkeit, oft Unbrauchbarkeit der in Eile eingezogenen und formierten Landwehrtruppen erwiesen.

Obwohl dieselben — trotz der politischen Gährungen — zum größeren Teile guten Willen zeigten, so entsprach doch ihre Organisation in keiner Hinsicht den Anforderungen, welche man schon damals an tüchtige Feldtruppen stellen mußte, und konnte es daher schon zu jener Zeit für jeden verständigen Soldaten, ja für jeden denkenden Patrioten gar nicht zweifelhaft sein, daß in dieser Beziehung Wandel geschaffen werden mußte, wenn dem Vaterlande die furchtbarsten Erfahrungen erspart werden sollten.

Roon's persönliche Erlebnisse und Eindrücke in diesem seinem ersten Feldzuge, zu welchem der Stab des General-Kommandos am 11. Juni von Koblenz abgerückt war, sind aus den nachstehenden Feldzugsbriefen an seine Gemahlin zu ersehen.

Baumholder, den 12. Juni 1849.

Meine liebe Anna! wir sind gestern Abend bei guter Zeit nach einer ziemlich mühseligen Fahrt vergnügt, aber müde hier angelangt. Pferde und Wagen sind, eine zerbrochene Deichsel abgerechnet, ebenfalls in Ordnung. Der heutige Tag ist mit dem feldmäßigen Umpacken meiner Sachen, mit der Einrichtung der Registratur und Erledigung der laufenden Geschäfte ganz gemüthlich verstrichen. Morgen überschreiten wir, das heißt die II. und III. Division, die Grenze, nachdem die I. und IV. Division, deren freundlich

empfangene Avantgarde, bereits am 10. d. in Rheinhessen eingerückt war. Die Nachrichten aus Rheinbayern lauten sehr widersprechend. Wir sind daher auf unseren Empfang doppelt gespannt, wie Du leicht denken kannst. Meinestheils erwarte ich vor Kaiserslautern keinen ernsthaften Widerstand. Dort hoffe ich auf einige heiße Stunden, damit wir uns die Sporen verdienen können. Am 15., so von 10 Uhr ab, gedenken wir den Tanz zu beginnen.

Den 13. Was für ein colossaler Lärm heute früh unter meinen Fenstern; seit um $^1/_2$4 Uhr die Reveille mit einer sehr störenden Consequenz geblasen worden, ist des Pferdegetrappels, Trommelns, Pfeifens, Wieherns, Rufens kein Ende. Die Nacht- oder vielmehr die Morgenruhe war daher wesentlich gestört. Alles zog und zieht durch die enge Straße hinab zur Grenze, wo seit dem 11. fortwährend Sturm geläutet wird. Indeß werden wir wohl nur bei Kaiserslautern Widerstand finden. Die Freischärler sollen aus allen Grenzorten verschwunden sein und die „Reaction soll ihr schreckenbleiches Haupt" zu erheben wagen. Man erzählt sich, daß in Cusel, dem bedeutendsten Grenzorte, gestern durch die Schelle bekannt gemacht worden sei, daß, wer den Preußen Widerstand zu leisten wagen werde, von Seiten der Stadt zu Tode gepeitscht werden solle; nun wir werden ja sehen! Um $^1/_2$11 Uhr steigt auch das Hauptquartier zu Pferde. Gott mit uns!

Grambach, den 13.

Heute Nachmittag um $^1/_2$3 Uhr sind die Truppen der III. Division unter hellem Hurrah bei Lauterecken über die Pfälzer Grenze gegangen und gastlich empfangen worden. Sie sind fast $1^1/_2$ Meile vorgedrungen, ohne auch nur einen Insurgenten zu sehen. Gewesen sollen sie überall sein, aber sie waren verschwunden, und die Truppen haben daher gegen

Abend Quartiere oder Bivouaks bezogen. Morgen geht die Reise weiter. Hoffentlich werden wir auch von General Webern gute Nachrichten erhalten, für heute genug!

Sechs Stunden zu Pferde und 4 Stunden am Schreibtisch machen müde.

Kaiserslautern, den 15.

Wir sind gestern hier, ohne einen Schuß zu thun, eingerückt, also einen Tag früher, als beabsichtigt wurde, da man noch glaubte, daß die Freischärler sich wehren würden. Auf dem Lande und von Seiten der Wohlhabenden in den Städten begrüßte man uns überall sehr freudig. Hier treiben sich sehr viele Galgengesichter in der Straße bummelnd umher, denen man es ansieht, welche Lust sie an dem lüderlichen Treiben, das hier herrschte, gehabt haben mögen, aber keiner muckt. Die Truppen sind, ungeachtet der großen Strapazen der letzten Tage, munter und lustig; sie werden sehr gut verpflegt. Morgen gehen wir nach Dürkheim, übermorgen nach Neustadt. Ob man uns irgendwo Widerstand leisten wird, ich glaube es kaum. Bis jetzt sind nur bei Homburg und bei Kirchheim einige Schüsse gewechselt worden. Das Gefecht bei Kirchheim, das die IV. Division dem p. Kietz lieferte, hat 20 Freischärlern das Leben gekostet. Von den Unsrigen sind 3 Mann und 2 Pferde verwundet. Mein Prinz (Fr. Karl) ist dabei gewesen. Bei der Durchreise hat man in Oberingelheim auf den Prinzen von Preußen geschossen, aber nur den Postillion verwundet. Deinen nächsten Brief bitte ich nach Germersheim, ich bin frisch und gesund.

Langenbrücken, den 23.

Nur zwei Worte, ich bin gesund, und nach mancher heißen Stunde wohlgemuth.

Am 20. ist unser Armeecorps bei Germersheim über den

Rhein gegangen. Wir trieben die Aufständischen vor uns her, sie wehrten sich wenig. Die verwegene Tapferkeit des Prinzen Friedrich Karl führte seine — übrigens nicht schwere — Verwundung und die fast tödtliche des braven Lieutenants von der Busche-Münch (seines Adjutanten), sodann den Tod des Majors Rückert und Lieutenants von Muschwitz vom 9. Husarenregiment herbei. Bei der Division, wo ich mich aufhielt, kam es nicht zum Gefecht, nur zu einigen Hetzen. Am 21. hatten unsere I. und IV. Division die Gefechte bei Philippsburg und Wiesenthal, welches Letztere uns den braven Hauptmann von Liebermann (todt) und circa 100 Verwundete kostete, aber mit der gänzlichen Deroute der Insurgenten endigte. Einige 100 liefen uns in die Hände. Am 22. folgten wir ihnen über Bruchsal in der Richtung gegen den Neckar, den General Gröben überschreiten sollte, um sich mit uns zu vereinigen. Vergangene Nacht erfuhren wir, daß die Rebellen Heidelberg und Mannheim verlassen hätten, und über Sinsheim gegen Karlsruhe auszuweichen suchten; am Morgen erfuhren wir, daß General Gröben Herr von Mannheim und Heidelberg sei und den Neckar überschritten habe.

Wir wandten uns sogleich gegen Karlsruhe, und erreichten um 9 Uhr bei Stedtfeldt den Feind, wahrscheinlich eine von Karlsruhe vorgeschobene Abtheilung von ca. 5000 Mann, die der Hauptkolonne unter Miroslawski entgegenrücken sollte; ein ziemlich heftiges Gefecht begann nun und endigte mit dem Rückzuge der Insurgenten; es kostete uns 12—15 Verwundete, unter denen mein lieber Freund von Bialke, dem sein Pferd unter dem Leibe durch eine 12pfündige Kanonenkugel erschossen wurde, die ihm den Oberschenkel verwundete. Unsere jungen Truppen schlugen sich vortrefflich. Du brauchst Dich nun nicht mehr zu ängstigen. Jetzt, nach der Vereinigung mit den Corps Gröben und Peucker sind wir gegen 60000 Mann

stark und werden der rothen Gesellen ja bald Herr werden. Gott mit Dir, theures Weib, nur unverzagt auf Gott vertraut, Er verläßt die Seinen nicht. Der General (Hirschfeld) und alle Bekannte sind wohl auf.

Carlsruhe, den 26. Juni 49.

Wir sind gestern Nachmittag nach einem nicht sehr erheblichen Gefechte bei Durlach, unter dem Jubel der Einwohner mit Pomp in die hiesige Residenz eingerückt, aus welcher die provisorische Regierung um 11 Uhr erst entflohen war.

Zwei Geschütze und viele Munition sind in unsere Hände gefallen, Gefangene sind nicht viele gemacht, nur solche Freischärler, die ohne Waffen in Feldern und Wäldern unsern Patrouillen in die Hände fielen, sowie die Ueberläufer, die sich schaarenweise einfinden; die feindliche Armee desorganisirt sich täglich mehr, und würde sich ohne die sogenannte Flüchtlingslegion, die aus entschlossenen Abenteurern aller europäischen Zungen besteht, und die badischen Soldaten mit Gewalt ins Gefecht treibt, längst ganz aufgelöst haben. Morgen rücken wir vor Rastatt. Die Truppen sind vom besten Geiste beseelt, ebenso der General und die Freunde, ich bin sehr gesund, obgleich ich sehr wenig Zeit zum Schlafen habe und mein Essen und Trinken auf Wolfesart, sehr eilig und auf Vorrath, einnehmen muß. Adressire nach Carlsruhe.

Den 27. Heute, nachdem die Corps von Gröben und von Peucker sich mit uns vereinigt haben, war großer Kriegsrath im Schloß. Es gaben sich natürlich verschiedene Ansichten kund, und es steht nun zu erwarten, wozu der durchlauchtigste Feldherr sich entschließen wird. — Du rechnest, wie mir scheint mit zu großer Bestimmtheit auf unsre baldige Rückkehr, ich bin leider nicht so hoffnungsvoll, denn wenn wir auch die Banden vielleicht in 10 — 14 Tagen bis in die

letzten Winkel des Landes und über die Grenzen hinaus gejagt haben werden, so muß dann doch noch auf lange Zeit hin ein starkes Truppencorps im Lande bleiben, wer dazu bestimmt werden mag? wer weiß es!? — Unsere lieben Knaben in den Ferien zu sehen, habe ich längst aufgegeben, Du wirst sie aber doch hoffentlich kommen lassen. Die Anstrengungen der letzten Tage waren gewaltig; jetzt, wo wir schon den zweiten Tag stille stehen, kommt der Anspruch der Natur nachträglich zur Geltung, ich möchte immerfort schlafen.

Den 28. Seit 1½ Stunden ziehen unsere braven Truppen durch die Stadt (die alle Augen verwundert aufsperrt), um ihre Stellungen für die morgende Operation zu nehmen. Mein theures Annchen, wir müssen auf den vertrauen, der allein helfen kann. Nicht die Schärfe des Schwertes und die Gewalt der Rosse allein wird diesen Kampf auskämpfen, dessen Ende mancher brave Junge, der jetzt wohlgemuth an meinem Fenster vorüberzieht, nicht erleben wird, und wie getrost und gefaßt sind die Meisten, wenngleich wohl bloß aus Unbedacht und Leichtsinn. Wie willig gehorchen sie auf irgend ein gutes Wort, das man ihnen zuruft im Augenblick der Gefahr, wenn der natürliche Mensch zurückbebt vor der ihm drohenden Zerstörung. So rief ich einer Gruppe zu, die sich auf dem Schlachtfelde von Ubstadt, ängstlich und lächerlich zugleich hinter einem dünnen Baum zu bergen suchte: „Kinder, wie thöricht seid Ihr! Glaubt Ihr, der Baum wird Euch schützen? Er allein kann es, wenn es Sein Wille ist, ohne den kein Sperrling vom Dach fällt u. s. w.“ Und Du hättest nur sehen sollen, wie die ängstlichen Mienen sich glätteten, und die Augen nachdenklich wurden.

Den 1. Juli. Haueneberstein. Wir haben vorgestern Carlsruhe verlassen, und den Feind nach einem sehr hartnäckigen Widerstande, der uns einige Todte und 40—50 Ver-

wundete kostete, über die Murg zurückgeworfen; gestern war der Erfolg rascher und entscheidender. Nach einem kurzen, sehr lebhaften Angriff wurde die Murglinie genommen, der Feind von seiner directen Rückzugslinie abgedrängt, und die Einschließung von Rastatt vollendet. Das kurze Gefecht hat uns nur einige Verwundete gekostet. Der Feind ließ mehrere Todte auf der Wahlstatt; wie gewöhnlich ist er auch, wie nach der gestrigen Schlappe, wie in die Erde gesunken. Die Freischaaren zerstreuen sich in die Wälder und Berge, die unsicheren badischen Truppen werden (zum Theil mit Gewalt) auf der Eisenbahn eingeschifft und entziehen sich so ebenfalls der Verfolgung. Die Insurgenten sind im Besitz von 44 Locomotiven und 480 Waggons. Diese Art der Kriegführung wird erst ein Ende nehmen, wenn wir die ganze Eisenbahnlinie im Besitz haben werden. Dies zu bewirken, rücken wir noch heute in der Richtung auf Freiburg ab, während das Corps des Grafen Gröben vor Rastatt bleibt, um dasselbe auch ferner zu bombardiren. General Peucker ist mit den Reichstruppen bei Baden vom Gebirge herabgestiegen und wird den Marsch durchs Gebirge fortsetzen, um hoffentlich die Rückzugslinie des Feindes zu durchschneiden. Der arme Hindersin, den man, wie Du weißt, auf einem Dorfkirchthurm, wo er observirte, gefangen genommen hatte, sitzt noch in Rastatt, seine Gefangenschaft rettet vorläufig dem Schurken Kinkel das Leben, derselbe ist vorgestern verwundet in unsere Hände gefallen, und leider nicht sogleich erschossen worden; wenn wir ihn jetzt verurtheilten, würden die Insurgenten unfehlbar auch den armen Hindersin erschießen. Wir hoffen diesen in Rastatt zu finden. In diesem Platz soll große Uneinigkeit herrschen, auch soll es an Lebensmitteln fehlen; wir hoffen daher auf den baldigen Fall der noch unvollendeten Festung, gebe Gott, daß wir uns nicht täuschen. Vorgestern bin ich 14—15 Stunden

zu Pferde, davon mehrere Stunden im Gefecht gewesen, habe kaum gegessen und bis 2 Uhr Nachts mit meinen Geistern gearbeitet. Um 4 Uhr Morgens war ich wieder auf den Beinen, und den ganzen Tag frisch und munter. Ich wollte, Du könntest sehen, wie wir leben, in den schmutzigsten Dorfkneipen; ich schreibe bei einem Talglicht auf einen Flaschenhals gesteckt, liege auf den schmutzigsten Betten oder auf Stroh (natürlich angekleidet) und bei diesem Uebermaß von Schmutz und Staub fange ich an so zu verwildern, daß mir Seife und Zahnbürste schon als Luxus erscheint, Du würdest Dich entsetzen!

Den 4. Juli Morgens. Gestern Unterbrechungen und Störungen aller Art, ließen mich nicht zum Schreiben kommen! Eine Recognoscirung mit dem General ruft mich auch jetzt gleich zu Pferde. Soeben wurden wir durch einen wahrscheinlich falschen Lärm, die II. Division sei im Gefecht, aufgestört. Der Urheber desselben war natürlich unser großer H., der sogleich mit einer Locomotive nach Kehl geeilt ist, um sich selbst zu überzeugen, daß die Franzosen auf ihrem Exercierplatz bei Kehl schießen.

Offenburg, den 5.

Du siehst, es war mir nicht beschieden, gestern, am Geburtstage unserer lieben beiden Aeltesten, auch nur ein halb Stündchen mich mit Dir zu unterhalten. Um 1½ Uhr zurückgekommen, Befehle ausgefertigt, um 3 Uhr zur Tafel beim Prinzen von Preußen, nach der Tafel drängten sich die Geschäfte, wie seit lange nicht, es galt 10—12 Briefsäcke zu öffnen und die nöthigsten Geschäfte zu erledigen. Gegen Abend stellten sich Parlamentaire für die noch in Freiburg uns gegenüberstehenden badischen Truppen ein. (Nach ihrer Angabe noch etwa 1000 Mann und 8 Geschütze.)

Ich habe nun noch einiges nachzutragen.

Am 29., schon um 1 Uhr defilirten unsere Truppen bei Kuppenheim, und warfen den fliehenden Feind theils nach Rastatt, theils jagten sie ihn in die Wälder und Berge, in denen er, wie gewöhnlich haufenweise verschwand, um nach einigen Stunden waffenlos, einzeln, als Ueberläufer wieder daraus hervorzuschlüpfen, oder in der Blouse in die Heimath zu entweichen. Nur die eigentlichen Freischaaren, d. h. die fremden Vagabunden aller Länder und Zungen, scheinen noch zu einigem Widerstande entschlossen, durch Gewalt, Drohungen, Ueberredung und Weinrausch haben sie bis jetzt einen großen Theil der Artillerie bei sich zu erhalten gewußt, die Proclamationen des Großherzogs sind natürlich diesen armen bethörten Leuten nie zu Gesicht gekommen, und ihnen aufgebunden worden, die Preußen machten alles nieder, auch die Ueberläufer und Gefangenen. Am 1. setzten wir die Verfolgung, oder richtiger gesagt, unseren Vormarsch fort, zu verfolgen war Niemand mehr. Unsere Gegner waren von Hauenstein an wie in die Erde gesunken. Das Hauptquartier kam an diesem Tage nach Bühl, wo die feindlichen Führer Nachts zuvor noch gewesen waren. Ich wohnte in Sigel's Stube, schlief in seinem Bette und fütterte dieselben Wanzen, die sich an ihm genährt, gewiß sehr passend, denn Msr. Sigel ist Generaladjudant, d. i. Chef d. G. St. bei Miroslawski. Am 3. marschirten wir nach Renchen, die Avantgarde besetzte Offenburg; General Webern hat Kehl besetzt. In Offenburg und Appenweier ist die Leitung der feindlichen Angelegenheiten mehr und mehr in Confusion gerathen. Gestern erfuhren wir, daß Miroslawski und Consorten ihren Raub, d. h. die dem armen, verwüsteten Lande gestohlenen Gelder, nach Straßburg in Sicherheit gebracht haben. Ein uns in die Hände gefallener Brief von Schlöffel, dem Vater (der Sohn ist bei Waghäusel geblieben) an Miroslawski athmet die volle Ver-

zweiflung einer verlorenen Sache; aber die Feiglinge werden wie gewöhnlich entschlüpfen, um wieder zu kommen, sobald wir den Rücken kehren. Darum, fürchte ich, werden wir lange, lange hier bleiben müssen. Alle Personen des Hauptquartiers sind wohl auf. Dein A.

Freiburg in B., den 8. Juli.

Ich weiß nicht genau, bis zu welchem Tage meine kurzen Berichte reichten, ich denke bis zum 6., wo ich einen Brief in Offenburg zur Post gab. An diesem Tage brachen wir von dort auf, nachdem wir leider erfahren, daß die Rebellen jeden Widerstand aufzugeben schienen, und jetzt nur noch Reisegeld zu erpressen trachteten. Um das arme Land möglichst zu schützen, beeilten wir uns nach Kräften und sind denn auch gestern Mittag hier, unter lautem Jubel der Bevölkerung mit Blumen beworfen und mit weißen Tüchern beweht, bei einer wahrhaftig höllischen Temperatur, glücklich eingezogen. Eine reitende Batterie und die Reste von zwei Dragoner- und mehreren Infanterie-Regimentern (Badensern) waren am selben Morgen in Riegel zu uns übergetreten, und natürlich sofort entwaffnet worden. So übereilt ist übrigens die Flucht der Kerls vor sich gegangen, daß mehrere namhafte Rädelsführer, wie Doll, Schrob, Max Dortu (lauter Preußen) u. A. in unsere Hände gefallen sind; ebenso die Mappe von Sigel, meinem Collegen, mit den interessantesten Papieren. Aus allen Winkeln kriechen die Ueberläufer hervor; aus den Kornfeldern, den Wäldern und Scheunen werden die Waffen massenweise aufgelesen. Die Desorganisation der feindlichen Streitmacht ist vollkommen; aber was nützt es, die Haupträdelsführer sind nach der Schweiz oder nach Frankreich entflohen, und werden nicht unterlassen wieder zu erscheinen, sobald wir nach der Heimath zurückkehren, das sieht ein Kind ein.

Was aber folgt daraus? daß wir hier bleiben müssen, bis —

Heute vor 4 Wochen war ich noch bei Dir in Coblenz. Was habe ich in diesen 4 Wochen alles erlebt und durchgemacht!

Heute früh wohnte ich einem feierlichen und herzerhebenden Militairgottesdienst in dem herrlichen Freiburger Dom bei. Dein lieber Brief vom ersten mit seinem reichen Inhalt hat mich vor einer Stunde erreicht und mich so glücklich gemacht, wie es bei einer Temperatur von 24—30 Grad R. und einem colossalen Schnupfen, der kaum drei Tage alt ist, geschehen kann. Uebrigens erwähne ich dieses Schnupfens nur, um Dich zu überzeugen, daß ich Dir auch nicht das kleinste Uebel verschweige. Aber nun habe ich mich so lange mit Deinem Briefe und seinen Beilagen unterhalten, daß ich die 10. Stunde schlagen höre, also „mit Anstand zu Bette gehen kann", besonders da ich nicht vorher sehen kann, ob und wie oft ich diese Nacht wieder herausgetrommelt werde. Im Kriege muß man essen und schlafen, sobald man kann, dieser Regel folgend, sage ich Dir gute Nacht und stecke meine wunde Nase in's Bett.

Den 9. Wieder ein Tag in afrikanischer Hitze verlebt. — Es bestätigt sich, daß wir gewiß keinen Widerstand mehr finden werden, die Rebellen räumen den ganzen Schwarzwald ohne Schwertstreich. Der vorläufigen Pacification dieses so schönen und jetzt so unglücklichen Landes, steht also kein Hinderniß mehr entgegen und müssen wir hier bleiben, wohin soll das führen? Wird es uns nicht neue Verwicklungen bringen? Werden unsere finanziellen Kräfte dazu ausreichen? Werden unsere Truppen der Demoralisation besser widerstehen, als die hiesigen? — —

Man möchte jetzt wohl sagen, wir stehen erst am Anfang

des Endes unserer alten gesellschaftlichen Ordnung, ich glaube jetzt erst die alte Sage von den vier Weltaltern zu verstehen, das Weltalter der deutschen Gemüthlichkeit läuft ab, und es handelt sich darum, ob das der Bestialität an seine Stelle treten soll; es hat den Anschein, denn wir haben es mit Bestien zu thun und es ist nur natürlich Barbarei mit Barbarei zu bekämpfen. — In Rastatt, sagt man, feiere das Kannibalenthum schon seine Feste, unser armer Hindersin! möchten die über ihn umlaufenden Gerüchte unwahr sein. Für Kinkel wird in Bonn eine Petition in Bewegung gesetzt. O, der Schande! Eitles Bemühen! er wird seinen Richtern nicht entgehen. Ebenso wenig die anderen Empörer, die Preußens Unterthanen, ihres Königs getreue Kämpfer offen bekriegt haben und uns in die Hände gefallen sind. Leider sind unsere Juristen ein wenig langsam. Die Masse der Gefangenen ist zu groß; sie betrug anfänglich mehrere Tausend und wir haben bei unseren Armeecorps nur drei Auditeure!

Man hat sich daher darauf beschränken müssen, zu sichten, die Schafe von den Böcken zu sondern; unter die Ersteren rechne ich die Mitglieder des meist gewaltsam aufgehobenen ersten Aufgebots, welche nicht mit den Waffen in der Hand auf dem Schlachtfelde ergriffen worden sind; Alle solche sind und werden freigelassen, denn wollte man sie Alle nach der Strenge des Gesetzes strafen, so würde das ganze Land eine Schlachtbank. Dann kommen die badischen Soldaten, die als Ueberläufer oder Kriegsgefangene wieder verschieden behandelt werden müssen. Nur die Rädelsführer werden erschossen. Die Kategorie der Fremden wird diesem Schicksal nicht entgehen, dies aber glaube mir, ist der schwerste Theil unserer Aufgabe, wir werden ihn jedoch gleichfalls zu lösen wissen, allen entgegenstehenden Hindernissen und Schwierigkeiten zum Trotz.

Den 10. Erst muß ich Deine Besorgnisse beseitigen

und die falschen Gerüchte zerstreuen. Der General (v. Hirschfeld) ist so munter, daß es zum Verwundern und Vielen zur Beschämung ist; immer fast der Erste des Morgens auf, macht er alle Bewegungen zu Pferde mit, und Abends, wenn er längst im Quartier sein könnte, hält er sich, oft ohne augenfälligen Grund, noch stundenlang bei den Truppen auf, hat immer vortrefflichen Appetit, schläft so gut, wie das in seinen Jahren möglich ist, und ist immer, wenn Zeit vorhanden, noch zu besonderen Excursionen bereit. Seine große Ruhe und Gelassenheit im Augenblick der Gefahr imponirt Offizieren und Soldaten, seine große wahrhaft väterliche Sorgfalt für die letzteren bringt ihm manches Hurrah ein. Sein Sohn „der Junge" ist seit dem 23. bei uns Ordonnanzoffizier, thut seine Schuldigkeit im vollsten Maße und ist seiner liebenswürdigen Bescheidenheit wegen allgemein beliebt. Unser guter H. spricht für sich selbst. Major von Frobel ist wohl auf, sein Bataillon hat sich, wie die rheinischen Truppen überhaupt, namentlich das Füsilier-Bataillon 29. Inf.-Regts. unter Wangenheim (jetzt Commandant von Freiburg) ausgezeichnet. Das 25. Inf.-Regt. hat sich am 30. bei Rauenthal vortrefflich geschlagen und 60 Todte und Verwundete geholt. Schlegel, der dabei steht, ist gesund, der brave Hauptmann von Hain ist leider todt; auch Bieberstein ist gesund und hat sich ausgezeichnet, wie denn alle Offiziere ohne Ausnahme sich durchaus rühmlich gehalten haben. — Daß Du die Kadetten nicht kommen läßt, thut mir doch etwas weh, ich hatte schon den abenteuerlichen Traum geträumt, Dich mit ihnen herkommen zu lassen, ich sage geträumt, denn es wäre doch bedenklich, die kleinen Würmer längere Zeit allein zu lassen. Aber zum Schluß: der Unteroffizier, der Dir den Brief bringen soll, mahnt mich; herzlichste Grüße, Dir, unseren Kleinen, und all den Freunden.

Nachschrift. Schick mir die Kreuzzeitung.

Den 13. Da die Geschäfte jetzt einen langsameren Gang zu gehen anfangen, so können auch meine Mittheilungen in eine geordnetere Bahn kommen, es ist mir sehr erwünscht, wieder mehr mit Dir und mit meinem Hause zu verkehren und den mir so sehr fehlenden persönlichen Umgang einigermaßen durch den schriftlichen zu ersetzen; höre ich doch aus unsern vier Wänden zum Glück meist Erfreuliches, während die öffentlichen Ereignisse unserer Tage leider meist aufs trübe zugeschnitten sind.

Den 14. Unsere besten Vorsätze scheitern leider oft genug an der eigenen Schwachheit, und an der Gewalt der Umstände! Der General ließ mich gestern zu einem Spazierritt abrufen, wir haben wieder ein gut Theil dieser herrlichen Gegend gesehen. Ach Anna, wie wunderschön ist dieses Land! könnt' ich es Dir doch zeigen!

Wir leben hier in der alten Ungewißheit und Unthätigkeit mechanisch weiter. Nicht, daß es an Schreiberei mangelte, ach nein! daran ist wenigstens für mich Ueberfluß; aber ungewiß sind wir, weil wir nicht wissen, was uns die nächste Zukunft Bedenkliches bringen wird; da noch sehr viel zu ordnen und zu regeln bleibt und die organisirenden Kräfte augenscheinlich zu schwach und ungenügend sind, unthätig, weil eben kein bestimmter Weg bezeichnet ist, der einzuschlagen wäre, den man inzwischen anbahnen und ebnen könnte, um nachher leichtes Fortkommen zu finden. Unthätig sind wir namentlich in Bezug auf Handhabung der Gerechtigkeit, da man uns in B. die Handhaben selbst vorenthält, namentlich das nöthige Justizpersonal, um die schwebenden Processe so schnell wie möglich zu dem Ende zu führen, welches die Herstellung des Rechtsbewußtseins in diesem durch und durch unterwühlten Volke anbahnen könnte, und die wenigen Justiz=

Personen, die man uns zugewiesen, sind zum großen Theil unbrauchbar; nun helfen wir uns zwar durch Heranziehung der Justiz-Beamten, die sich zufällig unter den Landwehr-Officieren befinden, und ich denke, ja ich muß hoffen, daß es nun endlich zu einer oder der andern Execution kommen wird. Die für Kinkel in Umlauf gesetzten Petitionen sind hier angelangt und natürlich ad acta gelegt worden. Andere Saumseligkeiten finden in Bezug auf Rastatt statt, wo man, nach meiner bescheidenen Meinung, weder energisch, noch überhaupt zweckmäßig aufgetreten ist. Statt den Platz eng einzuschließen und auf kurze Distance mit Wurfgeschossen zu überschütten, bleibt man fast über eine halbe Meile von demselben ab und verschwendet die kostbare Munition auf Entfernungen, wo gar keine Wirkung zu erwarten ist. Natürlich wächst den Belagerten drinnen der Kamm und Europa hohnlacht; zudem verweigert das Ministerium die Mittel zur förmlichen Belagerung aus financiellen Rücksichten, und man weiß doch nicht, ob wir nicht genöthigt sein werden, unsere Streitkräfte bald in andern Richtungen zu verwenden.

Wir sind so rührig wie möglich, um das Land in Ordnung zu bringen. Starke mobile Colonnen durchziehen dasselbe in allen Richtungen, entwaffnen die Gemeinden, arretiren die Wühler, fangen die noch einzeln sich herumtreibenden Aufrührer ein; die Waffenvorräthe, die Gefangenen häufen sich in fast beunruhigender Weise, aber das reiche Land verarmt schließlich doch und schon jetzt setzt uns manchmal an einigen Orten die Verpflegung unserer Truppen in Verlegenheit. Die nahe Ernte wird dem abhelfen. Dagegen sehe ich kein Mittel, um dem sittlichen Bankerott abzuhelfen, infolge dessen die Meuterei von Neuem in helle Flammen ausbrechen wird, sobald wir das Land verlassen. Die fast drohende Sprache Oesterreichs und Baierns gegen uns, die gänzliche Auflösung

des Bundes oder des Reiches, die vielleicht bald eintretende Nothwendigkeit energischer Maßregeln gegen die eigenen Provinzen, die dänische Frage u. s. w., alle diese Verhältnisse verdunkeln unsere Zukunft in einem Grade, daß man für das eigne Haus und eigne Behagen nichts mehr zu beschließen wagt. Wir sind jetzt genöthigt, eine Division unserer Armee nach dem Norden zu schicken, die Garnisonen von Karlsruhe, Mannheim und Mainz zu verstärken; auch eine Expedition nach den hohenzollernschen Staaten steht uns in Aussicht. Da ist es denn sehr erwünscht, daß das Peuckersche Reichs-Corps sich nächstens auflösen und unserm Armeecorps einverleibt werden wird, d. h. die Mecklenburger, Nassauer und ein Theil der Darmstädter, während die Württemberger, Bayern, Churhessen und Frankfurter nach Haus geschickt werden. Peucker wird dann Chef des Stabes beim Prinzen von Preußen. Diese Stelle war bisher nicht besetzt; Major Kirchfeld fungirte als solcher. Alle Bekannte sind gesund; der Prinz v. Pr. geht auf einige Tage vor Rastatt, um dort Façon zu machen. Sobald er zurück, wollen wir auf einige Tage nach dem Süden; der General hat hier lange Weile, wir machen daher täglich Partien und er fängt jetzt auch an davon zu sprechen, „seine Familie heranzuziehen“; ich hoffe mit Bestimmtheit, Dir nächstens dasselbe von mir mittheilen zu können; gestern waren wir in Hochberg, drei Stunden von hier, eine schöne Ruine, von deren Thurm wir eine wundervolle Aussicht hatten. Du fehltest mir wieder, Du fehlst mir immer, besonders in dieser schönen Gegend.

Freiburg, den 24.

Heut am Geburtstage unsres lieben Arnold, muß ich Dir doch einige Worte sagen. Zuerst meinen innigen Dank für Deine lieben Zeilen vom 22., die ich gestern am 23. Abends hier vorfand, (die Feldpost macht sich), als ich mit dem Ge-

neral von einer längeren Landparthie heimkehrte. — Bevor ich Deine lieben Zeilen beantworte, muß ich Dir noch geschwind sagen, daß, nach glaubwürdigen, wenn auch noch nicht officiellen Nachrichten, Rastatt gestern Abend in unsre Hände gefallen ist. Nähere Details fehlen noch. — Später: Rastatt ist über. Eben kommt der officielle Bericht. Es hat den Anschein, als werden wir hier bleiben, ich fange schon an, mich mit dem Gedanken, an ein hiesiges Quartier zu beschäftigen; freilich würdest Du Dich hier auf ein Nomadenleben gefaßt machen müssen, was bei der großen Kinderzahl auch seine großen Schwierigkeiten haben würde; aber soll man denn wegen des badischen demokratischen Gelichters auf jede häusliche und Familien-Gemüthlichkeit verzichten? Ich denke, ein Soldatenleben, wie es die österreichischen Officiere führen, müßte für einige Zeit auch seine Reize haben. Inzwischen beschäftigten sich meine Gedanken viel damit, Dich auf einige Zeit zum Besuch hierher einzuladen, wie es schon S. und andre Freunde mit ihren Frauen gethan. Du könntest Dich selbst an Ort und Stelle orientiren; freilich ist ja noch nicht gesagt, daß das Hauptquartier gerade hier, in Freiburg bleiben werde. — Neue Schwierigkeiten und Verwickelungen bringt uns das Betragen der Schweiz, welche nicht nur neuerdings die Ausweisung der Demokratenführer und die Auslieferung der badischen Waffen und Geschütze verweigert, sondern auch eine allgemeine Amnestie für sämmtliche Vagabonden verlangt und 68000 Mann, ihr ganzes erstes Aufgebot, einberufen hat. Das ist nun zwar eine große Lächerlichkeit; immerhin erwachsen uns aber daraus neue Ungewißheiten und Wirrsale, angesichts derer kein vernünftiger Hausvater Pläne für seine nächste Zukunft machen kann. Gott bessre es! Wir haben in der letzten Zeit viele Coblenzer hier gesehen, welche Wißbegierde (?) hiehergeführt hatte; nun sie konnten ja mit den

neusten Neuigkeiten über Rastatt beladen, heimkehren. Lord E. hat Stoff auf einige Zeit eingesammelt.

Oberst von Kusserow setzt morgen seine beiden Bataillone, 2 Schwadronen und 4 Geschütze in Bewegung, um die hohenzollernschen Fürstenthümer, deren Souveränität an den König übergegangen ist, zu borussificiren. Neue Verlegenheiten, aber Gott wird durchhelfen.

Den 31. Ich halte es doch für das Beste, die Wohnung zu kündigen; inzwischen richte Dich immer einigermaßen darauf ein, nächster Tage, wenn auch nur für kurze Zeit, hierher abzureisen. Ueberlege Dir, ob, und welches von den Kindern Du mir mitbringen willst. Wie oft wünsche ich Dich an meine Seite, wenn ich diese herrlichen Gegenden schaue! Unsern Ausflug nach der Schweizer Grenze haben wir noch immer nicht gemacht. In einigen Tagen reist der Prinz von Preußen dahin ab, dann kann der General natürlich nicht fort. — Der Prinz von Preußen ist immer in gleicher Weise gnädig gegen mich. Wo er mich sieht, ist er freundlich, giebt mir jedesmal die Hand, hört gelegentlich gern meine Meinung u. s. w., obgleich mein Betragen gegen ihn nichts weniger als höfisch ist; Du weißt, das liegt nicht in meiner Art, sondern stramm, männlich und ehrerbietig, wie sichs gebührt. Viele Freude macht es mir zu sehen, wie zutraulich oft mein junger Herr (Prinz Friedrich Carl) jetzt gegen den alten Mentor ist. Er überhäuft mich mit Einladungen, erwähnt meiner gegen seine Gäste ganz besonders anerkennend. Die kurzen Kriegserfahrungen haben ihm mächtig gut gethan. Seine Wunden sind bald geheilt, und der Verlust seines „Freundes Bussche“ ist ihm sehr nahe gegangen.

Die Generale von Hirschfeld, von Scharnhorst, von Holleben haben soeben den rothen Adlerorden 1. Kl. mit Schwertern bekommen.

Zum Schluß noch eine sehr wichtige Nachricht: Dortu ist heute Morgen um 4 Uhr, in Folge kriegsgerichtlichen Erkenntnisses, erschossen worden; sein politischer Wahnsinn hat, wie es scheint, ihm mit Anstand hinüber geholfen, ein Dienst, den ihm seine ganz verkommene Gesinnung nicht hätte leisten können. Ich schicke Dir Abschriften einiger Briefe seiner Eltern, die offenbar an seiner vollkommenen Verirrung, mithin auch an seinem Tode, schuld sind. Ebenso Abschrift seines letzten Schreibens, das in der That von einem wahnsinnigen Fanatismus und grenzenloser Selbstüberschätzung Zeugniß giebt. Du darfst diese interessanten Schriftstücke unseren Freunden mittheilen, doch dafür sorgen, daß sie nicht in die Oeffentlichkeit kommen.

Den 2. August. Heute habe ich einen merkwürdigen Besuch gehabt, der mir freilich peinlich genug war — Frau Kinkel. — Sie war, mit sichtlicher Anstrengung zwar, aber sehr gefaßt; sie suchte beim General H., durch mich, Gnade! — Gegen Frauen kann man nicht hart sein, aber Trost konnte ich ihr auch nicht geben, sondern nur den Rath, den wahrscheinlich vergeblichen Schritt zu thun, sich an die Gnade des, gerade von ihr und ihrem Mann in Schrift und Wort so viel geschmähten Königs zu wenden. Heute wird übrigens Kinkel schon nach Rastatt gebracht, morgen wird wahrscheinlich Kriegsgericht gehalten werden, die Bestätigung durch den General am 4. oder 5. und die Vollstreckung muthmaßlich sehr bald darauf erfolgen [1]).

---

[1]) Kinkel floh bekanntlich aus Rastatt, und kaum in England angekommen erschien in einem, auch während des ganzen Aufstandes in Baden von ihm, richtiger seiner Frau, redigierten Blatt ein heftiger Artikel nach dem andern, sowie ein von Geist und Witz sprudelndes Gedicht, voll Spott und Hohn auf „die Wächter Kinkel's".

Den 5. Heut, am Geburtstag Deiner lieben Mutter, muß ich Dir meine Glückwünsche für sie ausdrücken, Gott erhalte sie uns noch lange! — Davon könnte ich lieber sprechen, als von unserm Wiedersehen. Es gewinnt den Anschein, daß der General und demnach auch ich nach Coblenz zurückkehren, (was mir natürlich das Liebste wäre), in diesem Falle würde ich Dich nun doch einladen, mich von hier abzuholen. Man hat davon gesprochen, daß General von Schreckenstein das hiesige Commando übernehmen soll, auch der General H. spricht öfter von der Heimkehr. Wollen wir die gute Jahreszeit noch benutzen, so mußt Du bald abreisen, Du weißt, wir wohnen in der Commandantur, der General hat mir einige Zimmer für Dich angeboten; es ist ein hübsches Haus von zwei Etagen, außer uns wohnt nur noch Lieutenant K., Adjutant des General-Commandos, darin, desgl. die Bureaux. Die Lage des Hauses ist sehr hübsch, an einem großen, freien Platz, auf der Rückseite ein schöner, großer Garten. Du müßtest Dich entschließen, am 15. mit A. abzureisen. Richte Dich nur auf einige Wochen ein. Die jüngeren Kinder sind unter M.'s treuer Obhut wohlgeborgen. Bringe nur gutes Wetter mit, dann will ich Dir, soviel wie möglich, von der schönen Gegend zeigen. Ich habe 9 Pferde im Stall, habe bereits einen Wagen gemiethet und unser lustiger Ordonnanz-Offizier v. K. ist immer zu allen möglichen Partien aufgelegt. Glücklich, wenn er selbst den General und mich in der schönen Gegend umherfahren darf. Ich würde Dir rathen, am 15. früh per Dampfschiff nach Mainz zu reisen, am 16. über Frankfurt nach Heidelberg, woselbst ich Dich in Empfang nehmen und mit meinen eigenen Pferden, nach Besichtigung des Schlosses 2c., hierher führen würde. Unsere Wohnung ist hübsch und geräumig genug, um Dich und eine oder ein paar unsrer lieben Krabben beherbergen zu können.

Den 10. Heut früh ist Prinz von Preußen abgereist nach Carlsruhe, um einige Tage dort zu residiren, bis am 18. dieses Monats S. K. H. der Großherzog seinen feierlichen Einzug halten wird. Dies macht einen dicken Strich durch meine, Dir vorgestern mitgetheilten Pläne, denn der General muß an diesem Tage auch in C. sein, und ich werde ihn wahrscheinlich begleiten müssen. Soeben erhielt ich Deinen l. Brief, nachdem ich nochmals Alles erwogen, bleibt es dabei, daß Du am 15. abreisest und wir uns am 16. in H. oder C. wiedersehen. — — —"

Es folgen jetzt nur noch einige Anordnungen in Bezug auf die zurückzulassende Häuslichkeit und die Reise seiner Frau. — Das Wiedersehen erfolgte am 16. August 1849, und die Gatten (nebst ihrem Sohne Arnold) verlebten damals einige köstliche Wochen in dem schönen Freiburg.

Nach Beendigung des Feldzuges verblieb in Baden nur ein kombiniertes Armeekorps unter Befehl des Generalleutnant Roth von Schreckenstein. Die übrigen Truppen marschierten in die Heimat zurück.

Major von Roon übernahm daher im Herbste 1849 wieder die Funktionen als Chef des Generalstabes des achten Armeekorps. Er war glücklich, daß somit sein dienstliches Verhältnis zum General von Hirschfeld bestehen blieb — dessen treffliche militärischen Eigenschaften und ganze Persönlichkeit er während des Feldzuges erst recht hoch schätzen gelernt hatte.

Ebenso vermehrten sich die dienstlichen und außerdienstlichen Beziehungen zu Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen von Preußen, da dieser, nach dem Feldzuge in Baden zum Militärgouverneur für Rheinland und Westfalen ernannt, seine dauernde Residenz in das Schloß zu Koblenz verlegt hatte. Es war eine politisch schwer bewegte Zeit. Es ist auch kein

Geheimnis, daß der damalige Prinz von Preußen in jenen Jahren die schwankende Haltung der Regierung namentlich in den deutschen Angelegenheiten und auf dem auswärtigen Gebiete entschieden mißbilligte. Zu dem vertrauten Kreise, welchen er an seinen politischen und militärischen Sorgen teilnehmen ließ, gehörten neben dem geistvollen General von Griesheim, damals Kommandant von Koblenz, auch Kirchfeldt und Roon; ferner Oberstleutnant Fischer, seit sich dieser mit dem jungen Prinzen Friedrich Wilhelm auf der Universität Bonn befand, von wo er häufig nach Koblenz herüber kam, und später Gustav von Alvensleben, der langjährige Adjutant des Prinzen [1]).

Alle diese Männer waren untereinander in herzlicher Freundschaft verbunden und vor allem einig in dem heißen patriotischen Streben, die heillose Unklarheit der öffentlichen Zustände, welche infolge der Uneinigkeit und Unentschiedenheit der maßgebenden Regierungskreise noch immer andauerte, durch den Einfluß des von ihnen so hoch verehrten Prinzen von Preußen zu beenden und zugleich die gründliche Revision der deutschen Bundeskriegsverfassung, eine Auseinandersetzung mit Oesterreich — sowie eine heilsame Reform der preußischen Heeresorganisation herbeizuführen.

Die politischen Gegensätze innerhalb Deutschlands hatten sich inzwischen im Laufe des Jahres 1850 immer mehr verschärft. Ein Krieg Preußens gegen die verbündeten Staaten Oesterreich, Bayern und Württemberg schien unvermeidlich. Am 6. November 1850 wurde die allgemeine Mobilmachung der Armee befohlen. Dieselbe konnte beim achten Armeekorps nur mit ganz besonders erhöhten Schwierigkeiten ausgeführt werden, da der größte Teil der Linientruppen zu den Korps

---

[1]) später Generaladjutant des Königs Wilhelm, im Kriege 1870/71 Kommandierender des vierten Armeekorps.

in Baden und Kurhessen abkommandiert war; sie erforderte daher Roon's ganze rastlose Arbeitskraft. Außerdem aber wiederholten sich bei dieser Gelegenheit im ganzen Lande die schon in den Jahren 1848 und 49 bei den partiellen Mobilmachungen gemachten üblen Erfahrungen, welche oben erwähnt wurden, in traurigster Weise und in sehr viel größerem Maßstabe. Mit Beklemmung denkt noch heute jeder alte Offizier an die grenzenlose Verwirrung während jener Mobilmachung, welche die Fehler der vaterländischen Heeresverfassung und die dringende Notwendigkeit durchgreifender Reformen — nun aller Orten — in erschreckender Klarheit darlegte, wenn man auch sorgsam bestrebt war, dieselbe nach außen hin möglichst zu verbergen.

Es ist bekannt, daß es nicht zum Kriege kam, sondern daß jener Mobilmachung nur der schwere Gang nach Olmütz und — Bronzell folgten.

Roon selbst hat über die jeden Patrioten tief erschütternden Erlebnisse und Wirren jener Monate keine Aufzeichnungen hinterlassen. Es fehlte ihm damals natürlich die Zeit, auch nur einen Brief zu schreiben. Ueber die in Koblenz und in dem vertrauten Kreise des Prinzen von Preußen herrschende Stimmung erhalten wir indessen Aufschluß durch die von Roon's Frau in ihre Heimat gesandten Briefe.

„Soll ich mich noch auf das politische Feld begeben? (schreibt sie z. B. am 20. November 1850) — ich wage es nicht, es führt zu weit, wollte ich Euch die Spannung, in der wir fortwährend leben, jeden Tag neue Ereignisse erwartend, den Zustand zwischen Furcht und Hoffnung schildern — ich würde Bogen vollschreiben können. Was werden die nächsten Tage bringen, was werden die Kammern beginnen, was wird ihnen der König sagen? Wird sich das Ministerium den Kammern gegenüber halten? .... Es ist, nachdem man Ge-

naues über den Ministerrath vom 2. dieses Monats hört, unbegreiflich, daß der König nicht augenblicklich Manteuffel und Stockhausen entließ. Aber was ist bei uns nicht Alles geschehen und geschieht noch! — Die Geschichte mit dem Prinzen und dem Degen ist, mit Ausnahme des letzteren, wahr; das heißt der Prinz hat im höchsten Unmuth, nachdem er die längste Zeit die Scheingründe gegen den Krieg, welche Manteuffel, Stockhausen und Gerlach entwickelten, mit der heftigsten Unruhe angehört, gesagt: Nein, das kann ich nicht mehr mit anhören, da will ich ja lieber gleich meinen Abschied nehmen! — Darauf hat er sich wieder hingesetzt, an seinem Handschuh gepflückt und zähneknirschend die Geduld des Königs bewundert (der auf seiner Seite war, bekanntlich), während Manteuffel fortwährend von dem Schrecken eines Bruderkrieges, von unserm wahrscheinlichen Unvermögen, den Krieg siegreich zu führen rc. doziert. Endlich sagt Stockhausen (der Kriegsminister!!) „Und es ist auch noch sehr die Frage, ob unsere Armee sich gegen die Oesterreicher schlägt!“ Bei diesen Worten springt der Prinz auf . . und widerspricht im Namen der Armee einer derartigen Annahme in sehr heftigen Worten. Hierauf stürzte er hinaus, fiel seinem Adjutanten um den Hals und sagte schluchzend: „Es ist Alles verloren — mit den Männern da drinnen ist nichts zu machen!“ — Wie die Dinge wenige Tage nachher die andere Wendung genommen (da dennoch mobil gemacht wurde), darüber schwebt noch ein Dunkel; es hat sich Alles wieder planirt. — Es ist kaum zu glauben und doch wahr! Und welche Rolle spielt bei allem diesem unser theurer König! Ach, es könnte einem das Herz abdrücken! Man hört jetzt schon wieder allerlei munkeln von Gewissensbissen wegen des Mobilmachungsbefehls. Und wenn es auch nicht wahr ist, so zeugt es doch deutlich von dem allgemeinen und gerechtfertigten Mißtrauen.

Daß Graf Brandenburg mit und aus den heftigsten Gewissensbissen, und gewiß mit tiefem Schmerze, erkrankte und starb, bezeugten seine Phantasien, die furchtbar gewesen sein sollen. — — —“

Bekanntlich wurde die Demobilmachung der Armee schon im Januar 1851 befohlen.

Zehntes Kapitel.

In den letzten Tagen des Jahres 1850, noch bevor die Demobilmachung der zur Zeit noch auf dem Kriegsfuße befindlichen Armee befohlen worden war, trat für den (am 26. September) zum Oberstleutnant beförderten Roon ein entscheidender Wechsel in seiner militärischen Laufbahn ein: Ganz unerwartet wurde er, durch Allerhöchste Ordre vom 26. Dezember 1850, zum Kommandeur des 33. Infanterie(Reserve)-Regiments ernannt.

Als eine Auszeichnung konnte dies unter obwaltenden Verhältnissen nun freilich nicht angesehen werden! Die Veranlassung zu dieser Versetzung wurde in dienstlichen Differenzen gesucht, welche im Herbste 1850 zwischen dem Generalkommando des achten Armeekorps und dem Kriegsministerium entstanden waren, und wegen deren Roon angeblich geopfert wurde.

„Wir wurden (so schreibt seine treue Gattin am 31. Dezember) heute früh um ½7 Uhr durch die Ankunft eines Kabinets-Schreibens geweckt, welches Albert zum Kommandeur des 33. Infanterie (Reserve) - Regiments in Thorn!! ernennt. Was soll ich noch hinzufügen? Diese Ernennung ist ein Ausdruck der höchsten Ungnade des Kriegsministers; denn daß der König persönlich dabei nicht betheiligt ist, darf mein Mann

bestimmt annehmen. . . . Er war Herrn von Stockhausen durch eine würdige, feste Opposition gegen alle unvernünftigen Maßregeln, die in seinem Wirkungskreise angeordnet wurden, entgegengetreten, und zwar immer in den dienstlichen Schranken der nöthigen Subordination. Ein Mann, dem also auf andere Weise nicht beizukommen war, der mußte beseitigt, unschädlich gemacht werden; und wie konnte er empfindlicher gestraft werden, als wenn man ihn in die entlegenste Ecke der Monarchie schleudert, ihn aus dem mobilen Zustand herausreißt, ihm ein Reserve-Regiment von nur 2 Bataillonen giebt, ihn also auch für den Fall eines Krieges nöthigt, still in seiner Ecke liegen zu bleiben[1]). — — Nun muß ich Dir aber auch sagen, wie trefflich sich mein kreuzbraver, redlicher, prächtiger Mann auch bei diesem Anlasse wieder zeigt. Er fühlt das ihm angethane Unrecht tief, aber er murrt nicht und klagt nicht. Er sagt: ich folge meinem Könige, wo er mich hinschickt, und werde ihm auch dort treu dienen, wenn ich auch meine Kräfte gern in einem anderen, größeren Wirkungskreise benutzte. Gott wird schon wissen, wozu es gut ist, daß er mich dorthin gehen läßt; er glaubt, und ich mit ihm, daß ihm auch menschlicher Haß und Mißgunst zum Besten dienen können. . . . Jetzt eben rief er mich . . . um mir zu sagen, daß er nun ganz fertig damit sei, daß er gern hingehe, und daß er die ihm dort werdende Zeit und Gelegenheit recht ausbeuten werde, um sich in den praktischen Dienst hineinzuarbeiten. . . . Es ist vielleicht nicht gut, daß ich unter dem ersten Eindrucke des Ereignisses schrieb, und doch war es mir Bedürfniß, mich nur gegen Euch so auszusprechen. Hier wird natürlich Niemand eine Klage von uns hören. Dazu sind wir zu

---

[1]) Die damaligen „Reserveregimenter" waren für den Kriegsfall sämtlich zu Festungsbesatzungen designiert.

stolz! Wie lieb ist es mir für Albert, daß der Prinz und Griesheim noch hier sind! ...."

Nach kurzem Aufenthalt in Berlin und einem Abstecher nach Schlesien, wobei er unter anderem seine beiden ältesten Söhne, Kadetten in Wahlstatt, inspizierte, traf Roon am 25. Januar 1851 in Thorn ein. Seine erste Thätigkeit war, da inzwischen die Demobilmachung befohlen war, das Regiment auf den Friedensstand zurückzuführen. Bereits im nächsten Monate wechselte das Regiment übrigens die Garnison, da es nach Königsberg verlegt wurde. Durch Fußmarsch, bei 14 bis 16 Grad Kälte und oft ungestümem Schneewetter ausgeführt, wurde am 10. und 12. März die alte Krönungsstadt erreicht.

Wohlgemut und mit dem größten Eifer widmete sich Roon nun dem praktischen Dienste und der seinem kräftigen Wesen bald sehr wohlthuenden, frischen Thätigkeit. Dieselbe wurde gänzlich der Ausbildung des Regiments und dem Wohle seiner Untergebenen gewidmet. Auch verkannte Roon keineswegs, daß der eingetretene Wechsel seiner dienstlichen Stellung für seine eigene militärische Zukunft manches Gute hatte. War er doch seit etwa zwanzig Jahren, bis auf kurze und nicht verantwortungsvolle Dienstleistungen, dem Frontdienste fern geblieben, und manche Lücken mußten auf diesem Gebiete ausgefüllt werden. Indessen bot dies gerade für seinen kernigen, mannhaften Charakter und für seine stets auf das Praktische gerichteten persönlichen Neigungen keine besonderen Schwierigkeiten. Bald war er nicht nur ein sehr angesehener und tüchtiger, sondern auch ein selbst von seiner Stellung begeisterter Regimentskommandeur. Der direkte persönliche Verkehr mit so vielen Untergebenen, die an seinen Augen hingen, that seinem Soldatenherzen wohl. Oft hat er in späteren Jahren und in den wichtigsten Aemtern es betont, daß auch

ihm die Stellung als Regimentskommandeur von allen die größte innere und militärische Befriedigung gewährt habe.

Freilich blieben ihm infolge der neuen großen Versetzung auch noch andere, recht erhebliche äußere Sorgen nicht erspart. Zum zweiten Mal mußten die Möbel am Rhein verkauft werden (bis auf einige Lieblingsstücke), denn an Mitnehmen der Sachen von Koblenz nach Königsberg war bei den damals gänzlich unzureichenden Umzugsentschädigungen und den großen Kosten, welche ohnehin durch die Reise der zahlreichen Familie entstanden, nicht zu denken. Indessen mit einem wohlgemuten „Thue recht — Gott hilft!" kam er auch über diese Schwierigkeiten hinfort, zumal die guten Freunde sich auch hierbei bewährten [1]. —

Sehr erleichtert wurde ihm die neue Existenz in Königsberg durch das sehr wohlwollende Entgegenkommen des edlen Generals Grafen zu Dohna, der damals als kommandierender General nicht nur das erste Armeekorps, sondern in gewisser Beziehung die ganze Provinz regierte. Der ersten altpreußischen Familie entsprossen, hatte sich derselbe durch sein ehrwürdig festes Wesen und durch die mit Ruhe und Jovialität verbundene Energie, mit der er im tollen Jahre die wüste Demokratie der Pregelstadt in ihre Schranken gewiesen hatte, alle Herzen erobert. Er zeigte dem jungen Regimentskommandeur das größte Vertrauen, empfing ihn mit Freundlichkeit in seinem Hause und erwies ihm auch privatim manche Güte; hatte Roon es doch sogar seiner persönlichen fürsorgenden Vermittelung zu danken, daß er eine anständige und nicht allzu teuere Wohnung [2] erlangte — was schon damals in Königsberg oft große Schwierigkeiten machte.

---

[1] „Drei Versetzungen sind so gut wie einmal abbrennen", pflegte Roon zu sagen; er wurde innerhalb dreizehn Jahren (von 1846—59) achtmal versetzt, immer von einem Ende der Monarchie zum andern!

[2] in dem in der Landhofmeister-Straße belegenen Dönhof'schen Hause.

Anfang Mai konnte Roon daher seine Familie heranziehen. Aber nicht lange sollte die Freude über die neu gewonnene Häuslichkeit währen: kaum war die Einrichtung beendet, der letzte Bildernagel eingeschlagen, so verlauteten sehr überraschende Nachrichten von einer neuen Versetzung; und wirklich ging schon Ende August der Befehl ein, welcher — Köln am Rhein als Garnison für das 33. Regiment bestimmte!

Am 30. September wurden die Rekruten eingestellt, und schon am 19. Oktober trat das Regiment seinen Marsch nach dem neuen Bestimmungsorte an. — Sehr ungern und mit den ehrenvollsten Scheidegrüßen wurde es von dem kommandierenden General und allen Truppenteilen des ersten Armeekorps aus dem langjährigen Verbande des letzteren entlassen. Den würdige Graf Dohna, welcher auch hier wieder die größte Sympathie für den Oberstleutnant von Roon zeigte, hatte anfänglich den, freilich nicht begründeten Verdacht, daß Roon diese Versetzung gewünscht und — betrieben habe, um wieder in die bekannten Verhältnisse am Rhein zurückkehren zu können. Aber Roon war, wenn ihm letzteres auch nicht gerade unlieb war, doch weit entfernt gewesen, eine bezügliche Einwirkung zu versuchen; er würde sich vielmehr zweifellos sehr bald und gern auch in Königsberg eingelebt und wohlgefühlt haben. Die Versetzung des Regiments war vielmehr die Folge einer allgemeinen Maßregel. Die sämtlichen Reserveregimenter (Nr. 33 bis 40) wurden nämlich damals im westlichen Deutschland versammelt und als Besatzungen in Köln, Trier, Luxemburg, Mainz, Saarlouis &c. verwendet.

Den Weg bis Bromberg hatte das Regiment wieder durch Fußmärsche zurückzulegen. Dieselben wurden gleichzeitig zur Beschleunigung der militärischen Erziehung der jungen, noch ungedrillten Rekruten verwertet. Von Bromberg an ward

die Eisenbahn benutzt. Am Vormittage des 30. Oktober kam das Regiment in Berlin an und wurde auf dem Stettiner Bahnhofe von des Königs Majestät besichtigt. Die Stabsoffiziere und Hauptleute wurden zur königlichen Tafel gezogen. Am 1. November erreichte das Regiment seine neue Garnison Köln und trat an diesem Tage in die Reihen des achten Armeekorps. Es wurde der vom General von Schack befehligten 15. Division und der 30. Infanteriebrigade zugeteilt.

Dank dem unermüdlichen Eifer des (am 2. Dezember 1851 zu dieser Charge beförderten) Oberst von Roon errang das Regiment auch in diesem neuen Verbande binnen kurzem eine ehrenvolle Stellung. Es lebte sich in der neuen Garnison und den gegen früher vielfach veränderten Verhältnissen schnell ein, und ebenso verstanden es die strammen Söhne Ostpreußens, sich die Zuneigung der rheinischen Bevölkerung zu erwerben.

Am 27. März 1852 wurde das Regiment zum ersten Male im achten Armeekorps besichtigt: Oberst von Roon hatte die Ehre, dasselbe Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen von Preußen — als dem Militärgouverneur der Rheinlande — auf dem Neumarkte in Köln in Parade vorzuführen und Höchstdessen Zufriedenheit zu erwerben. Auch bei allen späteren Besichtigungen, größeren Uebungen 2c. wurden dem Regiment und seinem Kommandeur volle Anerkennung zuteil. Nicht nur für das Ansehen seiner Truppe, sondern auch für Roon selbst und sein persönliches Verhältnis zu dem Prinzen von Preußen war dies von der größten Wichtigkeit: Dieser erlauchte Führer legte mit Recht auf die praktischen Leistungen seiner Stabsoffiziere im Frontdienst das größte Gewicht; und daher steigerte sich das gnädige Vertrauen, mit welchem er Roon infolge seiner Tüchtigkeit im Generalstabe beehrt hatte, nun noch sehr erheblich auf Grund der hervorragenden Leistungen desselben als Regimentskommandeur, welche der Prinz sehr häufig per-

sönlich und als kompetentester Richter während einer Reihe von Jahren zu prüfen, respektive zu beobachten Gelegenheit nahm.

Eine interessante Episode aus dieser Zeit seines Aufenthaltes in Köln bildete für Roon das Kommando zur Begleitung seines alten kommandierenden Generals von Hirschfeld, als dieser im königlichen Auftrage im Sommer 1852 den Prinzen Louis Napoleon Bonaparte — der sich einige Monate zuvor zum Präsidenten der französischen Republik aufgeschwungen hatte — an der Grenze zu begrüßen hatte.

Bei Schilderung dieser Reise folgen wir abermals den darüber von Roon gemachten, vom 24. Juli 1852 datierten Aufzeichnungen.

General von Hirschfeld, in dessen Gefolge sich außer dem Oberst von Roon noch drei jüngere Offiziere befanden, verließ am 15. Juli Koblenz und traf am 17. Juli — über Saarbrück und Metz — in Nancy ein. Von dem Präfekten des Meurthe-Departements und dem in Nancy das Kommando führenden General auf dem Bahnhofe empfangen, wurde General Hirschfeld in glänzender Equipage nach dem im bischöflichen Palaste vorbereiteten Quartiere geleitet, woselbst sogar eine Grenadierkompagnie als Ehrenwache für ihn aufgestellt war.

Am selben Abend noch verkündeten Kanonendonner und Glockengeläute den Einzug des Prinzpräsidenten in die in größter festlicher Aufregung befindliche Stadt. Die preußischen Offiziere konnten vom bischöflichen Palaste aus den glänzenden, ja pomphaften Aufzug beobachten. Ihn eröffneten zwei Züge Jäger zu Pferde, darauf folgte ein Zug Gendarmen, dann der von acht Schimmeln gezogene offene Wagen des Präsidenten, zu dessen Seiten der Präfekt und der Kommandeur der Militärdivision ritten. Sowohl der Prinz-Präsident als der neben ihm sitzende Kriegsminister St. Arnaud waren in

Gala. Von Zeit zu Zeit setzte sich der erstere, meistens aber erwiderte er die lebhaften Zurufe „Vive Napoléon“ stehend und mit Entblößung des Hauptes.

„Nach Empfang der Behörden ꝛc. wurden wir eingeladen, auf der Präfektur zu erscheinen, und dort durch den Minister des Auswärtigen dem Präsidenten vorgestellt. General von Hirschfeld redete ihn deutsch mit kurzen Worten an: daß er sich auf Befehl seines Königs und Herrn hier befinde, um dem Präsidenten der französischen Republik bei dieser Gelegenheit Achtung und Theilnahme der preußischen Regierung zu versichern. — Der Prinz antwortete, ebenfalls in deutscher Sprache (mit geringem Schweizer Dialekt), mit dem Ausdruck des Dankes für diese Aufmerksamkeit des Königs, und lud alsdann den General nebst Gefolge ein, ihn am nächsten Tage nach Straßburg zu begleiten und auch den dortigen Festen beizuwohnen. Es folgte dann ein großes Diner in der Präfektur, an welchem theilzunehmen General von Hirschfeld und Oberst von Roon nach der Audienz eingeladen worden waren. Der General war neben dem Präsidenten, Roon zwischen dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Turgot und dem Vizepräsidenten des Senats La Crosse plaziert. Beiden Offizieren erwies man die ausgesuchtesten Artigkeiten. Den mannigfachen Versuchen des Prinzen und namentlich seiner Begleiter, politische Fragen zu erörtern, wurde indessen nur soweit nachgegeben, als es die Höflichkeit durchaus verlangte, so daß die Herren Franzosen sich bald überzeugen mußten, daß der preußische Besuch eben nur eine Höflichkeit beabsichtigte und keineswegs über Gegenstände der äußeren oder inneren Politik mit ihnen verhandelt werden sollte.

Nach der Tafel zog sich der Präsident sehr bald zurück. Im Abgehen rief er dem Oberst von Roon die für die Frau des Hauses freilich nicht sehr verbindlichen, doch hoffentlich

nicht verstandenen deutschen Worte zu: „Es thut mir leid, daß Sie so schlecht gespeist haben.““

Es folgt dann die Beschreibung des in derselben Nacht von der Stadt Nancy gegebenen Balles — von dem sich der Prinz-Präsident jedoch noch vor Mitternacht zurückzog — und der am folgenden Morgen angetretenen Fahrt nach Straßburg. Während der letzteren war — im Wagen wie im Eisenbahnkoupee — General von Hirschfeld stets zur Rechten des Prinz-Präsidenten plaziert. Die Bevölkerung begrüßte diesen überall sehr lebhaft, meist mit dem Rufe: „Vive Napoléon!“ Seltener hörte man auch: „Vive le président“ oder „Vive l'Empereur!“ Auf den Bahnhöfen ꝛc. überall die gewöhnlichen banalen Ergebenheitsversicherungen seitens der trotz des eingetretenen Regenwetters herbeigeeilten Bevölkerung, mit den Behörden, Truppen- und anderen Deputationen, Kommunalbeamten ꝛc. an der Spitze; hie und da waren auch Freudenschüsse, geworfene Blumensträuße und kleine geputzte Mädchen zu bemerken.

Ausdrücklich hebt Roon hervor, daß die deutsche Bevölkerung der Vogesen und des Elsaß nirgend in Ehren- und Freudenbezeugungen zurückblieb; sie that es in dieser Beziehung der lothringischen fast zuvor.

Während der ganzen Fahrt unterhielt sich der Präsident, soweit er nicht durch Dankesbezeugungen in Anspruch genommen war, in ruhig freundlicher Weise mit dem General von Hirschfeld über militärische Dinge und wußte mit Lebhaftigkeit seine Ansichten, namentlich über artilleristische Verhältnisse darzulegen.

An die gleichfalls unter Kanonendonner ꝛc. erfolgende Ankunft auf dem Bahnhofe zu Straßburg schloß sich die solenne Einweihung des Bahnhofes und der Eisenbahn durch den Bischof von Straßburg: es war dies der eigentliche,

offiziell genannte Zweck der ganzen Reise. Dann hielt der Präsident zu Pferde, mit großem Gefolge, unter großem Zulaufe und begeisterten Zurufen (immer Vive Napoléon!) der aufgeregten Bevölkerung seinen Einzug in Straßburg. „... Im Präfektur-Gebäude angekommen, empfing er die Autoritäten und Notablen. Alsdann defilierte dort, ungefähr 1¼ Stunden lang, der Aufzug der Landbewohner des Elsasses, die in ihren Lokal-Trachten, die Männer zu Pferde, die jungen Mädchen in festlich geschmückten Bauernwagen, bei dem Klange der gegenüber aufgestellten Musik unter dem Balkon des Präsidenten vorüberzogen und diesen durch Zurufe, Zuwinken 2c. begrüßten. Dies Schauspiel schien ihn sehr zu unterhalten, ohne daß sich dies jedoch in seiner Haltung und in seiner ruhigen, immer freundlichen Miene besonders lebhaft ausgesprochen hätte; er grüßte dann und wann mit der Hand, nickte mit dem Kopfe, zog auch wohl den Hut und bediente sich bisweilen eines der ihm zugeworfenen Boukets, um es in einen anderen, ihm besonders gefallenden Wagen hinabzuwerfen. . . .“

„Uebrigens war in dem Kostüm dieser Landbewohner wenig Originelles, wenn man nicht das sich hie und da zeigende Bestreben, durch idealisirte Trachten, die an Geßner's Daphne und Chloë erinnerten, die mangelnde Originalität zu ersetzen, dahin rechnen will. Ein mit solchen ländlichen Schönen beladener Wagen hatte das Unglück gehabt, in einem durch den Regen angeschwollenen Gebirgswasser umzuwerfen. Die Damen waren infolgedessen noch etwas nässer geworden als die übrigen, blos vom Regen angefeuchteten. Dies hatte sie aber nicht abgehalten, an dem Defiliren Theil zu nehmen. Der Präsident nahm daraus Veranlassung, dieselben zu sich zu bescheiden und mit Armbändern, Busennadeln, Ohrringen u. s. w. unter freundlichen Worten und Händedrücken zu beschenken —

was nicht blos bei den Betheiligten einen tiefen Eindruck zu machen schien. ..."

An diesem Tage folgte noch die übliche Galatafel, der auch die Großherzogin Stephanie von Baden, die bekanntlich mit dem Prinzen Louis Napoleon verwandt war, beiwohnte, und abends Illumination des Münsters mit obligatem Feuerwerk.

Am 19. Juli früh alsdann Truppenschau auf der Esplanade, welche — wiederum im nächsten Gefolge des Prinzen — die preußischen Offiziere mitzumachen eingeladen worden waren. Man hatte sie hierzu gleichfalls beritten gemacht.

Die damals notierten Details über Aufstellung, Haltung 2c. der einzelnen die Revue passierenden Truppen können hier übergangen werden. Diese Truppen existieren nach den Niederlagen von 1870/71 ohnehin nicht mehr, dürften daher heute kaum noch den deutschen Militär von Fach, geschweige den Laien interessieren. „Der Prinz ritt die Front im Schritt herunter und wurde durch lebhaften Zuruf begrüßt. Darauf wurden diejenigen Offiziere und Soldaten vorgerufen, welche dekoriert werden sollten. Der Präsident verteilte die Ehrenzeichen selbst und gab einem jeden Dekorierten unter einigen freundlichen Worten die Hand. Die Betheiligten schienen sehr dankbar; einige waren bis zu Thränen gerührt. Bei dem Defilieren trugen Infanterie und Fußartillerie das Gewehr à volonté.... Der Revue folgten dann Uebungen der Pontoniere im Bau verschiedener Brücken über einen kleineren Arm des Rheins, dann über den Hauptstrom. Dieselben wurden zwar schnell und gut ausgeführt, konnten aber einen besonderen militärischen Wert nicht beanspruchen, da die Pontons sich allerwärts lange vor Beginn der Uebungen im Wasser befunden hatten und alles bis in die kleinsten Details vorher sorgfältig eingeübt worden war; die Frau Groß=

herzogin Stephanie hatte dem Brückenbau gleichfalls beigewohnt." —

Weiter wird über die noch am 19. abends erfolgte Abschieds-Audienz berichtet, bei welcher der Prinz-Präsident den preußischen Herren die bei solchem Anlasse üblichen Artigkeiten sagte, sowie über ein sehr großes Ballfest, welches die Stadt Straßburg im Theater veranstaltet hatte . . .

„Am folgenden Morgen" — heißt es dann weiter — „um 10 Uhr fuhren wir durch die Citadelle und die Porte d'Austerlitz nach Kehl, um mittelst der badischen Eisenbahn ins Vaterland zurückzukehren. Auf dem Kehler Bahnhofe, wo eine badische Infanterie-Kompagnie für die zur selben Stunde nach Baden-Baden zurückkehrende Frau Großherzogin Stephanie aufgestellt war, sahen wir den merkwürdigen Mann, der in so kurzer Zeit, wenn auch vielleicht nur für kurze Zeit, die turbulenteste aller Nationen vollkommen gezähmt zu haben scheint, zum letzten Male: er begleitete seine Frau Tante nach Baden-Baden. Da wir uns absichtlich fern hielten, so wurden wir erst im Augenblicke der Abfahrt des Extrazuges bemerkt und begrüßt." —

Mehr noch als obige Skizze jener Begegnung mit Louis Napoleon und der dabei stattgefundenen Feste dürften unsere Leser die nachstehenden Urteile interessieren, welche General von Hirschfeld und Oberst von Roon über die Persönlichkeit des Prinz-Präsidenten selbst und die wichtigsten seiner Begleiter sich bildeten. Sie sind von Roon, als Resultat der in jenen Tagen gemachten Beobachtungen und frisch empfangenen Eindrücke, gleichfalls sofort niedergeschrieben worden.

„Der Präsident erweckt durch sein Auftreten zunächst kein günstiges Vorurtheil. Der militärische, ja theatralische Pomp, mit dem er sich umgiebt, erscheint als ein nicht ganz gelungener Versuch, die Blöße des Emporkömmlings zu-

zudecken, und sein wenn nicht ausdrucksloses, doch gewöhnlich nur freundlichen Gleichmuth ausdrückendes Gesicht hat nichts Einnehmendes oder Bestechendes. Aber man erinnert sich bald, daß die Franzosen Glanz und Pracht von der Autorität für unzertrennlich halten und von ihren Machthabern prunkhaftes Auftreten verlangen. Der Prinz weiß dies ohne Zweifel sehr genau. Als General von Hirschfeld bei dem Diner in Nancy über das Ball-Kostüm Zweifel hatte, sagte jener: „Ich gehe gerade so hin, wie Sie mich hier sehen (er war in großer Gala) und würde mir noch mehr anhängen, wenn ich es vermöchte." — Beobachtet man den Prinzen länger, so begreift man, daß dieser unzerstörbare Gleichmuth, diese maßvolle ruhige Haltung, wenn sie künstlich, eine große Charakterstärke, wenn natürlich, aber ein Temperament verräth, welches den Aufwallungen der Leidenschaften fremd ist. Uebrigens beleben sich diese Züge auch zuweilen auf überraschende Weise, sobald irgend ein Lieblingsgegenstand zur Sprache gebracht wird, und der Prinz Gelegenheit nimmt, seine Ansichten darüber zu entwickeln. In dieser lebhaften Weise äußerte er sich vornehmlich auf der Fahrt von Nancy nach Straßburg über verschiedene militärische Angelegenheiten. Diese Aeußerungen waren nicht ohne Interesse, da sie einen Maßstab für die militärische Bildung und Urtheilsfähigkeit eines Mannes abgeben, dem man, vielleicht nicht mit Unrecht, auch militärische Gelüste unterlegt . . ."

„„Es sei," sagte er u. A. „früher die Absicht gewesen, die ganze französische Infanterie mit Stachelgewehren (System Thouvenin) zu bewaffnen; allein die Erwägung, daß Waffen von großer Tragweite die Truppen zum unzeitig frühen Feuern verleiten und von der Nothwendigkeit, dem Feinde auf den Leib zu gehen, entwöhnen würden . . . hat die Ausführung verhindert . . ." Gegen die Zündnadelgewehre —

er versicherte nebenbei, die unsrigen, die er von zu komplizierter Konstruktion halte, genau zu kennen und Modelle davon zu besitzen — sprächen ganz dieselben Bedenken. Außerdem hätten sie den noch erheblicheren Nachtheil, daß sie die Soldaten zur Munitions-Verschwendung verleiteten . . ."

„Später wandte sich das Gespräch auf artilleristische Gegenstände. Es war von den neuen Konstruktionssystemen, auch der Lafetten, die Rede; die Bedenken gegen unsere Wandlafetten hielt er für unerheblich . . . Was das Kaliber der Feldgeschütze betrifft, so bestritt er die Ueberlegenheit des französischen Achtpfünders über die preußischen Sechspfünder. Eine wirkliche Ueberlegenheit könnten erst Zwölfpfünder für sich in Anspruch nehmen. Diese sei aber auch so bedeutend und entscheidend, daß sie, die Franzosen, alles daran setzen würden, um durch Herstellung eines leichten Zwölfpfünders zu dieser Ueberlegenheit zu gelangen . . ."

„„Nur schade," fügte er hinzu, „daß man auf diesen Vortheil nur im ersten Feldzuge rechnen kann, im nächsten wird man es uns allgemein nachgeahmt und damit das Gleichgewicht wieder hergestellt haben. Dies pflegt so zu gehen mit allen Fortschritten in der Kriegskunst." Auch über die Frage der zweckmäßigen Artilleriebespannung, das Pferdematerial für Artillerie und Kavallerie, die für Frankreich in Aussicht genommenen und sehr nothwendigen Verbesserungen in der Remontierung, Vermehrung der Landgestüte ꝛc. äußerte er sich noch eingehend, und zwar mit überraschender Sachkenntniß und sichtlichem Interesse . . ."

„Diese Proben von den mit großer Lebhaftigkeit und sichtlicher Vorliebe geäußerten Ansichten des Präsidenten mögen hinreichen, um sowohl die Freimüthigkeit und Unbefangenheit seiner Unterhaltung, als den Grad seiner Sachkenntniß für militärische Gegenstände zu bezeichnen . . . Eine Kritik

seiner Ansichten ist als nicht hergehörig hier natürlich unterblieben . . ."

„Was seine Umgebungen betrifft, so mag es immerhin sein, daß der 2. Dezember diesem merkwürdigen Manne Verpflichtungen gegen Personen auferlegt hat, die ihrem innersten Wesen nach ihn selbst herabzusetzen und zu verdächtigen scheinen; es drängt sich dennoch die Meinung auf, daß er, ihnen innerlich fremd, die Fähigkeit besitzt, sich ihrer auch äußerlich zu entledigen, sobald der richtige Moment dazu gekommen sein wird."

„Unter den Begleitern des Präsidenten nimmt nach unseren Beobachtungen der zeitige Kriegsminister, Generallieutnant St. Arnaud[1]) die erste Stelle ein, sowohl wegen der unverkennbaren Auszeichnung und Aufmerksamkeit, mit welcher der Prinz ihn behandelt, als wegen der Klugheit und Energie, die sich in dem übrigens keineswegs Vertrauen erweckenden Gesicht und Benehmen dieses Mannes aussprechen. Er ist immer und überall an der Seite des Präsidenten, der in seiner Person die Armee, den Grundpfeiler seiner Macht, zu ehren sucht, wogegen andererseits in dem Betragen des Kriegsministers gegen den Präsidenten sich die aufmerksamste, ja eifersüchtigste Beflissenheit kund giebt. Ob aber ein innerliches Band beide verbindet, mag dahin gestellt bleiben. Sie sind sich, wie es scheint, für den Augenblick noch gegenseitig nothwendig; unwillkürlich aber neigt man zu dem Glauben, der Präsident könne unmöglich lange Hand in Hand mit diesem Manne gehen, dessen widerwärtiger Gesichtsausdruck unmöglich die Maske einer edlen Natur sein kann."

„Mr. Bacchiochi, der sogenannte „grand maître

[1]) Zwei Jahre später Marschall und Oberbefehlshaber im Krimfeldzuge.

des cérémonies," ein Mann von etwa 40 Jahren, blond, wohlgebaut, mit einem unbedeutenden, hochmüthigen Gesicht und unverbindlichen Manieren, erschien stets in sehr sorgfältiger, fast stutzerhafter Kleidung, mit allen möglichen Orden und Ehrenzeichen bedeckt und scheint mehr seiner Verwandtschaft mit dem Präsidenten als irgend einem anderen Umstande seine Stellung zu verdanken . . ."

„Der Generallieutnant Roguet, erster Adjutant des Prinzen und „chef de la maison militaire," ein Mann von großem, kräftigem Körperbau mit einem verlebten, sehr klugen Gesicht, auf dem alle Leidenschaften ihre Spuren zurückgelassen zu haben scheinen . . . äußerlich verbindlich und freundlich, ohne indes Vertrauen zu erwecken."

„Mr. Turgot, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ein etwas korpulenter Mann von Mittelgröße, in einem Alter von etwa 60 Jahren, ungemein höflich und verbindlich, scheinbar sogar herzlich und zutraulich, schien sich in der Umgebung nicht ganz wohl zu fühlen und auf baldige Veränderung zu hoffen . . ."

„Mr. La Crosse, Vizepräsident des Senats, ein schlanker, hagerer, immer heiterer Sechziger mit einem feinen, geistreichen Gesicht, der in seiner Unterhaltung den Freimuth eines alten Soldaten mit der Gewandtheit des gebildeten Staatsmannes auf geistvolle Weise zu verbinden weiß. Politische Gespräche vermied er nicht nur nicht — er führte sie stets herbei und suchte dann die natürliche Verwandtschaft der politischen Interessen Preußens und Frankreichs ins beste Licht zu setzen . . ."

„Die Generale, die ich sonst flüchtig kennen gelernt, waren die Generallieutnants Schramm, la Fontaine, Waldener, Monge-Martin; der erstgenannte, ein einfacher, derber, kräftiger Soldat, der seine Tüchtigkeit als Kriegsminister dargethan

17*

hat; die übrigen Divisionsgenerale waren sämmtlich nicht mehr jung, doch rüstig . . ."

„Ferner die Brigadegenerale Canrobert und Goyon. Unter diesen fiel Canrobert durch sein sehr jugendliches Alter auf; er mochte etwa 36 Jahre zählen[1]). — — —"

Sonstige besonders bemerkenswerte äußere Erlebnisse sind aus den Jahren des Aufenthalts Roon's in Köln (bis 1856) nicht zu erwähnen. Er empfand eine sich immer mehr steigernde Genugthuung in seiner dienstlichen Stellung, da er in seinem Regiment „die eigene Saat aufgehen sah"; und außerdem hatte er jetzt mehr als früher die Zeit und Möglichkeit, sich den Seinigen zu widmen und die Freuden — aber auch die Leiden und Sorgen zu erfahren, welche ein großer Familienkreis mit sich zu bringen pflegt.

Seine Frau, welche sich meist einer guten Gesundheit erfreut hatte, kränkelte in jenen Jahren ziemlich viel, nachdem sie ihrem Gatten im Mai 1852 noch ein Söhnchen geschenkt hatte. Die drei ältesten Knaben waren im Kadettenkorps untergebracht und entwickelten sich dort gedeihlich; der älteste wurde 1855 Offizier. Zwei Töchter und der vierte, 1844 geborene Sohn — seit 1852 dann noch der vorerwähnte fünfte — befanden sich noch im Elternhause.[2]). —

---

[1]) Jetzt Marschall von Frankreich, Mitglied des Senats 2c. Bekanntlich wurde derselbe schon am 27. September 1854 (also im Alter von ca. 38 Jahren!) zum General en chef in der Krim ernannt, an Stelle des schwer erkrankten Marschalls St. Arnaud, 1859 in Italien war er schon Marschall und Befehlshaber des III. Korps, und am 18. August 1870 kommandierte er das VI. Korps bei St. Privat im Kampfe gegen die preußischen Garden und das sächsische Armeekorps.

[2]) Dieser letztgeborene Lieblingssohn (Josua) machte den durch ihn beglückten Eltern im Leben nur einen Schmerz: indem er diese schon im Alter von 7 Jahren (1859) wieder verließ, um in die ewige Heimat zurückzukehren.

Der immerhin ziemlich große Hausstand und die beschränkten Mittel, denen doch bei einem Regiments-Kommandeur gewisse, wenn auch immer in bescheidenen Grenzen gehaltene gesellige Verpflichtungen gegenüber standen, nötigten übrigens zu einem ziemlich stillen und eingezogenen Leben. Weder Roon noch seine Frau besaßen, wie wir wissen, eigenes Vermögen, und wenn auch namentlich letztere das Haushalten trefflich verstand — leicht war es nicht immer, mit Ehren durchzukommen, denn sie waren im wesentlichen auf das Gehalt angewiesen. Nur spärlich wurden diese Einkünfte ab und zu noch durch bescheidene, aus den geographischen Schriften erzielte Honorare vermehrt. Aber andererseits waren auch die Neigungen beider nie nach außen gerichtet. Stilles, gemütliches, auf lebendiges Gottesvertrauen gegründetes Familienleben befriedigte sie am meisten. An einen regen Verkehr mit den ortsangesessenen, meist dem höheren Kaufmannsstande angehörigen angesehenen Familien war ohnehin nicht zu denken, obwohl auch unter ihnen sich sehr angenehme Elemente befanden: dazu waren diese Familien viel zu wohlhabend! In Köln selbst beschränkte sich also der Umgang fast ganz auf die verheirateten Offiziere des Regiments. Die meisten derselben mußten gleichfalls mit bescheidenen Mitteln knappen Haushalt führen, und dadurch machte es sich von selbst, daß man sich allerseits mit den frugalsten Genüssen befriedigt fand und dabei doch recht lebhaft und stets in schlichter und gemütlicher Freundlichkeit mit einander verkehrte[1]. Der — im Dienste zwar sehr strenge, aber thatsächlich daneben sehr wohlwollende — Oberst wurde darum von seinen Untergebenen nicht geringer geschätzt, weil er nicht in der Lage war, glänzende

[1]) Roons wohnten in Köln am Pantaleons-Thor, gegenüber dem damaligen Bonner Bahnhofe.

Feste für sie zu veranstalten; sie stellten ihn und sein charaktervolles, ritterliches Wesen im Gegenteil nur noch höher, weil er ihnen auch im außerdienstlichen Leben, in der Fähigkeit und Freudigkeit zu entsagen und zu entbehren und allen Prunk und Aufwand gering zu achten, mit so gutem Beispiel voranging. Seine anmutige, treue Hausfrau unterstützte ihn ganz in diesem Sinne: allezeit von sonniger Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, wußte sie dabei in ihrer praktischen Weise auch mit geringen Mitteln immer zu raten und zu helfen, sobald die Damen der Kameraden dessen bedurften und ihre stets hilfbereite Thätigkeit in Anspruch nahmen.

Daneben wurden einige der früher angeknüpften, zum Teil sehr freundschaftlichen Beziehungen, welche vordem in den benachbarten rheinischen Städten gewonnen worden waren, wieder eifrig gepflegt. Namentlich in Frühlings- und Sommerzeiten begünstigten die bequemen Verkehrsverhältnisse, welche der Rheinstrom selbst darbot, das Abstatten und Empfangen solcher lieben Besuche in erwünschtester Weise. Vor allem bewiesen in Düsseldorf das Haus des Präsidenten von Roon, in Bonn der mehr erwähnte Professor Perthes und die Seinen und in Koblenz Oberst Fischer und seine liebenswürdige Familie von neuem die schon seit Jahren ausgeübte Anziehungskraft. Roon's alter Freund Fischer war, nachdem der Prinz Friedrich Wilhelm in Bonn unter seiner Leitung seine Studien beendet hatte, aus dem Mentor-Verhältnisse bei dem jungen Prinzen formell zwar zurückgetreten und zum Ingenieur-Inspekteur in Koblenz ernannt worden, aber er blieb trotzdem noch Jahre lang in der nächsten Verbindung mit dem Prinzen und dessen erlauchten Eltern, von welchen in Koblenz außerdem noch der General von Griesheim mit Familie ganz besonderer Beachtung gewürdigt wurde. Sowohl mit Fischer wie mit Griesheim war Roon — wie

schon erwähnt — im wesentlichen eines Sinnes in allen Lebensanschauungen, sowie politischen und militärischen Bestrebungen; und da auch die Seinen mit den Familien der Freunde herzlich harmonierten, so ergab sich daraus mit beiden, in erster Linie aber namentlich mit Fischers und in Bonn mit der Familie Perthes, ein ungemein reger Verkehr, der so häufig als möglich durch Besuche, in Ermangelung deren aber auch durch lebhaften und interessanten Briefwechsel ausgeübt ward.

Am Ende des Jahres 1853 finden wir Fischer und Roon in gleich schwerer, leider nur zu gerechtfertigter Sorge um den von ihnen so hoch verehrten General von Griesheim, der seit einiger Zeit kränkelte.

„Mein theurer Freund," schreibt Roon am 23. Dezember 1853 an Fischer, „nachdem ich vorgestern mit Dr. F. über unsern kranken Freund gesprochen, eile ich Dir mitzuteilen, daß er die Ansicht aufstellt, Griesheims Zustand sei, wenngleich freilich sehr bedenklich, dennoch keineswegs hoffnungslos und ärztlicher Hilfe unzugänglich. Daß sein Leiden die sogenannte Bright'sche Nierenkrankheit sei (die bekanntlich für inkurabel gilt) könne niemand mit Bestimmtheit behaupten, habe auch Velten niemals behauptet . . . .

Die mannigfaltigen Weihnachtssorgen, die bei der fortwährenden Kränklichkeit, ja Krankheit meiner lieben Frau großentheils auf meine Schultern und in meine unbeholfenen Hände gefallen sind, sowie andere Hindernisse haben die Beendigung dieser Zeilen bisher verschieben lassen . . . es summt und schwirrt auch jetzt um mich her wie die Arche Noah . . . . . Meine Kinder sind wohlauf — Ich selbst befinde mich leidlich; man muß sich nur darin finden, daß man nicht mehr ein Hauptkerl von 30 Jahren ist . . . . .

Möge das Wetter bald einen Ausflug nach Koblenz be-

günstigen! Auch ich sehne mich danach, mit Dir wieder einmal lebhafter zu verkehren als es brieflich möglich ist; auch Griesheim sehe ich so gern einmal, wenngleich dies nicht ohne Betrübnis thunlich erscheint. Ich hätte Dir manches zu klagen und mitzutheilen, spezielles und generelles, was schriftlich viel zu weitläufig ist. Ich bin hier — besonders seit Major Werder's Versetzung [1]) — wirklich wie auf einer wüsten Insel. Mit E. (damals Kommandant von Köln) stehe ich mich zwar fortwährend sehr gut, aber — er befriedigt mich nicht. Er ist sehr vernünftig, hat jedoch an eigenen Gedanken keinen Ueberfluß, und man bedarf zuweilen fremder Ansichten, „um nicht einseitig zu werden . . . .“

„Mein alter, lieber Freund“ — lautet schon am 4. Januar 1854 die Antwort Fischer's aus Koblenz — „wir sind um einen Freund beide ärmer geworden, und darum nur um so mehr auf einander angewiesen. Die beiden letzten Monate haben mir herbe Verluste in dieser Beziehung zugefügt. Mein alter Freund S . . . . starb im November in Danzig. Radowitz, mit dem ich zwar eigentlich nicht in naher Verbindung gestanden, der aber schon früher und besonders in den letzten sechs Jahren mir vielfach Vertrauen gegeben, im Dezember; und endlich Griesheim, mit welchem mich das Geschick in derselben Zeit öfter als mit irgend einem andern zusammengeführt [2]). Wir sind in vielen Dingen auseinander gegangen in unseren Ansichten, aber in den Hauptsachen doch fast immer eins gewesen, und es ist mir eine große Befriedigung, daß ich

---

[1]) Major von Werder hatte ein Bataillon von Roon's Regiment gehabt. Es ist der später durch die Bezwingung Straßburgs und seinen Sieg über Bourbaki berühmt gewordene General Graf von Werder.

[2]) Griesheim war u. a., gleichzeitig mit Fischer, im Kriegsministerium angestellt gewesen, und zwar in der zu seiner Zeit besonders einflußreichen Stellung als Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements.

in den letzten vier Wochen wenigstens ihm manche Stunde etwas angenehmer machen konnte und jetzt zur Hand bin, um den Seinen nützlich zu sein. Für mich ist Koblenz seit einigen Wochen sehr arm geworden: Alvensleben (Gustav) ist fort, Kirchfeldt versetzt und Griesheim gestorben, so daß ich eigentlich jetzt niemand habe, mit dem ich Ideen tauschen könnte.... Wir haben Gr. heute zu Grabe geleitet. Es ist wunderbar, daß gerade ich, in dessen Beruf es nicht liegt, den Degen zu ziehen[1]), die Truppen führen mußte ...

Da wenige seinem ganzen Lebensgange so gefolgt sein können wie ich, habe ich es für meine Pflicht gehalten, den anliegenden Artikel an Hollweg zu schicken, und dessen Aufnahme in das Wochenblatt[2]) zu vermitteln. Dich möchte ich bitten oder Dir vorschlagen, einen andern für das Militärwochenblatt zu schreiben, den Fransecky[3]) Dir wohl aufnehmen wird. An Camphausen[4]) will ich morgen schreiben. Vielleicht läßt er selbst einige Erinnerungen für den Freund veröffentlichen. Damit es ihm nicht an Daten fehle, kannst Du ihm die Einlage mittheilen ....

Kaum war Griesheim übrigens verschieden, als nach Aufhebung der Tafel, die im Schlosse stattfand, ich darum angegangen wurde, ihn in der Kommandantur zu ersetzen.

---

[1]) Höhere Ingenieuroffiziere kommen selten in diese Lage. Fischer kommandierte aber in diesem Falle die Trauerparade für den verstorbenen Freund.

[2]) Das „Preußische Wochenblatt“ ist gemeint, zu dessen Leitern damals Herr von Bethmann-Hollweg (1858—61 preuß. Kultusminister) gehörte.

[3]) Der damalige Major, später so bekannte General von Fr. war Redakteur oder Kurator des Mil.-Wochenblattes.

[4]) Camphausen der ältere ist gemeint; derselbe, 1848 kurze Zeit Ministerpräsident, altliberaler Führer, lebte damals wieder in Köln.

Für den **Krieg** würde dies das höchste Ziel meines Strebens sein . . . . im **Frieden** genügt mir aber dieser Posten nicht . . . .

Diese Ursachen, die durch den Umstand verstärkt wurden, daß es mir in der Stunde, wo Griesheim eben verschieden war, unheimlich erschien, mich auf der Stelle zu betten, wo er in Qualen gelegen, wovon ich vielfach Zeuge gewesen, veranlaßte mich, für mich zu deprezieren, und auch gegenwärtig halte ich es für das richtigste, meine jetzige Stellung nicht freiwillig aufzugeben . . . .

Ich habe Dich proponiert, und dem Prinzen von Preußen schien die Sache; doch habe ich ihn seit Sonntag nicht weiter darüber gesprochen. Daß die Kommandantur hier eine Generalsstellung ist, wird vielleicht ein Hindernis sein (?). Wenn es ginge, wäre es eine schöne Sache, nicht wahr? . . .

Von Kleist höre ich, daß Bonin[1]) das Ministerium aufgeben will, „weil er nicht auskommen kann.“ Das letztere mag wahr sein, das andere weniger, denn wo soll er in eine bessere Lage kommen? Wie sehr er sich der Geschäfte annimmt, magst Du daraus entnehmen, daß Breese, Prittwitz und — Graf Groeben jeder einen Plan zur Befestigung von Berlin vorgelegt haben, und Bonin es an — Schöler[2]) überlassen hat, die Sache dem Könige zu zeigen; — verlegen kann man dergleichen wohl nicht nennen. Immer dieselbe Konfusion. Gott bessere es!

Dein treuer Fischer.

Nachschrift: „Auf dem Schloß sind jetzt beide Teile darüber einig, daß Du der beste Nachfolger für Gr. seist; ich habe

---

[1]) der seit 2 oder 3 Jahren Kriegsminister war.

[2]) Damals Chef der persönlichen Angelegenheiten und vortragender Flügel-Adjutant.

dafür gut gesagt, daß Du nicht à tout prix die Konstitution umstürzen wollest! — — Bonin will weder gehen, noch wird er gegangen werden.“ — —

„Mein lieber, theurer Freund“ — antwortete Roon am 6. Januar — „nimm herzlichen Dank für Deine gütigen Mittheilungen, so betrübend, ja erschütternd sie auch sind und sein mußten! . . . Das Ausbleiben jeder direkten Nachricht hat mich allein verhindert, zum Begräbnis herüberzukommen und dem unvergeßlichen Manne die letzte Ehre zu erweisen . . . Ueber den Verlust, den wir beide erlitten, laß mich schweigen; auch über den Verlust, den die Armee, den das Vaterland durch des seltenen Mannes frühen Heimgang erfahren, läßt sich in dem engen Rahmen dieses flüchtigen Schreibens nichts Genügendes und ebensowenig etwas sagen, was Du nicht ohnedies wüßtest und mitfühltest. Ich gehöre nicht zu den thränenreichen Naturen, aber es krampft mir das Herz bis zum körperlichen Weh zusammen, wenn ich daran denke, daß wir nun für den Rest des Erdenlebens so viel Tüchtigkeit und Liebenswürdigkeit in Einer Person fort und fort vermissen sollen. Meine Frau, die Leid und Freude mit mir in so inniger Weise mitzuempfinden weiß, hat sich, trotz ihrer eigenen Hinfälligkeit, nicht abhalten lassen, der armen Wittwe ihr Beileid so herzlich auszusprechen, als es ihr natürlich war . . .

. . . Wenn ein solcher Mann geschieden, dem man sich in den hauptsächlichen Interessen dieses Lebens, in den Grundanschauungen über seine Verhältnisse und Zustände innig verbunden fühlte: so ist es wohl natürlich, daß die demselben Verhältnis und Anschauungskreise angehörigen Zurückgebliebenen sich enger und fester zusammenschließen; ich komme daher Deiner darauf bezüglichen Aeußerung von ganzem Herzen entgegen. Wenn die Besten — und nach menschlichem

Ermessen vorzeitig — dahingehen und das entbehrliche Unkraut in breiter Fülle fortvegetirt, so fragt man freilich: warum? ohne eine andere Antwort zu finden, als sie das feste Vertrauen auf Gottes weisen Rathschluß darbietet. Uebrigens ist diese Erfahrung alt:

„Auch Patroklus mußte sterben — und Thersytes — kehrt zurück."

... wir dürfen uns also nicht wundern, wenn auch heute noch mancher Thersytes florirt, während die Patroklus in ein frühes Grab sinken. —

Was Du mir von Deinem Entschlusse, in Deiner jetzigen Stellung zu verharren, mittheilst, hat meinen unbedingten Beifall ... auf der andern Seite begreife ich, daß die Herrschaften an Griesheim's Stelle keine unangenehme Persönlichkeit sehen möchten und zunächst daher an Dich gedacht haben. — Was nun Dein freundliches Propos zu meinen Gunsten anlangt, so danke ich Dir herzlich dafür. So wenig ich glaube, Griesheim in irgend einer Beziehung ganz ersetzen zu können, und so wemüthig es mir sein müßte, sein amtlicher Nachfolger zu werden, so leugne ich doch nicht, daß es etwas Lockendes für mich hat, Koblenz mit Köln zu vertauschen und dadurch Deines täglichen Verkehrs mich erfreuen zu können; auch hat die Aussicht, noch viele Jahre Regiments-Kommandeur in Köln zu bleiben, die durch die stockenden Avancementsverhältnisse gerechtfertigt erscheint — nichts Anziehendes. Indes trotz alledem, was giebt es für mich für Chancen? Fast gar keine! Schon jetzt, davon bin ich überzeugt, wird in Berlin ein Drängen und Intriguiren und Kabaliren stattfinden, daß es eine Lust — oder vielmehr: daß es ein Ekel ist, und es versteht sich ganz von selbst, daß ich nicht daran denke, deshalb mich lächerlich zu machen ...

Für mich giebt es ... nur einen Weg, und den kann

allein der Prinz (von Preußen) bahnen . . . Nun glaube ich aber, daß Seine Königliche Hoheit auf diese Angelegenheit mehr einen negativen als positiven Einfluß auszuüben geneigt sein möchte . . .

Deinen Aufsatz über Griesheim habe ich mit großem Interesse und nicht ohne lebhafte Gemüthsaffektion gelesen. Er ist, in aller Kürze, so erschöpfend, daß ich nichts wesentlich Neues hinzuzusetzen wüßte. Dennoch will ich es zu Gunsten des „Militär-Wochenblatts“ versuchen, falls nicht schon eine andere Feder in Thätigkeit ist, weshalb ich heute an Fransecky schreibe. An Camphausen, den ich heute noch aufzusuchen gedenke, werde ich die übersandte Schrift mittheilen. — Das Gerede über den Wechsel des Kriegsministeriums ist eitel. Das angegebene Motiv spricht viel eher dafür, daß B. bleibt, als daß er geht . . . . vielleicht aber will er Zulage haben. —“ Acht Tage später fügt Roon hinzu: „Es fehlen mir, mein lieber Fischer, zu dem Nekrolog für unseren verstorbenen Freund . . . noch eine Reihe von Angaben, zu denen Du mir durch Erkundigungen bei der Wittwe vielleicht verhelfen kannst. Ich hatte anfänglich die Absicht, deshalb selbst nach Koblenz zu kommen, allein die bevorstehende Ankunft der Herrschaften einerseits, andererseits die Unbequemlichkeit und Langwierigkeit einer Reise in der jetzigen Jahreszeit[1]) hatten mich schon darauf verzichten lassen, als der Gesundheitszustand meiner Frau nun als neuestes und unübersteiglichstes Hinderniß dazwischen getreten ist . . .

Ich habe daher meine Fragen über Griesheim in dem beiliegenden Blättchen zusammengestellt und bitte Dich, die Antworten, so gut Du vermagst, dazuzusetzen. Scheint Dir

[1]) Eine Eisenbahnverbindung existierte damals zwischen Köln und Koblenz nicht.

auch die eine oder die andere unerheblich, so bedenke doch, daß das Schriftchen eine gewisse Ausführlichkeit haben muß, damit es ein besonderes Heftchen giebt und nicht in Kochstücke zerhackt werde, ganz abgesehen von den inneren Gründen, die für eine gewisse Ausführlichkeit sprechen. Erwäge ferner, daß Gr. keine Kriegsthaten mit erlebt hat, daß seine bedeutungsvollere Wirksamkeit in eine Zeit fällt, von der man nur mit großer Vorsicht und daher oft nur in Andeutungen und Fingerzeigen sprechen kann. So interessant es wäre, Griesheim's Wirken im Ministerio und in den Kammern seit 1848 eingehend zu besprechen, so schwierig erscheint dies doch, besonders in einem der Militärzensur unterworfenen Blatte und in einer Zeit, wo die Wunden, die jenes Wirken zu heilen so wesentlich mitgeholfen hat, kaum verharscht sind.

Dies wird hinreichen, um mein Begehren zu rechtfertigen. Erfülle es, bitte, sobald Du es vermagst, damit meine Arbeit nicht zu spät in die Oeffentlichkeit gelangt." —

Schon am 16. Januar antwortet Fischer: „Zunächst erhältst Du, mein alter Freund, hierneben die Beantwortung Deiner ersten sieben Fragen für den Nekrolog von Griesheim. Wegen der achten habe ich nach Berlin geschrieben, da hier Niemand sie genau beantworten kann. Sodann folgen zehn Broschüren, von welchen er acht gewiß verfaßt hat, obgleich „gegen Demokraten helfen nur Soldaten" seine Chiffre nicht trägt. Den Ueberblick der preußischen Heerverfassung und ihrer Kosten seit dem großen Kurfürsten hat er, glaube ich, auch geschrieben; — entsinne ich mich recht, so wurde derselbe dem Vereinigten Landtage vorgelegt.

. . . Ich habe Deinen Brief vom 6. nicht beantwortet, weil ich Bestimmtes nicht zu sagen hatte, auch hoffte, Du würdest einmal mit Camphausen herüber kommen, den ich bereits früher vermuthete. Seit jener Zeit habe ich wegen

der Kommandantur nicht mehr mit den Herrschaften gesprochen . . . habe aber durchaus keine Veranlassung anzunehmen, daß der Prinz seine Ansicht geändert habe. . . . Camphausen war hier, zur Befriedigung der Herrschaften und zu seiner eigenen . . ."

„Mein lieber Fischer," heißt es in Roon's Erwiderung vom 18. Januar, „soeben verläßt mich Perthes nach einem sehr reichen Nachmittage, den wir verlebt. Er wünschte mich nach Brohl mitzuführen; es ist mir indeß positiv unmöglich, am Sonnabend auswärts zu sein, auch möchte ich nicht gern einen ganzen Tag von meiner Frau entfernt sein, die noch immer sehr schwach ist. Da nun Perthes einen großen Werth darauf zu legen scheint, uns beide zugleich zu sprechen, so soll ich Dich in seinem Namen bitten, nicht Sonnabend nach Brohl, sondern Sonntag bei guter Zeit nach Bonn zu kommen . . .

Was Perthes von Dir will, läßt sich besser sagen als schreiben; auch drängt die Briefstunde . . . Perthes hofft, sich mündlich wegen der Dir zugemutheten Aufopferung rechtfertigen zu können . . ."

Darauf Fischer am 21.:

„Soeben hat Perthes mich verlassen und kehrt nach Bonn zurück. Ich finde G. P.'s Idee von der militärischen Oberleitung Preußens in Deutschland konfus, doch ist sie mir nicht neu, denn ich habe sie bereits Ende Juli 48 an höchster Stelle bekämpft. Ich habe zugesagt, mich darüber schriftlich etwas mehr auszulassen, was in den ersten Tagen der nächsten Woche geschehen soll; — wenn Du Mittwoch oder Donnerstag hinübergehen willst nach Bonn, kannst Du lesen, was ich gesagt habe, wenn es Dich interessirt. — — Schöler hat es vorgezogen, mir wegen der Broschüren zu antworten. — „Ueber den schädlichen Einfluß der für die Landwehr ist

Aussicht gestellten Wahlen der Vorgesetzten durch die Untergebenen“ ist nicht von Griesheim, sondern von Gerwien. „Ueber die Dauer der gesetzlichen Dienstzeit in der preußischen Armee,“ mit einer Eule als Motto, ist von Reyher. Die hier beifolgenden „kritischen Bemerkungen über den Entwurf des Wehrausschusses der Reichsversammlung zu einem Gesetz über die Deutsche Wehrverfassung“ sind von Griesheim; dagegen ist der „Ueberblick der preußischen Heerverfassung“ 1847 nicht von ihm, sondern von Gueinzius. —

Schöler (der Chef des Militärkabinets) sagt ferner: „Wird es nicht gut sein, die Broschüren noch einmal anzusehen und zu erwägen, ob man Griesheim einen Gefallen jetzt damit thut, wenn man ihn ohne weiteres als Autor hinstellt? — Griesheim schrieb 48 unter der Macht äußerer Eindrücke, die er gerade bekämpfen wollte, und hat gewiß manches nur aus gerechtfertigtem Oppositionsgeist gesagt, wo es ihm anders ums Herz war.“ — Indem ich nicht zweifle, daß Du nicht ohne weiteres die Sache abmachen, sondern das Nöthige hinzufügen wirst, bemerke ich nur noch, daß die übrigen Dir übersandten Broschüren sämmtlich von ihm sind, und auch noch die hier beifolgende . . .

Bei den Konventionen mit: Braunschweig, Mecklenburg-Strelitz und Schwerin (jetzt aufgehoben), Bernburg, Dessau hat Griesheim als königlicher Kommissarius gemeinsam mit dem Geheimen Legationsrath von Bülow gewirkt. Er war dazu durch besondere Kabinetsordre bestimmt.“ . . .

Am 25. Januar fährt Fischer fort: „Ich sende Dir, mein lieber Freund, hier beigeschlossen einen Brief an Perthes in der bewußten Angelegenheit der militärischen Oberleitung von Deutschland. Ich sende ihn Dir, weil Perthes mit Dir ebenfalls über die Sache sprechen wollte, und Du kannst mir gelegentlich sagen, was Deine Ansicht pro oder contra Fischer

ist. Ich bitte Dich ferner, alsbald auf ein Stündchen zu Perthes herüberzufahren und ihm den Brief mit dem Bemerken zu geben, daß ich weitläufiger geworden, wie ich anfänglich wollte; der Gegenstand riß mich fort, und da ich lange selbst über dem in Rede stehenden Gedanken gebrütet hatte — vielleicht ein Viertel-Jahrhundert ab und zu — so konnte ich seine Schädlichkeit und Thorheit, die wächst, wenn man ihn nicht mit der entschiedensten politischen Oberhoheit in Verbindung bringen kann, nicht kraß genug hinstellen. Ich denke indeß, daß ich dabei Niemand verletzt habe . . ."

Obiges hatte sich gekreuzt mit einem ausführlichen Schreiben Roon's vom 23. Januar), in welchem zunächst nochmals von der Besetzung der Kommandantenstelle in Koblenz die Rede ist[1]). Dann heißt es weiter:

„Die politische Idee, die man Dir vorgetragen, ist das bekannte Lichtenberg'sche Messer ohne Heft, an welchem die Klinge fehlt. „Techniker" sollen die Klinge schmieden, d. h. Militär-Techniker sollen zunächst klar machen, was unter einer gewissen Oberleitung zu verstehen sei; dann wollen die Diplomaten das Heft an die Klinge drechseln, notabene, wenn die Klinge nicht etwa zu schneidig und mächtig gemacht wird, während uns doch — mit einem Feder- oder Pudermesserchen nicht gedient sein kann! — Das „Minimum", von dem man Dir gesagt haben wird, ist aber in der That nichts anderes, als ein solches unbrauchbares Instrumentchen. — Ich wüßte Dir die gestellte Aufgabe, wenngleich ich sie als eine rein militärische aufgefaßt wissen will, nicht ohne politische Ingredienzien anzufassen. Aus Interesse für die Sache werde ich Donnerstag oder Freitag zu Perthes fahren. — Schöler's

[1]) Dieselbe erfolgte einige Zeit darauf durch eine andere Persönlichkeit.

Bedenken verstehe ich nicht. Will ich denn Griesheim's Blößen aufdecken? Uebrigens hat dieser nicht ein illoyales Wort drucken lassen . . ."

„Dein Brief an Perthes," schreibt Roon einige Tage später, „enthält sehr viel Wahres; ich würde ihn unbedenklich unterschreiben können. Indeß geht er auf die eigentliche militärische Frage nicht ein. Deshalb habe ich auf Perthes' Wunsch versucht, diese gleichfalls schriftlich zu besprechen. Es war bereits geschehen, als Dein Skriptum anlangte, und es freut mich, daß meine Behandlung der Sache durch die Deinige die vollständiger entwickelte Unterlage gefunden hat, die ich auch der meinigen gegeben, wiewohl nur angedeutet hatte. —

Mit der Arbeit über unseren verewigten Freund bin ich ziemlich im Reinen. Es scheint mir indeß, um einige Lichter aufzusetzen, wünschenswerth, mit seiner Frau zu sprechen, weshalb ich geneigt bin, bei eröffneter Schifffahrt und vor Absendung des Manuskripts nach Koblenz zu kommen."

Die obigen Mitteilungen über die politisch-militärischen Besprechungen und die Aufsätze, welche auf Grund der letzteren und auf Veranlassung des Professors Perthes den Federn Fischer's und, wie wir eben sahen, auch Roon's entflossen, können freilich auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen. Denn nur das minder Wichtige ist dem Papier anvertraut worden, und bildet die Korrespondenz also nur eine Ergänzung zu den jedenfalls noch viel wichtigeren mündlichen Unterredungen, welche die drei vertrauten Freunde in jenen Januartagen des Jahres 1854 über die erwähnten Angelegenheiten gehabt haben.

Der „G. P.", welcher seinerseits offenbar an Professor Perthes das Ansuchen gestellt hatte, in sehr diskreter Weise das Gutachten der beiden diesem befreundeten Militärs einzuholen, war Graf Albert Pourtales, preußischer Gesandter

in Paris; es geht dies aus dem späteren Briefwechsel Fischer's mit Roon hervor; dagegen läßt es sich nicht nachweisen, ob und wie die damals entstandenen bezüglichen Aufsätze der Freunde praktisch verwertet worden sind.

Wie dem auch sein möge: die auf jene Anregung entstandene Arbeit Roon's, aus dem Januar 1854 datiert, ist erhalten und scheint uns wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes, sowie wegen der Klarheit und Bestimmtheit, mit welcher die damaligen politisch-militärischen Bedürfnisse Preußens und Deutschlands (die seitdem gottlob befriedigt worden sind) dargelegt sind, interessant genug, um Roon's wahrhaft prophetischen staatsmännischen Blick und seine hervorragende patriotische Einsicht zu kennzeichnen. Der Wert dieser Eigenschaften kann auch nicht dadurch verringert werden, daß aus der Ueberschrift, welche Roon selbst dem hinterlassenen Manuskript gegeben hat, mit ziemlicher Bestimmtheit zu schließen ist, daß die Arbeit, zunächst wenigstens, keinen direkten Erfolg hatte. Daß der Verfasser selbst berufen sein sollte, im Laufe der nächsten Jahrzehnte bei Verwirklichung seiner damals ausgesprochenen Wünsche und Ideale durch seine eigene amtliche Thätigkeit so entscheidend mit einzugreifen, das hat er in jenen Januartagen 1854 ebensowenig ahnen können wie seine die gleichen Ziele anstrebenden vertrauten Freunde.

„Etwas Geschriebenes — unthunlich Gebliebenes“ lautet die Ueberschrift, und die in die zwanglose Form eines Briefes gekleidete Denkschrift hat folgenden Wortlaut:

Mein theurer und geehrter Freund!

Unsere neuliche Unterhaltung hat mich in dem Grade interessirt, daß ich den Versuch machen will, Ihnen meine Gedanken über den fraglichen Gegenstand schriftlich deutlicher darzulegen, als ich dies mündlich zu thun vermochte und ver-

mag. Ohne weitere Einleitung sogleich zur Sache! Armeen haben in ihrem Wesen selbst nichts Politisches, wenn sie sind, wie sie sein sollen, und dennoch ist ihre Bedeutung wesentlich eine politische. Wo sie in Folge der obwaltenden Verhältnisse diese nicht haben, nicht haben können: da sind sie überflüssig, ja schädlich.

Naturgemäß wächst die politische Bedeutung einer Armee im Allgemeinen mit ihrer Brauchbarkeit für die politischen Zwecke des Staates. In dieser Beziehung kömmt nicht nur die materielle Wucht, die ihr nach ihrer Größe eigen, sondern auch ihre Organisation (im weitesten Sinne) und der sie nationell und traditionell durchdringende Geist ganz nothwendig in Betracht.

Wenden wir diese Sätze auf Deutschland und die sogenannten deutschen Armeen an!

Eine politische Bedeutung an sich haben unter diesen, soviel ihrer auch sind, bekanntlich nur wenige; die übrigen, meint man, gewinnen diese Bedeutung durch ihre Verbindung mit jenen, in so fern die gemeinsamen politischen Zwecke Deutschlands durch das zu Einer Größe verbundene deutsche Heer beschützt und gefördert werden sollen.

Bekanntlich beabsichtigt die deutsche Bundes-Militair-Verfassung eine solche Verbindung, aber — den traurigen politischen Verhältnissen Deutschlands gemäß vermag sie es nicht; denn das durch sie um die vaterländischen Waffen zart geschlungene Bändchen ist ein Duft, eine Illusion, höchstens — für den föderativen Schwärmer nämlich — ein schmückender Schnörkel.

Deutschland hat keine gemeinsame Politik und schon deshalb ist sein „Bundesheer“ nur durch seine Kostspieligkeit und die darüber gepflogenen zwistvollen Verhandlungen bedeutungsvoll. Aber überdies haben die verschiedenen Bestandtheile dieses

sogenannten Heeres nichts gemein, kaum durchweg die Sprache; Größe, Organisations- und Lebens-Prinzipien, Interessen und Traditionen: in allen diesen Beziehungen begegnen wir in dem bunten Aggregat den größten und mannigfaltigsten Verschiedenheiten. Ihm fehlt ein Haupt und eine naturwüchsige Gliederung und Organisation. Es ist ein aus Stoffen von sehr verschiedenem Werth und Gewicht künstlich an einander gefügtes Gebilde. So gleicht es dem aus allen möglichen Metallen zusammengeschweißten Königsbilde in dem Goetheschen Märchen, welches „den Schein“ repräsentirt. Es hat daher weder Harmonie noch Gleichgewicht, weder gleichmäßige Widerstandskraft noch überhaupt die Fähigkeit, ja nicht einmal die Lust fortzudauern, und wird daher — wir erlebten es schon — wenn die gaukelnden Irrlichter des Wahns ihm die goldenen Adern ausgeleckt, in sich selbst zusammenbrechen oder bei dem ersten Zusammenstoß mit einer homogenen, von Einem Gedanken und Einem Willen belebten Gewalt in seine einzelnen Bestandtheile zerschellen. Und was dann von diesen noch Odem und Lebenskraft behält, wird sich seiner Besonderheit, kraft deren es nicht mit in den Staub zerfällt, erinnern, und nur diese zu erhalten streben, während die übrigen Fragmente sich Demjenigen assimiliren werden, der die dazu nöthige Verdauungskraft besitzt. Die chimerische Einheit und Unverletzlichkeit Deutschlands ist daher durch die bloße Idee eines nur in den Protokollen einigen deutschen Bundesheeres nicht zu behaupten, und ganz vorzüglich darin liegt der Grund und das Wesen der politischen Ohnmacht und politischen Bedeutungslosigkeit Deutschlands.

Nun ist freilich über die aus dieser Betrachtung hervorgehende Nothwendigkeit einer größeren Einigung der militärischen Kräfte der deutschen Nation — die organisch verbunden ganz Europa siegreich die Spitze bieten könnten, —

bereits manches Beachtenswerthe gesagt worden. Aber alle desfallsigen Rathschläge glitten und gleiten ab an politischen Unmöglichkeiten; alle dahin zielenden Maaßregeln blieben und bleiben unausführbar, weil die Macht fehlte und fehlt, sie durchzusetzen. — Der einzige zu dem erwünschten Ziele vielleicht führende Weg, der Versuch Preußens, zunächst die kleineren deutschen Heerestheile fester mit seiner eigenen von historischem Leben durchdrungenen und von bestimmt ausgeprägten organisatorischen Prinzipien getragenen Waffenmacht, mittelst besonderer Militair-Conventionen, zu verbinden und zu verbrüdern, hat leider eher wieder verlassen werden müssen, wie man gewähnt hat. — Was kann oder muß aber geschehen, um der vielköpfigen und vielgliedrigen deutschen Heeresmacht zu der unentbehrlichen Einheit zu verhelfen?

Zunächst scheint es außer Zweifel, daß der Bundestag und die Militair-Bundes-Commission in dieser Beziehung ganz bedeutungslos oder vielmehr von entschieden ungünstiger Bedeutung sind und immer sein werden. Es scheint sogar gewiß, daß die angestrebte Einheit durchaus nicht zu erzielen ist, so lange die jetzige deutsche Bundesbehörde in ihrer breitspurigen Impotenz fortbesteht. Denn so lange jedes Kriegsherrlein und jedes Parlamentchen dreinzusprechen hat; so lange ferner, selbst nach etwaniger Beseitigung dieser Vielköpfigkeit, der Dualismus fortdauert, welcher Deutschlands Einheit nicht nur verhindert, sondern selbst den Schein dieser Einheit fortwährend mit tiefen und unheilbaren Rissen bedroht: so lange ist für Deutschlands politische wie kriegerische Verbrüderung nichts, gar nichts zu hoffen.

Mit der Beseitigung dieser Hindernisse haben wir es hier indeß nicht zu thun. Diese muß und wird die kommende Geschichte in irgend einer Weise herbeiführen; das ist wesentlich und eigentlich Deutschlands historisch-politische Aufgabe.

Gesetzt aber, diese sei gelöst oder doch ihrer Lösung nahe gebracht, nach welchem Ziele ist dann, ist daher schon jetzt nach Kräften zu streben?

Vor der Antwort auf diese Frage noch einige Bemerkungen über die Standpunkte, welche die beiden deutschen Hauptmächte ihr gegenüber einnehmen.

Oesterreich will und kann die Lösung jener Aufgabe nicht wollen; den Beweis für diese Behauptung führen, hieße Wasser ins Meer tragen. — Oesterreich ist daher bei der Beantwortung der aus jener Lösung sich ergebenden Frage nur negativ betheiligt. Es muß und wird sich, seinem innersten Lebensprincip gemäß, jedem Schritte widersetzen, durch welchen Deutschlands wahre Einheit herbeigeführt werden kann.

Preußen nimmt den entgegengesetzten Standpunkt ein. An sich fast zu schwach, um seine Stellung als Großmacht zu behaupten, muß es sich zur Steigerung seiner materiellen Mittel nach Alliancen umsehen, welche seine Ergänzung als Großmacht sichern. Auf der andern Seite durch geographische Verhältnisse bei jedem Conflict betheiligt, in welchen Deutschland auf seinen West-, Ost- und Nord-Grenzen verwickelt werden könnte, ist es auch dadurch auf die innigste Verbindung mit seinen deutschen Mit-Staaten, denen es durch seine nationellen Elemente und Interessen wesentlich homogen ist, hingewiesen. Es ist Deutschlands natürlicher Vorkämpfer, so wie umgekehrt Deutschland Preußens unbedingter Verbündeter sein sollte. N u r b e i P r e u ß e n vermag Deutschland Heil und Schutz und nationelle Fortdauer zu finden!

Aber bloße Alliancen, Alliancen wie sie unsere Diplomaten, wenn schon „für ewige Zeiten" aufs Papier hinschreiben, sind eine gar unsichere Gewähr für eine wirkliche und wandellose Verbindung. — Preußen und Deutschland bedürfen sicherer Garantien für ihr beiderseitiges Bestehen! — Wenn Preußen,

statt der bisherigen bundesmäßigen Leistung, seine ganze Waffenmacht, ja seine staatliche Existenz für Deutschland einzusetzen sich verpflichtet: so kann und muß es dagegen die unbeschränkte militärische Oberleitung des gesammten deutschen Kriegswesens für sich in Anspruch nehmen. Die Gewähr dafür, daß Preußen dieser seiner Verpflichtung gewissenhaft nachkomme, liegt in der Sache selbst, denn sobald Preußen Deutschland im Stiche läßt, gibt es sich selbst auf, während umgekehrt Preußens etwanige bundbrüchige Bundesgenossen immer noch sichere Aussicht auf eine rheinbündlerische Carriere behalten. Nicht Deutschland, sondern Preußen läuft daher bei einer engeren Verbindung Gefahr; nichts ist also billiger, als daß es vor dieser durch die Natur der beabsichtigten Bundesgenossenschaft gesichert werde.

Um sofort auf die Bedingungen derselben näher eingehen zu können, bleibe hier unerörtert,

ob die gegenwärtige politische Krisis [1]) der Herbeiführung eines solchen engern Bundes günstig;

ob es an der Zeit ist, mit den dahin zielenden Absichten auch nur vertraulich hervorzutreten;

ob nicht die vorzeitige Enthüllung derselben die Gefahr ihrer Vereitelung heraufbeschwören wird;

ob, endlich, die Einmischung des Auslandes dabei zu vermeiden und — wenn nicht — als günstig oder schädlich darauf einwirkend zu denken ist;

mag man über alle diese Fragen auf Standpuncten entscheiden, die einen weitern Gesichtskreis darbieten — der hier zu Worte kommende Dilettantismus steckt lediglich in der Pickelhaube, und nimmt an, der richtige Zeitpunkt zum Handeln sei — früher oder später — gekommen. Der denkbare Fall

---

[1]) Der Krieg der Westmächte gegeu Rußland.

einer vorangegangenen völligen Zertrümmerung des bisherigen Bundesverhältnisses soll dabei nicht als Voraussetzung gedacht werden, sondern vielmehr lediglich das günstige Zusammentreffen gewisser anderer Umstände. Wenn etwa Oesterreichs Gegenwirkung gelähmt, Deutschlands Fürstengewalt von einer wirklichen und großen Kriegs- oder Revolutions-Gefahr bedroht und das Ausland, wider alle bisherige Erfahrung, geneigt oder genöthigt sein sollte, sich von aller störenden Einmischung in Deutschlands innere Angelegenheiten fern zu halten: dann wird es kaum einiger „douce violence“ bedürfen, um die engere Bundesgenossenschaft zu begründen, deren Preußen wie Deutschland, zu ihrem beiderseitigen Heil, gleich sehr bedarf und welche zunächst als militärische Hegemonie Preußens zu gestalten ist.

Es ist daher in einem solchen Falle nicht mit einer Reorganisation der Bundesverfassung, sondern mit der Umgestaltung des deutschen Heerwesens, welche die gesammte Kriegskraft Deutschlands zu dessen eignem Heil unter Preußens, je nach Umständen mehr oder minder bedingte Botmäßigkeit stellt, zu beginnen. Daß damit Preußens politische Stellung in Deutschland ebenfalls eine andere werden muß, ist freilich selbstverständlich, wenn auch zunächst nicht ostensibel.

Die zu diesem Ende angestrebte militärische Obmacht Preußens kann und wird übrigens schwerlich auf Einen Schlag, durch eine gemeinsame und gleichzeitige Verhandlung, etwa im Sinne des seeligen Dreikönigs-Bündnisses und der begrabenen Unions-Politik, sondern vielmehr, nach Maaßgabe der obwaltenden, mit Geschick und Energie zu benutzenden Umstände und Verhältnisse zu erlangen sein. — Als nächste und natürlichste Handhabe bieten sich zu diesem Zwecke die bereits erwähnten, wiewohl angemessen zu erweiternden und auszubauen-

den Militair-Conventionen dar. Mit Schein-Concessionen soll man sich darin freilich nicht abspeisen lassen, sondern mit bewußter Bestimmtheit vielmehr nach solchen Zielpuncten streben, welche, der Natur der Verhältnisse entsprechend, Deutschlands Waffenmacht, zu dessen eigenem Heile versteht sich, wirklich und wesentlich Preußens Führung unterordnen.

Als solche Zielpuncte sind vornehmlich zu bezeichnen:

1. Die ausschließliche Befugniß Preußens zur Ernennung des Oberbefehlhabers des deutschen Heeres, und zwar nicht allein für den Kriegsfall, sondern auch für die Friedenszeit;

2. Die diesem Ober-Commando zu vindizirende Beaufsichtigung über Deutschlands (oder der durch Conventionen verbündeten deutschen Staaten) gesammtes Kriegswesen, also auch das Recht der Inspicirung, der Anordnung der Uebungen, der zeitweisen, aus Ausbildungs- oder politischen Rücksichten erforderlichen Vereinigung und Dislocirung der einzelnen Heerestheile;

3. Die schon durch die bisherige Militair-Bundes-Verfassung vorgesehene Beschränkung des Beförderungs-Rechts der einzelnen Souveraine und zwar dergestalt, daß ein jeder Kriegsherr nur nach Maaßgabe des von ihm zum Bundesheere zu stellenden Contingents gültige Grad-Verleihungen — d. h. in der Bundes-Armee gültige — zu ertheilen befugt ist. Ueberall, wo daher bei der künftigen Heeresgliederung mehrere Kontingente verschiedener Staaten zu einem Ganzen (einer Brigade, Division ꝛc.) vereinigt werden sollten, ohne daß einer dieser Staaten, nach dem Vorigen, das Ernennungsrecht für sich in Anspruch nehmen kann, muß Preußen die Ernennung des betreffenden Befehlshabers überlassen bleiben.

Als eine fernere, namentlich für die innige Verschmelzung der verschiedenen Contingente sehr wichtige und bedeutungsvolle Maaßregel sind

4. Einrichtungen für die Erschaffung eines möglichst homogenen Offizier-Corps unerläßlich. — Dahin gehören:

a) Uebereinstimmende, reglementarische oder conventionsmäßige Feststellung der Grundsätze, nach welchen bei Offizier-Ernennungen sowohl als bei weiteren Beförderungen zu verfahren ist;

b) Die Beförderung der höheren Offiziere durch das gesammte deutsche Heer, welche Einrichtung freilich Versetzungen aus dem einen Heerestheil in den andern auf den Vorschlag oder (im Kriege) nach der Bestimmung des Oberfeldherrn voraussetzt.

Die immerhin successive Ausführung dieser Festsetzungen, die freilich mit den jetzt bestehenden Einrichtungen in schneidender Weise contrastiren, erscheint für die organische Zusammenfügung des deutschen Heeres, für seine gediegene Gleichartigkeit von der höchsten Wichtigkeit. — Zu Gunsten der gegen die Ausführbarkeit dieses Vorschlags vorzubringenden Zweifel fühle ich mich wohl versucht ein Mehreres darüber zu sagen; dies kann indeß füglicher später und an anderm Orte geschehen.

Die zu erstrebende Homogenität des Offizier-Corps bedingt endlich:

c) Die Gleichartigkeit der Gehalts-Verhältnisse, der Pensions-Gesetze u. s. w.

Wenn gleich die vorstehend unter 1 bis 4 bezeichneten Zielpunkte als die wichtigeren erscheinen, weil die nachfolgenden dadurch von selbst herbeigeführt werden: so folgt daraus doch keineswegs mit Nothwendigkeit, daß jene auch *zuerst* gewonnen werden müssen; *man wird vielmehr stets das nach Umständen und Verhältnissen Erreichbare vorangehen lassen müssen.* Wenn daher

5. die Einführung gleicher Reglements und gleicher Militair-Strafgesetze, — gleicher Dienstzeit und Dienstverpflichtung, gleicher Löhnungs-, Verpflegungs- und Bekleidungsgrundsätze, endlich gleicher Bewaffnung thunlicher und unverfänglicher erscheinen, weil diese Forderungen schon zum Theil in den Verhandlungen der Militair-Bundes-Commission eine Rolle spielen: so mag man immerhin damit beginnen, falls man nicht, nach Zeit und Umständen, weiter zu greifen vermag. — Kann man dies dagegen mit Erfolg, so wird man nicht allein die erstgenannten Forderungen stellen, sondern auch verlangen müssen,

6. daß die kleineren Contingente, namentlich der bisherigen Reserve-Infanterie-Division, der freien Städte 2c. der Preußischen Armee gegen die entsprechenden Gegenleistungen einverleibt oder — was dasselbe besagt — daß die Dienstpflichtigen aus den betreffenden Ländchen in die Preußische Armee eingereiht werden; wenngleich bei Ausführung dieser Maaßregel mit möglichster Schonung traditioneller Gefühle und Ansichten zu verfahren wäre, so daß z. B. die an Stelle dieser Contingente neu zu formirenden Preußischen Bataillone und Regimenter durch entsprechende Uniformirung und Benennung besonders bezeichnet blieben.

Ob und wie endlich, bei dem nothwendig vorauszusetzenden Wegfall nicht nur des österreichischen, holsteinischen und luxemburgischen Bundes-Contingents, sondern auch der übrigen zu der engeren Bundesgenossenschaft nicht, oder doch vorläufig nicht zu bewegenden Heerestheile, — die unausbleiblich abzuändernde Gliederung des Bundesheeres zu gestalten sein würde, muß freilich einstweilen dahin gestellt bleiben, weil die fragliche Umgestaltung als eine allmählige gedacht wird; als Grundsatz wäre indeß

7. dabei festzuhalten, daß die kleineren Contingente unter

der Stärke eines selbstständigen Armee-Corps, einer selbstständigen Division, Brigade ꝛc. auch, ja vorzugsweise, Preußischen Verbänden einverleibt werden könnten, wobei freilich, wie überall, cum grano salis, d. h. mit möglichster Schonung der Stammes-Gefühle und Traditionen sowohl, als der realen Machtverhältnisse zu verfahren wäre. — Wenn hiernach z. B. das Bayrische Armee-Corps unter einem von Bayern ernannten General-Commando nur unter dem von Preußen eingesetzten Oberfeldherrn stände, so würden die Würtembergische, Badische, Sächsische ꝛc. Division zwar unter eigenen Divisionärs, aber zugleich unter Preuß. General-Commandos, so würden ferner die Kurhessische, Nassauische, Mecklenburgische ꝛc. Brigade, wenngleich unter heimischen Brigadiers, so doch zugleich unter den von Preußen eingesetzten Divisions- und General-Commandos stehen u. s. w.

Schließlich bleibt wiederholt daran zu erinnern, daß die vorbezeichneten Zielpunkte nur die Richtung andeuten sollen, in welcher vorkommenden Falles zu wirken ist; daß man daher einerseits, wenn und wo es sein muß, mit einer Annäherung an dieselben sich begnügen, andererseits aber, wenn und wo es geschehen kann, ohne Scheu darüber hinausgreifen müßte. Das von Preußen aufzuwendende disponible Maaß von Muth, Kraft und Geschick, die mehr oder minder richtige Beurtheilung der politischen Lagen und Verhältnisse und die mehr oder weniger umsichtige und entschlossene, oder fehlgreifende und zaudernde Benutzung der letztern können und werden allein Art und Größe des Erfolgs bestimmen und uns entweder zur vollen weltmächtigen Ebenbürtigkeit oder von Neuem nach Olmütz oder gar weiter führen.

Wer aber vor einer so strengen Alternative zurückzubeben Grund findet, der tröste sich mit dem süßen Frieden, den die rein vegetirende Fortdauer verspricht, und entsetze sich nicht

vor den Gefahren, die freilich auch dem unschuldigsten Pflanzenleben drohen: denn gestorben muß dann einmal werden!

Der Löwe, der bei Spinat und Limonade Elihu'sche Hymnen singt, oder der im Bockbier-Rausch von seiner Großmächtigkeit träumende Esel, der gelegentlich patriotische Promenaden im Löwen-Paletot macht: solche Paladine können und werden freilich den Zauberbann nicht lösen, der seit Jahrhunderten auf Deutschland lastet.

Doch das sind Allotria, die dem mir von Ihnen angewiesenen Standpunkte fremd sind.

Darum endlich zum Schlusse dieses langathmigen Schreibens!

Indem ich dasselbe noch einmal durchlese, drängte sich mir — ich will es nur gestehen und daher wenigstens dem Löwen abbitten, — in Bezug auf den eigentlichen Vorwurf dieser Zeilen fast gewaltsam die kleinmüthige Bemerkung auf, daß man ihnen ganz füglich — Rückert imitirend — die Ueberschrift:

„Etwas Geschriebenes
Unthunlich Gebliebenes"

oder auch die andere nicht ganz gleichbedeutende:

„Etwas Didaktisches
Nimmermehr Praktisches"

geben könnte oder sollte.

Ja! die Kluft zwischen Wollen und Vollbringen ist auf dem fraglichen Gebiete in der That entsetzlich groß: ein wahrer Abgrund, der nur auszufüllen ist entweder durch Heldenthaten und Leichenhügel oder durch das Hineinwerfen aller unserer nationalen Sünden, Vorurtheile und Träumereien, all der Zwietracht, Mißgunst und Eifersucht, welche jenen Abgrund aufgerissen und Deutschland zum Spielball fremder und eigener Leidenschaften und Ungeheuerlichkeiten

gemacht und darüber in so viel traurige Fetzen und Lumpen zerrissen haben.

Alle diese nicht blos föderativ zusammen zu flicken, sondern zu einem gesunden, wenn auch narbenvollen Leibe wieder zusammen zu heilen: wer kann, wer wird es unternehmen, wer es vollbringen? — —"

Nach Empfang dieser Schrift antwortete Professor Perthes:

„Ich habe Ihren Aufsatz gelesen; nehmen Sie, mein lieber Freund, meinen warmen und herzlichen Dank dafür! Ich finde ihn sachlich vortrefflich, den Gegenstand scharf in's Auge fassend und dennoch besonnen — vorsichtig und zur Besonnenheit und Vorsicht erweckend. Nie hatte ich Etwas von Ihnen gelesen als einige Ihrer geographischen Schriften. Daß Sie klar und bestimmt schreiben müßten, wußte ich gewiß, aber verzeihen Sie mir, wenn ich sage, daß ich nimmermehr geglaubt hätte, Sie würden solchen Gegenstand zugleich so warm, lebendig anziehend und unterhaltend behandeln. Das Ihnen zu sagen, drängte es mich heute Morgen; wollte Gott doch dem guten Worte eine gute Stätte geben. Noch wird abgeschrieben, heute Abend geht es ab, Ihr Name wird genannt. Die näheren Anforderungen der Berliner werden Sie gestern erhalten haben; sie ändern, scheint mir, Nichts; ich bitte mir dieselben zurück. — Möge es bei Ihnen gut gehen. Ihr Perthes.

Einige Tage später schrieb Perthes ferner:

„Nach Coblenz bin ich noch nicht gewesen und habe auch nicht dorthin geschrieben. Der Grund hierfür liegt durchaus nicht in einem mangelnden Vertrauen, aber ich glaube, daß die ganze Angelegenheit in der Stille reifer werden muß, bevor weitere Schritte geschehen dürfen. Wenn ich nach Coblenz gegangen wäre, so würde ich mit drei Männern und

wahrscheinlich auch mit einer Frau haben reden müssen; ganz gut, wenn es darauf ankäme, fest und bestimmt ausgeprägte Dinge durchzusetzen. In mir bin ich wohl sicher, aber wenn ich aus meiner Sicherheit herausrede, könnten die Andern leicht über das unsicher werden, was ihnen von anderer Seite vorgeschlagen wird. Ohne Beruf würde ich in eine Angelegenheit hinein mantschen, nichts fördern und die Confusion noch größer machen. Sehr viel Unglück hat in solchen Mantschereien seinen Grund. Ich habe mich deshalb lieber nach Berlin gewandt und versucht, dort die Frage noch schärfer in's Auge fassen zu lassen. Ich werde nun die Antwort abwarten. . . ."

„Ich bin (teilt Perthes etwa vierzehn Tage später mit) in Coblenz gewesen, mein verehrter Freund. Im Ziele fand ich völliges Einverständniß mit den am Weitesten gehenden Wünschen meiner Freunde, also nicht mit mir; in dem Wege zum Ziele dagegen Einverständniß mit mir. Alliancen (mit den deutschen Staaten?) sollen das einzig zulässige Mittel sein; einer neuen Organisation bedürfe es daher nicht. . ."

„Verehrter Freund (schreibt Perthes dann Anfang Februar), ich übersende Ihnen eine etwas nähere Bezeichnung dessen, was man sich dort unter militärischer Oberleitung denkt. . . . Ich bin recht begierig auf Ihre weiteren Angaben; daß ich den nächsten Anstiftern Ihren Namen nennen darf, versteht sich doch eigentlich von selbst; es kann ja von Niemand sein wie von Ihnen. Fischer's Aufzeichnung trifft freilich einen ganz andern Punkt, als der nach Wunsch der Berliner getroffen werden sollte, aber auch das ist gut. . . . Eben erhalte ich Ihr Schreiben, nachdem ich vor einigen Minuten eine Sendung hatte abgehen lassen. Vielen und großen Dank für Ihr freundliches Entgegenkommen. Gelesen habe ich nur die letzten zwei Seiten, die treffen den Nagel auf den Kopf und werden gut thun. . . Ich habe Notizen freilich nur, aber sehr interessante

aus Berlin; wir werden uns wohl bald wieder sehen müssen... Ihren Namen mußte ich doch nothwendig nennen und sehe auch wirklich keinen Grund warum nicht . . ."

Die weiteren Besprechungen und Verhandlungen über diese Angelegenheit haben dann mündlich stattgefunden. Daß sie nicht fruchtlos waren, zeigt die Geschichte der nächsten zwanzig Jahre.

Inzwischen ward auch die von Roon zum Andenken an Griesheim unternommene Arbeit gefördert.

Am 4. März schrieb Roon darüber und über die damalige politische Lage [1]) an Fischer:

„Der Nekrolog ist an Fransecky abgegangen. Ich zweifle fast, daß er so, wie er ist, Gnade vor Schöler's Augen finden werde, dem er nach meinem Willen vorgelegt werden soll, damit er dasjenige darin bezeichne, was etwa, nach seiner Meinung, Griesheim oder den Seinigen zum Nachtheil gereichen könnte. Uebrigens, glaube ich, wird er ihm nicht dürr und trocken genug sein, denn er gehört zu den gemüthlichen Leuten, die sich dieser Eigenschaft schämen. Ich muß selbst gestehen, daß ich etwas aus dem hergebrachten Nekrologen-Styl herausgefallen bin, einmal weil ich mich meiner Gemüthlichkeit *nicht* schäme, zweitens und vornehmlich aber, weil Gr. überhaupt gar kein Gegenstand für einen Nekrolog im Dienstanzuge ist und nicht sein kann. Ein solcher müßte von ihm ungeheuer knapp zugeschnitten werden, könnte aber eben darum auch nicht das dünnste Heftchen füllen . . . Dieses Stückchen Arbeit ist mir daher wirklich sauer geworden, ohne daß es mir ganz genügt, ohne daß ich erwarten darf, es werde

[1]) Hervorgerufen durch den im Herbst 1853 ausgebrochenen Orientkrieg und die Stellung Preußens dazu.

Andere, seine Familie etwa ausgenommen, befriedigen. — Man muß halt vorlieb nehmen!

... Was hörst Du aus Berlin? Camphausen, den ich kürzlich sprach, ist in hellen Flammen gegen die Russen, besonders gegen die Raserei, die er in ihrer Halsstarrigkeit erblickt; darin konnte ich ihm nicht beistimmen, obgleich ich nichts dagegen habe, daß ihnen die Nase etwas heruntergebogen werde. Unsere Stellung zu der Frage soll den wunderbarsten Oscillationen unterworfen sein. Daß aber unser Quecksilber sich überhaupt im Wetterglase irgendwo — auf dem Siede- oder Gefrierpunkte — fixiren werde, möchte ich bezweifeln. Gebe doch Gott, daß wir uns nicht übereilen und noch mehr, daß wir nicht schließlich zu spät kommen. Heute spricht man hier von Manteuffel's Rücktritt, was ich nicht absolut für unglaublich halten würde, wenn man nicht auch Bonins bereits erfolgten Rücktritt damit verbände ..."

„Mein lieber Roon," antwortet Fischer am 9. März, „Dein Brief kam meiner Sehnsucht entgegen ... Den Nekrolog bin ich begierig zu lesen, bitte Dich nunmehr aber mir die Brochüren zurückzugeben ...

Aus Berlin höre ich ähnliche Dinge wie Du, der Hauptsache nach; das heißt, die wunderlichste Oscillation am politischen Barometer. — Für den Augenblick hege ich deshalb keine Besorgnisse, weil ich glaube, daß es noch nicht Zeit sei eine bestimmte Partei zu ergreifen. Besser wäre es freilich, wenn man dies bestimmt sagte, sich auf Alles gefaßt hielte, und den Andern die Ueberzeugung aufdrängte, daß man thun wird, was man für angemessen hält und will, und Niemand hoffen darf, uns zu imponiren oder zu überreden, wodurch an sich ein gutes Stück Arbeit gethan wäre. — Uebereilen werden wir uns aber nicht, und es scheint mir ziemlich gleichgültig, ob wir die Convention mit den Manteuffel'schen Bedingungen

oder gar keinen abschließen. — Die Frankfurter Weisheit besteht darin, daß wir abschließen, wenn die Oesterreicher uns die Parität in Frankfurt einräumen, und daß wir dies durch Schwankungen zwischen Oesterreich und Rußland zu erreichen streben, d. h. daß wir die Russen dazu benutzen um Oesterreich geneigt zu machen, daß es uns die Parität einräumt, wofür wir ihm eventuell helfen, die Russen zu Paaren zu treiben! — Das scheint mir auch kein klügerer Gedanke wie der vom deutschen militärischen Oberbefehl, von welchem Pourtales, wie es mir scheint, zurückgekommen war, woran wir vielleicht nicht ohne Antheil sind [1]). Der König soll sehr aufgebracht gegen Bunsen [2]) sein; weßhalb, weiß ich nicht. Vielleicht ist der Aermste diesmal der Sündenbock für die militärischen Oberherrlichkeitsgedanken, die er wenigstens im Herbst 53 nicht wieder erfunden, sondern nur an den Mann gebracht, denn wundern würde es mich gar nicht, wenn Aberdeen diese Velleität, weil wir nicht wollen, wie er will, an Andere mitgetheilt hätte, wo denn freilich nichts übrig bliebe, als leugnen und irgend Jemand Preis geben, weil wir nicht die Courage haben so gewollt zu haben. — Wir möchten gern ganz ungeheure Dinge ausführen und die Andern tüchtig hinter das Licht führen, ohne zu wagen und ohne unser zartes Gewissen nur im Mindesten unsanft zu berühren; — vielleicht gelingt es unserer sehr großen Klugheit, unsere Macht beträchtlich auszudehnen, ohne Blut zu vergießen — und dabei im Glanze der Tugend zu wallen!! Was Herzberg und Haugwitz nur gewollt, das werden wir erreichen!...?? —

Genug, jetzt drängt uns die Entscheidung. Wir wollen

[1]) Durch die oben erwähnten Schriften Roon's u. Fischer's und ihre Verhandlungen mit Perthes.

[2]) War Gesandter in London.

nicht thun, was Oesterreich unter Zustimmung der Westmächte von uns will, und wissen nicht, wie wir es lassen sollen. — Also — ein Expedient um Zeit zu gewinnen. — Wir beschäftigen uns mit neuen Versuchen des Friedensstiftens, und damit es uns gelingt, senden wir möglichst vornehme Unterhändler, den Fürsten Hohenzollern nach Paris, den Herzog von Braunschweig und, wenn der nicht will, den alten Nostiz nach London. — Das ist, was ich von Berlin weiß. — Manteuffel hat wirklich einmal wieder seinen Abschied gefordert, aber nicht darauf beharrt, und da ist denn über Nacht der Gedanke des Friedensstiftens gekommen und hält die Sache in der Schwebe. — . . .

Der Prinz (von Preußen) wird nächste Woche bei Euch durchkommen. — . . . Camphausen beurtheilt die europäische Krisis allein aus dem Gesichtspunkt der Politik: „Rußland begeht einen groben politischen Fehler, indem es seine Pläne auf die Türkei nicht ajournirt;“ er glaubte deßhalb auch noch vor 6 Wochen an den Frieden. — Daß übrigens Nicolaus in der Sache Unrecht, überdieß ungeschickt verfahren hat, und darum zu Lug und Trug gekommen ist, kann bei unbefangener Anschauung wohl kaum geleugnet werden. — Er mag zu beklagen sein, aber es ist so. — Der Hochmuth ist die Wurzel des Uebels . . .

Grüße Deine Frau und behalte mich lieb.

Dein Fischer.

Die erwartungsvolle Spannung über die Wege, welche die preußische Politik einschlagen würde, war bekanntlich damals in den politischen und auch militärischen Kreisen eine ungewöhnlich große; und sie kommt natürlich auch in dem lebhaften Briefwechsel zwischen Roon und Fischer zum Ausdruck. Letzterer war hierbei begreiflicher Weise mehr der

Gebende (da er sich unmittelbar an sehr guter Quelle befand und durch die Umgebungen des Prinzen von Preußen stets auf das genaueste orientiert war) — Roon dagegen damals der Empfangende. Immerhin wirft ihre Korrespondenz manche historisch interessante Schlaglichter auf das innere Getriebe der damaligen vaterländischen Politik.

„Ich habe heute,“ schreibt Fischer am 25. März „noch ein langes Gespräch mit dem gnädigen Herrn über die öffentlichen Angelegenheiten gehabt, nichts Neues erfahren, ihn aber beruhigter verlassen. Die Sache mit der Kaiser-Krone ist richtig, und es kann auch ganz richtig sein, wenn Dein hiesiger pommer'scher Freund (?) nicht darum weiß, weil sie in eigenhändigen Billets in diesem Jahre schon einmal wieder, und vor ganz Kurzem nochmals angeregt worden ist. — Meiner Meinung nach hat der Anreger auch für Preußen kein Recht zu seinem Wunsch, und wenn derselbe jemals aus dem Reich der Phantasie in die Wirklichkeit übertreten könnte, so müßte dies von A bis Z entschieden erklärt werden . . .“

In Roon's Antwort vom 29. März heißt es: „Vor einigen Tagen war C. (Camphausen?) bei mir; ich theilte ihm die Nachricht von der beabsichtigten Vertheilung von Scepter und Schwert mit, die er sehr glaubwürdig fand, dabei aber etwas aus der Façon gerieth. Schließlich beruhigte er sich und theilte meine Ueberzeugung, daß unsere Lage im Ganzen so günstig, daß sie, aller Excentrizitäten ungeachtet, doch nicht zu ruiniren sei. Von der neuesten in Berlin erwarteten Mission (General Heß aus Wien) erwarte ich endliche Abklärung unserer Position, die immerhin das Wünschenswertheste ist, was zunächst zu erstreben. Heute erwarte ich Perthes bei mir zu sehen. Ich habe ihm neulich Deinen Wunsch hinsichtlich seiner Einwirkung auf seinen Berliner Freund vorgetragen; er war noch zweifelhaft, ob er ihm Folge

geben sollte, da er wegen dessen Durchgängerei eigentlich ganz mit ihm und der Partei zerfallen sei . . ."

Bald darauf sprachen sich die Freunde, da Fischer auf der Durchreise nach Berlin Köln passierte.

Am 9. April schreibt F. wieder aus Koblenz:

„Mein alter Freund! vor der Abreise gab der Prinz mir ein Memorandum, welches Baron Stockmar ihm gesandt hatte und welches den Stand der öffentlichen und politischen Meinung in England über unsere Stellung, um Mitte März, ausspricht. Da der Prinz es nicht beantwortet hatte, so hielt ich es nothwendig, die orientalische Frage von unserm Standpunkte aus zu beleuchten, und schrieb deshalb an Stockmar, mit dem ich überhaupt in Correspondenz stehe, worauf ich von diesem gestern eine Antwort erhielt. Die 3 Piecen sende ich soeben an Camphausen mit der Bitte, mir seine Ansicht über den Gegenstand mitzutheilen und mir die Sachen durch L. zurückzusenden. Die Piecen selbst soll er Dir aber senden, und ich bitte Dich dann, sie durch L. an Perthes zu schicken ... Die Ansicht von Stockmar über unsern Gesandten in London theile ich zwar; ich wünsche sie aber nicht weiter zu verbreiten, weil ich nicht die Macht habe dafür Sorge zu tragen, daß ein besserer an seine Stelle kommt; die Wirksamkeit ist mir zu negativ. Die Verhandlungen zwischen Heß (österr. Spezial-Gesandter), Gerlach und Groeben gehen ihren confusen Gang, und ich hoffe einerseits, daß gar nichts zu Stande kommt, andrerseits fürchte ich, daß man so einfältig sein wird den Mai-Vertrag zu erneuern, um doch etwas gefällig zu sein. Ob der Prinz noch im Laufe der Woche herkommt, war vor einigen Stunden zweifelhaft, weil er nothwendig an der großen Unschlüssigkeit über die Armee-Veränderungen mitzuarbeiten hat. — Wenn ich mitzureden hätte, würde ich vorschlagen, daß man vor allen Dingen die schwatzhaften Greise abschaffte und

für Diejenigen, die man auf diese Weise nicht loswerden kann, ein selbstthätiges Maulschloß erfände. Gott besser's.

Dein tr. F.

Am 15. 4. dankt Roon für die interessanten Mittheilungen. „Die englische Beurtheilung unsers Thun und Lassens überrascht mich nicht," schreibt er. „Sie ist von den englischen Interessen diktirt, was Du in Deiner Gegenschrift an Stockmar sehr gut und scharf überzeugend dargethan hast. Gleichwohl ist es erwünscht, daß der Prinz v. Pr. davon Kenntniß genommen hat. Was Stockmar Dir geantwortet, hat mich, so geschickt es geschrieben ist, nicht überzeugt und Dich nicht widerlegt. Es ist, ungeachtet seines affichirten Preußenthums, unverkennbar der Ton der englischen Werbetrommel, der dem Unbefangenen daraus entgegenhallt. C. (amphausen) hat Deine Gedanken, daß England und Frankreich zunächst fester zugreifen und Garantien für die Dauer ihrer Verbindung geben müssen, bevor die deutschen Mächte ihnen vertrauen können, aufs Lebhafteste anerkannt und ausgesponnen . . . Vollkommen richtig ist es, daß wir uns nicht zu Englischen Landsknechten für Englisches Geld herabwürdigen dürfen; ebenso kann es gar nicht scharf genug betont werden, daß alle Erfolge zur See England allein zu Gute kommen, während seine Verbündeten nicht nur keinen Theil an diesen Vortheilen nehmen, sondern sogar direkt und indirekt dadurch benachtheiligt werden, indem John Bull's maritime Alleinherrschaft mehr zu fürchten als zu wünschen ist und seine dadurch herbeigeführte Zufriedenstellung ihn um so geneigter machen könnte, den künftigen Frieden ohne Berücksichtigung der Interessen seiner Verbündeten, ja vielleicht gegen dieselben zu contrahiren; die Selbstsucht der Politik, namentlich der englischen, macht einen solchen Ausgang sogar ganz wahrscheinlich. Wenn Stockmar uns Preußen die Schuld zuschiebt, daß wir zu Wien nicht

fester und hartnäckiger auf besseren Bedingungen bestanden haben, so vergißt er, daß es Metternich mit Hülfe Englands gelungen war, uns mit unsern Ansprüchen vollkommen zu isoliren. Wir müssen also bei Zeiten darauf denken und dafür sorgen, daß wir unsere Haut nicht umsonst zu Markte tragen . . .

. . . England ist gar nicht im Stande, auch nur 80000 Mann Landtruppen gegen Rußland zu verwenden. Glaubt man, daß sich John Bull breit schlagen lassen wird, 70 bis 80000 M. neu zu errichten? Und wenn ja! welche Zeit erfordert diese neue Organisation? Wie lange wird die Werbetrommel gerührt werden müssen, um diese Puddingfresser aus ihren Werkstätten fortzulocken in das verhaßte rothe Röckchen? Daß es nichts desto weniger endlich ausführbar ist, namentlich mit Auxiliar=Maßregeln, Errichtung gut bezahlter Fremdenlegionen ꝛc. — wer kann das bestreiten, aber werden nicht vielleicht inzwischen die Russen die Türken mit Haut und Haar verschlungen haben? Was würde es helfen, sie dann mit Fußtritten und scharfen Magenbürsten zum Wiederausspeien zu nöthigen? Es würde ein miserabler Jonas zum Vorschein kommen. — Und dennoch! dennoch sollten sich Oesterreich und Preußen nicht zur Führung des Continental=Krieges hergeben, bevor sie hinlängliche Garantien für die getreue und kräftige Mitwirkung der Seemächte und für die Berücksichtigung ihrer speziellen Interessen erhalten haben . . . Da sind wir erst an der rechten, eigentlichen Schwierigkeit angekommen, zumal wenn man anderseits die Besorgniß vor Rußlands drohender Universal=Herrschaft in's Auge faßt . . .

Wenn wir übrigens mit Formulirung unserer Ansprüche begonnen hätten . . . und nicht mit gewissen romantischen Nebelbildern, so würden die praktischen Engländer uns sogleich verstanden, vollkommen gewürdigt und ihre Partie definitiv

ergriffen haben; die ganze Situation wäre klar und die Entscheidung würde sich natur- und sachgemäß entwickeln, während unser bisheriges Delirium noch gar kein Ende absehen läßt, wenigstens kein gutes: denn die ominösen beiden Stühle von Anno 5 sind wieder auseinander gerückt, und ich fürchte, wir werden uns sehr fühlbar auf ein gewisses Parthie'chen gesetzt finden . . ."

Ein bald darauf erfolgter Besuch Fischer's in Köln ermöglichte die ausführliche mündliche Besprechung dieser verwickelten politischen Situation, ohne daß die Freunde einen direkten Einfluß auf die Entwickelung ausüben konnten. Die damals von Roon hervorgehobene Wichtigkeit der Maaslinie, deren Besitz uns unser Rheinland sichern und unsere Westgrenze am besten vor Invasionen schützen würde — verkannte zwar F. auch nicht, glaubte jedoch nicht, daß sie zu erlangen sein würde auch bei etwaiger Fortsetzung der Verhandlungen mit den Westmächten. — Am 7. Mai kam Roon schriftlich noch einmal darauf zurück: „Gegen Deine Ansicht über unsere Maas-Grenze hätte ich noch Manches zu sagen, aber es wäre hier müßig. Die Erheblichkeit dieser Frage erkennt Camphausen vollkommen an, wie es denn auch für die Borussifizirung der Rhein-Provinz eine Lebensfrage ist. Vor etwa 3 Wochen ist einer unserer Berliner Freunde hier durchgegangen, um sich von der Devastirung und Desarmirung der Maas-Plätze, im Auftrage unserer Regierung, unter der Hand Ueberzeugung zu verschaffen."

„Das Erscheinen des Nekrologs (für Griesheim) hat eine neue Verzögerung erfahren, indem ein gewisser sehr großer Mann mit einer ungewissen sehr kleinen Seele sich darüber entrüstet hat, daß dem Verstorbenen zu viel, ihm aber zu wenig Ehre widerfahren. Ich habe einen letzten Versuch gemacht, die Wahrheit nicht zu sehr zu verletzen und doch allen

Affen und Äffchen ihre Stücken und Stückchen Zucker zu verabreichen. Wäre es nicht Fransecky's wegen, hätte ich meine Arbeit längst zurückgezogen und selbstständig bei Decker drucken lassen. Indeß habe ich nun definitiv erklärt, in keine weitere Aenderung mehr zu willigen. Das Schriftchen wird ohnehin schon in einem jämmerlich zerhackten und geflickten Zustande erscheinen . . ."

Am 19. Mai kündigt Fischer abermals seinen persönlichen Besuch an und fährt dann fort . . . „Von der Politik dispensire ich mich heute zu sprechen. Das eklatant gewordene Zerwürfniß zwischen dem König und dem Prinzen (von Preußen) ist durch Fehler von beiden Seiten entstanden . . . Wie man aber auch über die Sache denken mag, so liegt es im Interesse der Königlichen Familie und des Landes, daß dies Zerwürfniß nicht fortbestehen bleibe; ich meine natürlich nur äußerlich, denn es zu heben wird unmöglich sein. Soviel für Dich allein; mündlich mehr . . ."

„Hinsichtlich des großen Conflikts, dessen Du gedenkst" — antwortet Roon am 22. — „bin ich vollkommen mit Dir einverstanden. Es scheint mir freilich, als wenn Du dabei von andern Vordersätzen ausgegangen als ich, doch kann ich mich auch irren. Nous verrons! . . ."

Am 24ten sahen sich die Freunde wieder.

In denselben Tagen hatte Roon seine Schrift über Griesheim's Leben, nachdem sie endlich im Drucke erschienen war, auch Seiner K. H. dem Prinzen von Preußen überreicht. Von diesem empfing er darauf folgendes Schreiben, in welchem u. a. die oben mitgetheilten Nachrichten Fischer's in vollem Umfange bestätigt wurden:

Baden, 27. 5. 54.

Herzlichen Dank für Ihre ebenso intéressante als würdige Schrift, durch deren Uebersendung Sie mir einen Genuß

bereitet haben. Schade, daß Manches reagirt worden ist! Was wird aber jetzt nicht alles reagirt! An mir wird ja auch genagt! Ich hoffe am 7ten und 11ten Juny meine persönliche Stellung zum Könige wieder völlig herzustellen, denn — die darf und kann nicht altérirt werden. Aber meine politische Position werde ich vor mir und der Welt, in aller Conséquenz aufrecht erhalten, und von nun an daher völlig fremd diesen Dingen bleiben, was ich durch meine Abreise beweisen wollte.

Wenn man, wie ich, auf Befehl des Königs, Ihm geholfen hat auf einer bestimmten politischen Bahn, kann Er nicht von mir verlangen Ihm nun auf einer andern Bahn zu helfen. Daß aber diese andere entgegengesetzte Bahn gegangen werden soll, geht aus Bonin's Entlassung hervor, der der Mit-Träger dieser früheren Bahn war, welche Entlassung aber aus keinem andern Grunde erfolgt ist, als um seinen Widerspruch bei einer politischen Schwenkung nicht zu erleben. Erfolgt diese Schwenkung nicht, so werden meine Feinde mir wenigstens dies dann nicht anrechnen können, weil sie wissen, daß ich unthätig war!

Da ich kein Beamter bin, der seine Entlassung nimmt, wenn die Anordnungen seines Königs ihm nicht gefallen, sondern unter Leid und Freud mit dem König ausharren muß, so werde ich als sein erster Unterthan, auch sein erster Gehorsamender sein; aber behülflich eine Inconséquenz zu begehen, kann ich nicht sein!

Ihr

Prinz von Preußen.

P. Scr. Diese Ansichten brauchen Sie nicht gerade geheim zu halten."

Es muß hier daran erinnert werden, daß der Prinz von Preußen, trotz seiner großen persönlichen Freundschaft für den

Kaiser Nikolaus, auf Wunsch des Königs auf die im Anfange des Jahres 1854 mehr zu den Westmächten neigende Politik des Königs eingegangen war — es nun aber auch für richtiger hielt, daran festzuhalten; und daß die damalige Entlassung des Kriegsministers von Bonin bekanntlich wegen seiner ausgesprochenen Gegnerschaft gegen Rußland erfolgt ist.

Mit Bezug auf die vorstehend erwähnte Entlassung des Kriegsministers im Jahre 1854 möge noch angeführt werden, daß Roon — wie er später erfahren — schon damals als Nachfolger vorgeschlagen worden. Einflußreiche, dem Könige nahestehende politische Vertraute — unter ihnen z. B. der Feldmarschall Graf zu Dohna, die Oberpräsidenten von Senfft und Kleist-Retzow — hatten auf sein festes, charaktervolles Wesen und seine bemerkenswerte Einsicht aufmerksam gemacht. Indessen war der Gedanke, da Roon noch Oberst war, und wohl auch aus andern Erwägungen, wieder fallen gelassen worden. Ob auch der Prinz von Preußen damals jenen Vorschlag unterstützt hatte, ist nicht bekannt geworden, wenn wir auch gesehen haben, daß er Roon fortgesetzt Beweise seiner Wertschätzung und Anerkennung gab.

Zunächst indessen wurde dieser — nachdem auch das Jahr 1855 ohne Ereignisse von erwähnenswerter Bedeutung vorübergegangeu war — einen Lebensweg geführt, der ihn wieder für einige Zeit in ganz andere Umgebungen brachte und auch den Augen seines erlauchten Gönners entrückte: am 26. Juni 1856 wurde er nämlich zum Kommandeur der 20. Infanterie-Brigade ernannt.

Mit schwerem Herzen trennte er sich von seinem wackeren Regiment, an dessen Spitze er so segensreich gewirkt hatte; und mit nicht geringerem Bedauern sah das Regiment seinen bewährten Kommandeur scheiden — den sein Weg wieder gen Osten — nach Posen führte.

Elftes Kapitel.

Roon verließ das Rheinland nur ungern. Zehn Jahre hatte er dort gelebt und gewirkt; er sowohl wie seine Familie ließen ihre besten Freunde daselbst zurück, zahlreiche Beziehungen, fast alle Lebens-Interessen verknüpften ihn mit Bonn, Koblenz und Köln. Wie ein Verschlagen an unwirtliches Gestade mußte ihm daher die Versetzung nach dem fernen, ihm ganz fremden und (zumal im Vergleiche zu den Rheingegenden) unfreundlichen Posen erscheinen. Daß mit dieser Versetzung eine Beförderung verbunden war, konnte die Unannehmlichkeiten des Wechsels doch nur unerheblich mildern. Denn diese Beförderung war schon längst erwartet, und es konnte als kein besonderes Glück erachtet werden, daß er sich im Alter von 53 Jahren endlich an die Spitze einer Brigade gestellt sah. Auch ließ sich voraussehen, daß die Auflösung und Wiedereinrichtung des großen Hausstandes, die weiten Reisen 2c. neue Opfer unvermeidlich machen würden, die dem Mittellosen manche Sorge bereiten mußten. — „Die Stunden unseres Zusammenseins sind gezählt" — so schrieb er schon unter dem ersten Eindrucke der Nachricht, am 4. Juli 1856, an Perthes — „Sie werden schon erfahren haben, daß ich als Brigade-Kommandeur nach Posen versetzt worden bin.

Ich bin nicht niedergeschlagen, aber innerlich wie äußerlich sehr in Bewegung, vorzüglich wegen der vielen Liebe, die mir von allen Seiten bewiesen wird und an die ich auch großenteils glauben muß — die ich dennoch in diesem Maße nicht zu verdienen glaube. — Gestern früh hat man von mir die Fahnen abgeholt. Das war ein böser Augenblick!"

Als ein besonderes Geschenk sah Roon es an, daß die Umstände ihm einige Tage darauf noch ein längeres Zusammensein mit Freund Perthes ermöglichten. — Bei seiner Abreise erhielt er übrigens von vielen maßgebenden Seiten die Versicherung, man werde dafür sorgen, daß er bei passender Gelegenheit und sobald als möglich an den Rhein zurückberufen würde; vor allen hatte der Prinz von Preußen nach Empfang der Nachricht umgehend an Roon geschrieben:

Wildbad, 6. 7. 56.

Mit großer Freude habe ich aus Ihrer Meldung Ihre Beförderung ersehen, aber ich trauere mit Ihnen, daß Sie nicht bei uns bleiben konnten. Ich hoffe zwar, daß Sie einst in eine Stellung an den Rhein zurückkehren, zu der ich Sie vorzugsweise vorgeschlagen habe, wenn sie vacant wird; aber ich kann nur hoffen, und muß nur bedauern, daß man Sie en attendant so weit fortschickt. Persönlich ist mir Ihre Entfernung ungemein leid, da nun unsere intimeren Besprechungen aufhören, was mir eine empfindliche Lücke ist! Ihrer Gemahlin mich angelegentlichst empfehlend

Ihr

Prinz von Preußen.

Die also mehrfach erstrebte Rückversetzung Roon's an den Rhein hätte von diesem natürlich nur dann gewünscht werden können, wenn sie bald, und bevor die Etablierung des Hausstandes in Posen erfolgt war, ausführbar gewesen wäre. Da

dies nicht zu ermöglichen war, so mußte Roon sich auf eine spätere Anfrage selbst dagegen erklären, als sich (im Frühjahr 1857) eine Gelegenheit bot; und Posen blieb also bis zu seiner Ernennung zum Divisions-Kommandeur (im November 1858) seine Garnison.

Binnen kurzem hatte er sich mit den dortigen Verhältnissen vertraut gemacht. Seine dienstlichen Pflichten führten ihn zunächst in die Provinz. Aus Fraustadt, Pleschen, Wreschen, Schrimm, Krotoschin, Rawitsch, Lissa ꝛc. sind daher die Briefe datiert, welche er in den nächsten Monaten an seine Frau, sowie an die Freunde Fischer und Perthes „am schönen, grünen Rhein“ richtete; diese Korrespondenz blieb einstweilen seine einzige innerliche Erholung.

Nebenbei boten ihm seine Reisen die beste Gelegenheit, direkte Beobachtungen über Land und Leute zu machen, zumal das Aushebungsgeschäft und die darauf folgenden Truppen-Uebungen ihn vielfach in unmittelbare Berührung mit allen Kreisen der Bevölkerung brachten.

Im ganzen fand er sich in seinen — freilich wohl nicht hochgespannten — Erwartungen über die herrschenden Zustände angenehm enttäuscht. „Die Dinge im Großherzogtum“ — schreibt er z. B. am 1. August an Fischer — „haben nach Allem, was ich vernehme, ein eigenthümliches, fast günstiges Aussehen gewonnen. Die Landeskultur ist sichtlich gewachsen, die Wohlhabenheit hat entsprechend zugenommen. Die Partheiungen existieren freilich noch, aber die gegenseitigen Reibungen sind unmerklich, und der Polonismus grollt wohl bitter, doch nicht laut weiter. Bei alledem fehlt das Vertrauen in den Bestand der Dinge auch den Deutschen, ja den wärmsten Preußen; es muß fehlen, so lange die Regierung sich bloß tragen und treiben läßt, von der Hand in den Mund lebt und nicht den Muth hat, organisch zu wirken und gestaltend

in das öffentliche Leben einzugreifen. Der Adel lebt stiller und zurückgezogener als je; er sammelt Geldkräfte zu gelegentlichen neuen Anstrengungen. Der Mittelstand aber hütet sich wohl, die seinigen mit derjenigen Freiheit im Lande arbeiten zu lassen, die allein aus dem Glauben an den Bestand der öffentlichen Verhältnisse entspringen kann. Das sind freilich nur Gedanken, die auf flüchtigen Eindrücken beruhen; mein jetziges Geschäft ist aber wohl geeignet, mich schnell in die Geheimnisse dieses Landes einzuweihen. — —“

In anderen Briefen äußert er sich auch sehr angenehm überrascht über die meistens gute materielle Existenz und die unerwartete Reinlichkeit, zum Teil sogar Behaglichkeit, welche die polnischen Wirtshäuser darboten. Das vorsichtig mitgenommene „Insekten-Pulver“ bleibt „ohne Verwendung“, und die von der sorglichen Gattin beigepackten eigenen Bettstücke können bald „als unnützer Ballast“ anerkannt und nach Posen gesandt werden. Mehrfach hat er auch Veranlassung, die liebenswürdige Gastlichkeit und die zuweilen nur zu opulente Aufnahme zu erwähnen, welche angesehene Leute in Stadt und Land ihm darboten. In einigen Fällen hat diese Gastfreundschaft auch für ihn selbst wohlthuende Bekanntschaften vermittelt, die zum Teil einen dauernden Wert behalten sollten.

Auch über seine neuen dienstlichen Verhältnisse und Umgebungen berichten Roon's Briefe gelegentlich. Da erfahren wir denn freilich wiederholt, daß er sich im ganzen wenig befriedigt fühlte. Nachdem er zehn Jahre lang in Dienstverhältnissen gewesen war, in denen er — als Chef des Generalstabes und ebenso als Regiments-Kommandeur — seine volle Arbeitslust und Arbeitskraft zur Geltung zu bringen und außerdem bei jeder Gelegenheit mit seiner ganzen Persönlichkeit einzutreten Anlaß hatte, konnte die Stellung als

Brigade-Kommandeur (in welcher er am 15. Oktober auch zum Generalmajor befördert worden war) ihm thatsächlich in keiner Weise genügen. Uebrigens sprach er sich über die Einsicht seiner damaligen Vorgesetzten meist nur anerkennend aus, und auch die Leistungen seiner Untergebenen mißfielen ihm nicht, nachdem er dieselben bei verschiedenen dienstlichen Veranlassungen näher kennen gelernt hatte. In dieser Hinsicht mag hier nur eine Aeußerung Platz finden, weil es für Roon's eigene bezügliche Anschauung charakteristisch ist, wenn er schreibt: „— — Ueberhaupt gefällt mir alles, was ich bisher von den mir Untergebenen gesehen habe — mit Ausnahme einer gewissen servilen Art von Aufmerksamkeit und Unterthänigkeit, welche ich nur gegen Frauen am Platz finde; diese Manier scheint hier landesüblich, man muß sich also darin schicken. Nur wenn ältere Leute, wie z. B. der lange L., darin excelliren, so ist sie kaum erträglich!" — —

Ausführliches über die damaligen allgemeinen und geselligen Verhältnisse in Posen erfahren wir sodann aus einem Briefe vom 20. 1. 57 an den treuen, stets teilnehmenden Fischer:

„In unserer freilich recht theuren und beschränkten, sonst aber behaglichen Wohnung (Wilhelmstraße, vis à vis der Post, 2 Treppen hoch) befinden wir uns ganz wohl. — — — Was die geselligen Verhältnisse betrifft, so weißt Du, daß Posen eigentlich eine sehr kleine Stadt (inmitten vieler schauderhafter Dörfer) mit einer verhältnißmäßig großen Gesellschaft ist. Wir erfreuen uns innerhalb derselben aller Vor- und Nachtheile des Noviziats. Die Gesellschaft — lediglich eine Offizier- und Beamtengesellschaft — hat außer der durch ihre Zusammensetzung bedingten Einseitigkeit auch an den Mängeln der Kleinstädterei zu leiden, und entschädigt — uns wenigstens — nicht durch eine gewisse, fast übertriebene Leb-

haftigkeit des geselligen Verkehrs. Dieser letztere geht, wie ich hoffe, einer neuen und angenehmen Gestaltung entgegen durch den Einfluß, den das Haus unseres neuen commandirenden Generals darauf natürlich ausüben muß. — — Uebrigens fehlt es der hiesigen Gesellschaft nicht an recht angenehmen Elementen; und wenn wir erst vollkommen orientirt sein werden, so wird es uns wohl gelingen, in dieser Beziehung unser bescheidenes Bedürfniß nach Wunsch zu befriedigen. Jetzt müssen wir zunächst mit den Wölfen heulen und allen Trubel theilen, ja, soweit es geht, vermehren helfen; später hoffe ich eine isolirtere gesellige Stellung für mich und meine Frau gewinnen zu können. — — In Summa: meine hiesige Situation ist leidlich, und ich habe die Hoffnung nicht aufgegeben, mich damit zu befreunden; vorausgesetzt, daß der liebe Gott mich und die Meinen gesund erhält, müssen und dürfen die lokalen Widerwärtigkeiten mich nicht unterkriegen — das steht wohl fest. Dies möge Deinen freundlichen Gesinnungen für uns genügen."

Bei dieser Gelegenheit mag eingeschaltet werden, daß die Erwartungen, welche Roon von dem wohlthätigen Einflusse des neuen kommandierenden Generals (Graf Waldersee) und seiner allseitig als sehr bedeutend geschilderten Gemahlin für die Posener Verhältnisse hegte, sich in den nächsten Jahren in vollstem Maße erfüllten. Er selbst und die Seinen haben während des wohlthuenden Verkehrs im Waldersee'schen Hause besonders viele Annehmlichkeiten und Beweise herzlichen Wohlwollens empfangen, so daß sie sich dessen stets in warmer Dankbarkeit erinnerten.

Durch politische Ereignisse wurden die geselligen Freuden jetzt nicht gestört: man lebte im Winter 1856/57 in einer stillen, wenig interessanten Zeit. Nur einmal waren in diesen Monaten die Gemüter, namentlich in den militärischen Kreisen,

in etwas lebhaftere Aufregung gekommen, die sich aber auch bald wieder beruhigte. Die Doppelstellung des preußischen Fürstentums Neuenburg, welches zugleich ein Kanton der Schweiz war, drohte ernsthafte Konflikte mit letzterem Lande herbeizuführen. Schon waren die Truppen bezeichnet, welche für das zum Einschreiten bestimmte preußische Korps mobil gemacht werden sollten, als es der Vermittelung Louis Napoleons noch rechtzeitig gelang, den Bruch zu verhindern. Die politische Erregung beruhigte sich um so schneller, als außer den thatendurstigen jungen Offizieren eigentlich niemand einen Krieg aus solcher — man könnte fast sagen romantischer — Veranlassung für wünschenswert erachtet hatte. Immerhin hatte die Angelegenheit die damals thatsächlich bestehende Hegemonie Frankreichs in ein für preußische Empfindungen wenig erquickliches helles Licht gestellt; und außerdem hatten die Kriegsvorbereitungen das unerfreuliche Resultat gehabt, daß die schon seit einigen Jahren zu beklagende innere Entfremdung zwischen dem Könige und seinem dem Throne zunächst stehenden ältesten Bruder sich noch vergrößerte. Der Prinz von Preußen fühlte sich nämlich empfindlich gekränkt, daß nicht er, sondern ein in der Anciennität jüngerer General für den eventuellen Schweizer Feldzug zum Oberbefehlshaber designiert worden war. Wie ernsthaft der Prinz diese vermeintliche Zurücksetzung empfand, ist u. a. auch aus seinem nachfolgenden Briefe an Roon ersichtlich:

Berlin, den 11. Februar 1857.

Lieber spät als gar nicht — muß das Motto sein, mit dem ich diese Zeilen beginne! Da sie aber eigenhändig sein sollten, so müssen Sie schon deren Verzögerung entschuldigen: aber heute nicht weniger aufrichtig als herzlich, erfolgt meine Danksagung, als wenn sie am 1. Januar ge-

schrieben wäre, für Ihre freundliche Theilnahme zu meinem Jubiläum. Man hat mir zu demselben zu viel Ehre erwiesen, die ich überhaupt nur für den redlichen Willen annehmen kann, den ich freilich in meine Dienstobliegenheiten stets zu legen gesucht habe. Die Leistungen stehen aber immer in sehr minimem Verhältniß zu der Dauer von 50 Jahren! Sie berühren eine schmerzliche Corde in Ihrem lieben Schreiben — mein Zuhauselassen bei dem bevorgestandenen Kriege! Sie können denken, wie schmerzlich mich der Contrast meiner Jubiläum-Feier mit jenem éclatanten Zeugniß des Nicht-Brauchens — berührte! daß kein Krieg wurde, ändert in dem Gefühl nichts!

Nun leben Sie wohl und gedenken Sie ferner so freundlich meiner, wie dies Ihre Zeilen mir aussprachen.

Ihr

Prinz von Preußen.

(Nachschrift). Ihr Sohn-Page[1]) wird Ihnen meine Entschuldigungen über die verspätete Antwort wohl schon gemacht haben. Ihrer Gemahlin bitte ich mich angelegentlichst zu empfehlen."

Dieselbe Angelegenheit bildete auch den Inhalt eines Schreibens Fischer's. Derselbe teilte übrigens die Auffassung des Prinzen nicht, sondern war nach seinen Informationen im Gegenteil der Ansicht, daß man in Berlin aus ganz besonderer Rücksicht den Prinzen mit diesem Kommando verschont habe. Es hätte sich schon von Anfang an voraussehen lassen, daß in dieser Sache nicht Ernst gemacht werden würde; und selbst wenn dies wider Erwarten noch geschehen sollte, so

---

[1]) Roon's zweiter Sohn Bernhard — derselbe, welcher im Jahre 1870 bei Sedan den Heldentod fand — war damals Leibpage Sr. K. H. des Prinzen von Preußen.

bleibe es immer sehr zweifelhaft, ob bei diesem, jedenfalls unter steter starker Einwirkung der diplomatischen Verhandlungen stattfindenden Feldzuge irgend welche Lorbeeren für den Prinzen zu holen seien. — — —

In demselben, vom 6. Februar datierten Briefe sprach Fischer sich auch noch ausführlich über die allgemeine politische Situation bei dieser Neuenburger Frage aus.

Aber schon kurze Zeit darauf sollte der Meinungsaustausch zwischen den Freunden ein unerwartet jähes Ende finden: am 7. März 1857, ohne vorhergehende Krankheit, traf den von einem Spazierritte heimkehrenden, rüstigen General Fischer ein Lungenschlag, und eine Stunde später stand das Herz dieses edlen, bedeutenden Mannes still.

Auf das tiefste wurde Roon erschüttert von dieser schmerzlichen Todesnachricht, die in den weitesten Kreisen die lebhafteste Teilnahme erregte.

„Sie werden," schreibt auch der Prinz von Preußen aus Koblenz am 28. 3. 57 an Roon, „Fischer's jähen Tod mit uns und Jedermann tief empfunden haben. Es ist ein großer Verlust für sein Fach, die Armee und für uns hier noch speziell. — — Tausend Dank" — heißt es in demselben Briefe — „für Ihre lieben Wünsche und Ihre Theilnahme bei Gelegenheit meines Geburtstages! Sie bezeichnen mein betretenes neues Lebensjahr als ein solches, welches mir, so Gott will, neue Freuden durch meine Kinder bereiten wird! Ueberhaupt, wenn man ein 60er geworden ist, muß man sich nur noch in den Kindern fortlebend ansehen, und dann kann es nur ein glückliches Fortleben sein, wenn der Himmel die Gnade erwies, daß die Kinder wohl geriethen! — — Hätten Sie nicht Lust, bei vielfach vorauszusehenden Armee-Veränderungen nach dem Rhein zurückzukehren? Ich würde

mich dann dafür verwenden. — Ihren Sohn[1]) in meinem Regiment zu sehen, wird mich sehr freuen. — —

Ihr treu ergebener

Prinz von Preußen.

Von den rheinischen Freunden äußerte sich besonders Perthes in ausführlicher Weise über Fischer's Verlust:

„Mein Verhältniß zu F.," schreibt er im April an Roon, „war ein ganz anderes wie zu Ihnen; es gründete sich, möchte ich sagen, auf ein bewußtes Wollen, während das zu Ihnen in einem unbewußten Zuge instinctiver Natur seine ersten Wurzeln hatte, aber es war doch auch ein wirklich nahes; meinem Gedankenverkehr ist eine Lücke gerissen, die schwerlich wieder ausgefüllt werden wird. Seine politische und seine kirchliche Stellung beschäftigte mich, regte mich an und reizte mich — nicht ihrer selbst wegen, sondern weil sie die des Generals Fischer war, den ich nicht allein ehren und achten mußte, sondern auch lieb hatte. Wenn Kant statt Philosoph ein Ingenieur-General geworden wäre, so würde er glaube ich eine sehr verwandte Stellung wie die Fischer's eingenommen haben. In Fischer verkörperte sich Eine der geistigen Triebkräfte, durch die unsere Armee zu dem wird, was sie ist: ein nüchternes Pflichtgefühl, dem aber der philisterhafte Beigeschmack durch brennenden Ehrgeiz genommen und Leben und Bewegung zugeführt ist; oder wenn Sie lieber wollen: militärischer Ehrgeiz, gebändigt durch ein starkes und wahres Pflichtgefühl. Ich habe großen Respekt vor diesem die Monarchie durchziehenden Zuge, der dazu treibt: seine Schuldigkeit zu thun, aber zugleich doch auch immer das Avancement im Auge hat; ich glaube, daß Preußen denselben

[1]) Den vorerwähnten bisherigen Leibpagen.

weder im Militair noch im Civil entbehren kann; aber es bleibt immer nur Eine von mehreren Kräften. Kein Staat und keine Armee und am wenigsten Preußen kann Männer entbehren, die auf den Feind losstürzen, nicht weil sie sich sagen: meine Pflicht verlangt das von mir, sondern weil sie es gar nicht lassen können, so wenig wie der Fisch das Schwimmen, der Vogel das Fliegen. Solche unmittelbare Naturen sind es doch in allen Lebensverhältnissen, welche ihnen Bewegung, Reiz und die Richtung auf das Hohe und Große geben; Gott wolle unserer Armee neben dem triftigen Pflichtgefühl den ritterlichen Geist erhalten! Ein Vertreter des Ersteren war Fischer in ungewöhnlichem Grade, und was die Armee und der Staat an ihm verloren haben, that sich bei seinem Tode sehr allgemein und lebhaft kund; mir ist in ihm zugleich ein sehr lieber Freund gestorben, dem auch ich Etwas war. Der erste Eindruck, den die Nachricht seines Todes auf mich machte, war, verzeihen Sie den Ausdruck, der des Betroffenseins darüber, daß auch dieser Mann so ganz wider Neigung und Willen sich auf den ersten Ruf Gottes vor dem Tode beugen mußte. Acht Tage ehe er starb, war er hier, ich brachte den ganzen Tag mit ihm zu; er war so frisch, so kräftig, so gesund und so geistig lebendig, wie ich ihn seit einem Jahre nicht gesehen hatte; auf meiner Stube untersuchte ihn Dr. Wolff und fand ihn besser als im Herbst; das Herzübel sei nicht vorgeschritten, sagte er mir, doch fügte er hinzu: es ist keine Heilung, sondern nur Aufschub; er schrieb ihm vor, im Mai nach Homburg zu gehen. Nun weht die Frühlingsluft schon im April über seinem Grabe; er bleibt mir wie Ihnen für alle Zeit ein lieber Mensch und Freund!"

Der Briefwechsel zwischen Roon und Perthes war übrigens schon bald, nachdem ersterer den Rhein verlassen hatte, ein sehr reger geworden. Nach Fischer's Tode belebte er sich noch

mehr; denn beide Männer fühlten sich durch diesen Verlust verlassener und einsamer und empfanden so noch mehr als zuvor das Bedürfnis sich fest aneinander zu schließen; und da die Gelegenheiten, in denen sie sich mündlich das Herz öffnen und erleichtern konnten, jetzt sehr viel seltener wurden — so ergab sich daraus ganz natürlich die Notwendigkeit schriftlicher Unterhaltung. Seltsam war es, wie sie dabei eigentlich beide die Erfahrung machten, daß sie, obwohl schon seit zehn Jahren befreundet, sich auf diesem schriftlichen Wege nun erst recht näher kamen, mehr noch als bei dem mündlichen Verkehr; oder wenigstens: daß ihnen die unausgesprochen schon geraume Zeit in derselben Wärme vorhanden gewesene gegenseitige Herzensstellung nun erst zum eigenen klaren Bewußtsein kam, da sie genötigt waren, dieselbe schriftlich zu erörtern. Da sie beide ursprünglich zurückhaltende, in sich abgeschlossene und oft wortkarge Naturen waren, die zum Anschluß an andere mindestens immer längere Zeit brauchten, wären sie vielleicht ohne längere Trennung gar nicht so weit mit einander gekommen.

So aber hatte Roon's mit lebhafter Sympathiebezeugung geäußerter Zuruf an Perthes, ihn öfter etwas von sich hören zu lassen, bei letzterem — schon Monate vor dem zuletzt mitgeteilten Schreiben — freudigen Widerhall gefunden. „Sie wissen nicht, mein lieber und verehrter Freund“ — hatte Perthes damals geantwortet — „welche Freude Sie mir durch Ihren Brief bereitet haben, auch seines Inhaltes wegen; auch weil aus jeder Zeile das bärtige Soldaten-Gesicht heraussieht mit seinem ganzen strengen Grimm, welcher näher beschaut sich in pure Freundlichkeit auflöst; aber vorzüglich doch noch aus einem andern Grunde. Ich habe lange schon das sichere Gefühl, daß Sie mir ein wirklicher und wahrhaftiger Freund sind, der mich nicht loslassen kann und wird, auch wenn er

als General in der Hundetürkei „den Haufen regiert“; ich weiß es, daß ich unter allen Umständen im Leben und Sterben auf Sie rechnen kann; das weiß ich vielleicht besser als Sie selbst, aber es deucht doch sehr angenehm, wenn eine solche innere Gewißheit nun auch gelegentlich zu Fleisch und Bein geworden von Außen an den Menschen herantritt, und das that sie z. B., als wir zwischen den wogenden Waizenfeldern bei Godesberg und Plittersdorf[1]) von einander gingen — und nun wieder recht lebendig durch Ihren Brief; haben Sie Dank dafür! — — es giebt gar Manches, das fühle ich immer wieder, über das ich mit Niemand, wie mit Ihnen sprechen mag. Abschied nehmen von Menschen, denen man wirklich angehört, gehört zu den größten Widersprüchen des widerspruchvollen Lebens; äußere Scheidung bei innerer Einheit. — — —“

Auf das herzlichste stimmte Roon in diesen warmen Ton ein: „Ja mein lieber trauter Freund!“ — heißt es in seiner Antwort — „Sie können unter allen Umständen, im Leben und Sterben, auf mich rechnen, so viel und so wenig das bei meiner Schwachheit auch bedeutet. Es verging und vergeht seitdem, ja seit unserer Trennung kein Tag, daß ich Ihrer nicht mit aufrichtiger Herzenswärme gedächte; daß ich nicht durch den Verkehr und Vergleich mit den Menschenlarven, denen man begegnet, darauf hingewiesen wurde. Und wie selten begegnet man einem ganzen Menschen! Wohl uns, daß wir in unsern Frauen, in unsern Kindern den Widerhall zu finden und zu wecken vermögen, dessen man bedarf, um sich wohl und heimisch zu fühlen und das niederbeugende Gefühl der Vereinsamung zu mildern, das uns sonst, namentlich in neuen Lagen und Umgebungen, überwältigen möchte. Dennoch

---

[1]) In der Gegend von Bonn.

bleibt eine Lücke in unserem Leben, wenn man der Erfrischung entbehrt, die aus dem traulichen Wechselverkehr mit einem Herzensfreunde erwächst, weil gerade die besten Frauen, ihrer Natur gemäß, mehr zum Empfangen als zum Geben geschaffen sind. Diese Lücke fühle ich in meinen hiesigen Verhältnissen schmerzlicher als je und ich fürchte wohl mit Recht, daß ich, je älter ich werde und je exklusiver meine dienstliche und gesellschaftliche Stellung wird, umsoweniger Aussicht habe, sie ausgefüllt zu sehen, während mich doch eben diese Stellung zwingt, mich in einem größeren Kreise zu bewegen und mit einer großen Zahl von Menschen, die mir innerlich fremd oder gleichgültig sind, glatt zu benehmen." — — Je weniger Roon nach seiner Eigenart es vermochte, „diese innerlich fremden" Menschen ahnen zu lassen, daß er in Posen vieles vermißte, desto rückhaltloser war er dem Freunde gegenüber mit seinen Bekenntnissen.

„Seit dem Juli (schreibt er z. B. am 9. November 1857) habe ich wie Diogenes mein Faß gewälzet ohne Unterlaß, d. h. ich habe exerzirt und manövrirt bis Mitte September, und nicht ganz ohne Spaß daran; hierauf aber ohne allen Spaß den erforderlichen, ganz leeren und nutzlosen Papierkram überwältigt und thue desgleichen bis zur Stunde. — — Jagdvergnügen und ferner lieber Besuch, u. A. aus Pommern von der mir sehr lieben Familie Blanckenburg, boten einige Zerstreuung; eine weitere will ich in einigen Tagen folgen lassen, bevor ich mich winterlich einspinne; ich will nämlich auf einige Tage nach Berlin gehen, wohin mich verschiedene Umstände rufen; der Verkauf der Fischer'schen Bibliothek gehört auch dazu. Mich bewegen dazu aber auch andere Gedanken, Pläne für meine Zukunft. Aufrichtig gesagt ist es das innerliche Ungenügen an meiner jetzigen dienstlichen Wirksamkeit! Noch kann ich in der That mehr thun als Rekruten ausheben und

inhaltlose Briefe von Oben nach Unten nnd von Unten nach Oben schicken. — — — — — — Ueberdies fühle ich, wie ich in solchem gedankenlosem Schlendrian innerlich herunterkomme. Ein geschäftiger Müßiggang, höchstens ein Mückenseigen: das sind keine Hebel für den inwendigen Menschen; man fühlt sich matt und schwach dabei; das Hoffen, Fürchten und Sorgen blos für so kleine Angelegenheiten, allein für die Familie reicht für einen ausgewachsenen Mann, der für rein geistige Schöpfungen nicht organisirt ist, kaum aus, um dem Dasein den erforderlichen Inhalt zu geben, und zwar durch eine sichtbare förderliche Wirksamkeit. Zwar heißt's, man solle im Kleinen treu sein und darin seine Befriedigung finden, daß man sich täglich sauberer und geschickter für die uns verheißene Zukunft macht: allein leider geht meine Selbstentsagung noch nicht so weit und ich will Ihnen ja nicht mittheilen, wie ich sein sollte, sondern wie ich bin. Haben Sie Nachsicht mit meinem Dünkel, wenn ich deshalb hinzusetze: Es steht auch geschrieben: Du sollst Dein Pfund nicht vergraben! — Es ist wahr, das ganze Schattenspiel dieses Erdenlebens ist nichtig und gleichgültig, das wahre Leben beginnt erst nach diesem — aber dies hat doch auch seine Rechte und seine Ziele und soll sie haben; sonst ist der Mönch in seiner Zelle, der Einsiedler in der Wüste Vorbild. — Doch warum schreibe ich Ihnen dies Alles? Weil es unbedacht und zwecklos geschah, so mögen Sie also daraus blos entnehmen, was mir während des Schreibens und sonst oft durch die Seele zieht.“ — —

Auch fehlt es nicht an entgegengesetzten Zeugnissen in Roon's Briefen, welche darthun, daß seine Mannhaftigkeit, unterstützt von aufrichtig christlicher Weltanschauung, immer schnell wieder Herr wurde über solche Stimmungen des Ungenügens über seine Lage: „Wenn dem einen Menschen das

Leben leicht, dem andern schwer und sauer gemacht wird, so ist's eben nicht zufällig, auch nicht von Menschen so geordnet, sondern von einem höheren Rathschluß, der eben die härter gesottenen, aber noch nicht ganz aufgegebenen Sünder in immer schwerere Tretmühlen setzt, damit sie zur vollen Erkenntniß und zur völligeren und willigeren Hingebung kommen; und zum Glück denkt mein braves Weib ebenso und zwar nicht, wie ich, blos mit dem Kopfe, sondern mit dem ganzen warmen Herzen. Das ist also abgethan, und etwaige Anfälle von Katzenjammer, wie mir jetzt eben einer kommen will, müssen abgeschüttelt werden durch Realitäten. — — — —"

Im übrigen bildeten die damals schwebenden deutschen Fragen den Gegenstand weiterer Erörterung in dem brieflichen Verkehr der Freunde, ebenso die im Spätherbst 1857 durch die schwere Erkrankung des Königs Friedrich Wilhelm IV. und die Uebernahme der Regierung seitens des Prinzen von Preußen (zunächst als „Stellvertreter") entstandene Situation. Von dem letzteren hatte Roon schon vorher ein neues Zeichen des Gedenkens erhalten. „Da mir nach Cöln nun doch einmal ein General aus dem 5. Corps zugesandt wird (hatte der Prinz ihm Ende Juli geschrieben), so wissen Sie, wer mir der Liebste gewesen wäre. Indessen nach Ihrer Antwort vor 1/2 Jahre habe ich keine Démarchen mehr gemacht."

In der That konnte Roon, wie schon erwähnt, eine Versetzung selbst nicht wünschen, falls es sich nur darum gehandelt hätte, ihm eine andere Brigade zu geben; und andere Pläne, die sich Ende 1857 mit seiner Person beschäftigten und deren er am 9. November gegen Perthes Erwähnung that (s. oben), zerschlugen sich. „Unsere jetzige Regierungs-Maschinerie ist für entscheidende Personal- und Organisations-Veränderungen nicht geeignet; die Rücksichten für den kranken König lassen

es schwerlich dazu kommen, wenn auch, wie ich glaube, die Nothwendigkeit erkannt wird" — meldet er im Januar 1858, diesen Gegenstand berührend, an Perthes.

Zum Geburtstage des Prinzen von Preußen stattete er daher seine Glückwünsche an diesen noch von Posen aus ab und empfing darauf nachstehende Antwort:

Berlin, 17. 5. 58.

Zwei Monate fast sind es her, daß ich Ihre freundliche Theilnahme zu meinem Geburtstage erhielt, aber meinen Dank eigenhändig auszusprechen, war ich bisher nicht im Stande, und da ich dies bisher immer that, so wollte ich auch dieses Mal nicht davon abweichen. Und somit erhalten Sie also erst heute diesen recht aufrichtigen Dank.

Der Grund zu dieser Verspätung kann Ihnen nicht unbekannt sein. Sie selbst berühren meine beispiellose Situation, mit welcher eine Masse von Zeit raubenden Geschäften verbunden sind, die zu gewohnten Hantirungen kaum Zeit lassen. Sollte mein zweites halbes Jahr ohne sichere Aussicht auf Herstellung der naturgemäßen Regierungs-Gewalt verstreichen, dann werden Diejenigen denken und handeln müssen, die dazu berufen scheinen — ich kann darin die Initiative nicht ergreifen!

Auf Wiedersehen bei Liegnitz, da Montenegro und Cagliari uns wohl nicht am Herbst-Manöver stören werden.

Ihr Prinz von Preußen.

Roon hatte indessen schon vorher, im Monat Juni, Veranlassung, sich dem Prinzen vorzustellen. Das Aushebungsgeschäft unterbrechend, eilte er nach Berlin, wohin er eingeladen worden war, um als Johanniter den Ritterschlag und die Investitur als Rechtsritter zu empfangen. Von dort schreibt er an Frau von Roon, die sich nach Kolberg ins Seebad begeben hatte, am 25. Juni 1858, u. a. folgendes:

— — „In meinem Hotel wohnt außer Alvensleben[1]) auch Bismarck-Schönhausen[2]), Thür an Thür mit mir und jenem, was sehr seine Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten hat."

„— — Von der gestrigen Feier mündlich. In der That ein Kontrast, der kaum greller gedacht werden kann: am 22. noch umgeben von nackten, schmutzigen, polnischen Schlingeln, am 24. im vollen Strahl irdischen Prunks und königlicher Herrlichkeit! Bei'm Versammeln trat plötzlich Prinz Friedrich Karl auf mich zu und forderte mich nach herzlicher Begrüßung auf, ihn nach der Feier nach Potsdam zu begleiten und bei ihm zu speisen. Nach der Feierlichkeit, die ungeachtet alles Theatralischen dennoch ihre innerlich poetischen Momente hatte, sagte mir der Prinz von Preußen (Gen.-Lieut. v. Herwarth stand neben mir): „„dies (nämlich die Mäntel) ist die neue Tracht der Herren Divisions-Commandeure und derer, die es werden sollen; Sie (mir die Hand herzlich schüttelnd) sind es zwar noch nicht, aber werden es nächstens werden."" Dies nächstens übersetze ich übrigens „in Jahresfrist"."

„Um 3/4 2 Uhr holte mich Prinz Friedrich Karl aus meinem Hotel ab. Unterwegs haben wir sehr Ernstes in großer Freundlichkeit und Offenheit besprochen. In seiner Häuslichkeit (er wohnt jetzt im Marmorpalais), in seinem Familienkreise war es mir, dem einzigen Fremden, ganz behaglich. — — — — Nun will ich mich heute von Neuem nach Potsdam rüsten, um zum Prinzen von Preußen nach Babelsberg zu fahren, und später, (um 3 Uhr) nach Glienicke, wo ich um diese Stunde diniren soll. — — Morgen früh kehre ich zu meinem Menschenmarkte nach Rawicz zurück, u. s. w."

---

1) Generaladjutant des Prinzen von Preußen.

2) Damals Gesandter in Frankfurt a. M.

Ueber die Audienz bei dem Prinzen von Preußen am 25. Juni in Babelsberg berichtete Roon einige Tage später (aus Polnisch-Lissa) an die Gattin, wie folgt:

— — — — „Der Prinz war im Augenblicke zu sehr beschäftigt, um mich zu empfangen, ließ mir aber proponiren, mit ihm zu fahren, da er um $^3/_4$12 nach Berlin gehen müsse. — Der Herr war sehr gnädig und vertraulich, sagte mir zunächst, warum er mich nicht nach F. geschickt hätte (was fast wie eine Entschuldigung klang), kam dann auf Armee-Verhältnisse, befragte mich und hörte meine Einreden mit großer Aufmerksamkeit und Güte an, führte mich auf dem Bahnhofe in ein besonderes Zimmer, um das Gespräch fortzusetzen, und schied, nachdem wohl zehn Minuten über die Abfahrtszeit verstrichen, mit dem Befehl, ihm meine Gedanken und Pläne schriftlich zugehen zu lassen. Ich theile Dir dies künftig ausführlicher mit. — — —" Mit diesen wenigen Worten wurde zuerst diese Unterredung erwähnt, welche in ihren Folgen so wichtig geworden ist, daß sie in der That verdient, in der Geschichte der Begründung des neuen Deutschen Reiches ganz besonders hervorgehoben zu werden. Der nachherige König und Kaiser Wilhelm hat diese Unterredung auch nie vergessen. Wiederholt erinnerte er Roon in späteren Jahren an dieselbe als an den Ausgangspunkt aller ihrer gemeinsamen Bestrebungen für die Stärkung preußischer Macht, ohne welche alle nachher erlangten politischen Erfolge sowie die Neuordnung der deutschen Verhältnisse ganz undenkbar gewesen wären.

Erst am 8. oder 9. Juli hatte Roon seine Dienstgeschäfte soweit erledigt, daß er der Gemahlin nach Kolberg folgen konnte. Hier aber ging er sofort daran, den am 25. Juni erhaltenen Auftrag des Prinzen auszuführen. Die geplanten

Erholungstage wurden somit gänzlich der rastlosen Arbeit gewidmet; und schon am 18. Juli konnte Roon sein „beendet“ unter die Denkschrift setzen, welche das Resultat dieser Arbeit war. Sie ist betitelt: Bemerkungen und Entwürfe zur vaterländischen Heeresverfassung.

Am 22. Juli 1858 ging die Reinschrift an den Prinzen von Preußen nach Baden-Baden ab. Roon begleitete die Einsendung mit nachstehenden Worten[1]):

„Der vorliegende Aufsatz ist in der Muße eines Bade-Ortes ohne alle Materialien und Vorarbeiten niedergeschrieben worden, um einer gebieterischen Anregung Folge zu geben. Er macht daher nicht den Anspruch, noch hat er die Bedeutung einer Denkschrift in dem offiziösen Sinne des Wortes, er ist vielmehr als ein erster Entwurf zu einer solchen zu betrachten, der einerseits der Kürzung und Austilgung manches Ueberflüssigen, andererseits der weiteren, mit Daten zu belegenden Ausführung manches nur Angedeuteten dringend bedarf. Er bringt daher wenn auch reiflich Durchdachtes, so doch in einer Form, die der präzisen Abrundung gar sehr bedarf. — Auch meint der Verfasser nicht, darin viel neue Gedanken ausgedrückt zu haben. Vieles von dem Vorgetragenen ist schon oft gedacht und besser gesagt worden. Einiges hat Verfasser Jahre lang mit sich herumgetragen und oft die Beistimmung einsichtsvoller Freunde dafür gewonnen, Anderes endlich von solchen sich angeeignet und es fortbildend dem eigenen Gedankenkreise assimilirt.

Mögen die Unvollkommenheiten der Schrift dem Nützlichen und Richtigen, das sie etwa bringt, nicht die Geltung streitig machen, die ihm unter keinerlei Umständen versagt werden sollte, namentlich wo es sich, wie hier um die

---

[1]) Vergl. das beigefügte Faksimile.

wichtigsten und heiligsten Interessen, um des Thrones und des Vaterlandes Glanz und Größe, um seine politische Bedeutung, um sein Bestehen handelt! — —"

Die Denkschrift selbst ist zu umfangreich, um in diesem Werke Platz finden zu können. Bei ihrer großen Wichtigkeit für die Geschichte des Preußischen Heeres und Vaterlandes glauben wir jedoch nachstehend ihren wesentlichen Inhalt skizzieren zu sollen.

Es wird in der Einleitung zunächst erörtert die europäische Stellung des Preußischen Staates und seine durch eine „Geschichte ohne Gleichen" errungene welthistorische Bedeutung. „Sich vor allen Dingen diese Bedeutung zu sichern, das ist Preußens historische Mission, seine politische Aufgabe. Preußens großmächtliche Stellung ist — — — ebenso sehr eine für die edelsten und höchsten Interessen der Menschheit unverkennbare politische Nothwendigkeit als ein patriotisches Bedürfniß — — — die hier zu lösende Aufgabe beschränkt sich jedoch auf die näher liegende praktische Frage: durch welche Mittel Preußen jene seine welthistorische Bedeutung zu behaupten, seine politische Mission zn erfüllen vermag?" — Nachdem Verfasser sodann darauf hingewiesen, daß Preußen sich stets in der Notwendigkeit befunden habe und noch befinde, „durch eine wohlgeordnete und sparsame Finanzwirthschaft mit seinen verhältnißmäßig geringen, aber wohl und weise verwandten Geldmitteln allen Bedürfnissen der Lage zu genügen" — erklärt er andererseits die Herstellung und Erhaltung einer gesteigerten Streitbarkeit für eine nicht minder unerläßliche Aufgabe des preußischen Staatsmannes; „zu den schwierigsten Problemen für letzteren wird immer die Beantwortung der Frage gehören, in wie weit die eine der obigen

Lebens-Bedingungen die andere beschränken darf." Unanfechtbar sei jedenfalls die allgemeine und auch für den Staat geltende Behauptung: „Wer Leben und Börse zu schützen einer tüchtigen Waffe bedarf, kann sich vernünftigerweise nicht mit einer minder tüchtigen, wenngleich wohlfeileren, begnügen wollen. Wer es dennoch thut, wird den ausgegebenen geringen Preis weggeworfen haben und sich zu spät überzeugen, daß er weiser und sparsamer gehandelt hätte, wenn er, um Leib und Gut zu sichern, um das Mehr nicht gegeizt hätte!"

Dies vorausgeschickt, sei zunächst die Frage zu beantworten:

> „ob und welche Mängel der jetzigen Kriegs-Organisation Preußens ankleben,"

um sodann die weitere Aufgabe zu lösen:

> „durch welche Veränderungen (Reformen) jene Mängel zu beseitigen seien."

Auf eine erschöpfende Kritik aller bisherigen Heereseinrichtungen dürfe an dieser Stelle verzichtet werden; Verfasser müsse sich vielmehr begnügen, auf diejenigen Mängel aufmerksam zu machen, deren Beseitigung sich als ein „wahres patriotisches Bedürfniß" geltend macht, weil ihre Fortdauer nicht nur „die Machtstellung Preußens, sein Ansehen in Europa, die Erfüllung seiner politischen Mission, sondern seine Existenz selbst in Frage zu stellen scheint."

Insofern seien die sich daraus notwendig ergebenden und weiterhin vorzuschlagenden Reformen auch nur als ein Minimum dessen anzusehen, was notwendig auf diesem Gebiete geschehen müsse!

Die größten Mängel zeige vor allem die z. Z. bestehende Organisation der Landwehr. Dabei wird näher ausgeführt, daß deren Errichtung unter den schwierigen Verhält-

nissen des Jahres 1813 und bei der völligen Erschöpfung aller finanziellen Kräfte des Staates ein bloßer Notbehelf gewesen sei; daß die auch nach dem Kriege erforderlich gebliebenen finanziellen Rücksichten jedoch ihre Fortdauer veranlaßt haben, zumal diese auch durch die kriegerischen — freilich fast immer sehr erheblich überschätzten, aus politischen Gründen wohl auch absichtlich übertriebenen — Leistungen der Landwehr von 1813 bis 1815 scheinbar ihre Rechtfertigung gefunden hätte; andererseits sei auch damals eine größere Aufwendung für Militärzwecke — ohnehin unthunlich wegen der Erschöpfung des Staates — auch gar nicht notwendig erschienen, weil kriegerische Verwickelungen zunächst auf längere Zeit ganz ausgeschlossen erschienen.

Unter jetzt gänzlich veränderten Umständen, nach langen Friedensjahren, nach den im letzten Jahrzehnt gemachten Erfahrungen und im Hinblick auf die in sicherer Aussicht stehenden politischen Wirren und Umwälzungen könne man aber gegenwärtig zu jenem Notbehelfe durchaus kein Vertrauen mehr haben, wenn auch aus naheliegenden Gründen jedermann sich scheue, dies offiziell einzugestehen.

Verfasser faßt seine ferneren Ausführungen darüber in die alsdann im einzelnen bewiesenen Hauptsätze zusammen:

1. Die Landwehr ist eine politisch falsche Institution, denn sie imponirt dem Auslande nicht mehr und ist für die äußere wie für die innere Politik von zweifelhafter Bedeutung;
2. die Landwehr ist aber zugleich auch eine militärisch falsche und schwache Institution, weil sie
   a) des eigentlichen, richtigen, festen Soldatengeistes und

b) der sicheren disciplinarischen Handhaben entbehrt, ohne die kein zuverlässiger militärischer Organismus gedacht werden kann.

In letzterer Beziehung seien in den Jahren 1848—49 besonders trübe Erfahrungen gemacht worden, die sich in unruhigen Zeiten sehr leicht wiederholen könnten.

„Vermag man der Landwehr die unentbehrliche Kriegszucht nicht zu geben — und das ist bei der heutigen Organisation unmöglich — so ist es besser das ganze Institut in seiner jetzigen Gestalt und Bedeutung aufhören zu lassen, wie denn auch bekanntlich Scharnhorst, der Begründer desselben, selbst dargelegt hat, „daß es für lange Friedens-Epochen ungeeignet sein und einer künftigen Umbildung dringend bedürfen würde."

Diese Umbildung müsse dadurch erfolgen, daß man:

1. eine innige Verschmelzung der Landwehr mit der Linie herbeiführe und daß
2. dem Mangel an geeigneten Führern abgeholfen werde.

Gleichzeitig sei die allgemeine Wehrpflicht und die gesetzliche dreijährige Dienstzeit bei der Fahne nicht nur beizubehalten, sondern die erstere, auf deren Grundlage Scharnhorst mit Recht die heute im wesentlichen noch bestehende Heeresverfassung aufgebaut habe, sei viel mehr als bisher zur Wahrheit zu machen; d. h. also, es müßten soviel Wehrpflichtige auch wirklich eingestellt werden, als nach den gesetzlichen Bestimmungen und den Finanzkräften des Landes nur irgend möglich sei; dies führe denn unvermeidlich zu einer sehr erheblichen Vermehrung der Kadres, die gleichzeitig in ihrer inneren Tüchtigkeit verstärkt werden müßten.

„Die Stärke einer Armee besteht in der Stärke ihrer Kadres. Dieser bekannte Ausspruch des ersten Napoleon ...

dürfte auch für die Entscheidung der vorliegenden Frage als entscheidend zu betrachten sein."

Um diese Zwecke zu erreichen, werden nun im wesentlichen die nachfolgenden Vorschläge gemacht:

I. Zur Verstärkung der Kadres:

a) die Anstellung einer für die Bedürfnisse des Dienstes thatsächlich ausreichenden Zahl von Offizieren, welche die für ihren Beruf nötige Erziehung und Ausbildung erhalten haben; dies sei zu erreichen:
   1. durch die Vermehrung und Vergrößerung der Militär-Bildungsanstalten;
   2. durch die Verpflichtung auch der halbinvaliden, daher noch garnisondienstfähigen Offiziere bei ihrem Ausscheiden für die Ersatztruppen und das (bisherige) zweite Aufgebot der Landwehr.

b) die Erziehung und Etatisierung einer hinreichenden Zahl von brauchbaren und zuverlässigen Unteroffizieren, diese habe zu geschehen:
   1. durch Vermehrung der Zahl der Unteroffiziere;
   2. durch Vergrößerung und Vermehrung der Unteroffizierschulen;
   3. durch eine, wenn auch nicht erhebliche, Verbesserung ihres Einkommens;
   4. durch Sicherstellung guter Zivilversorgungen.

II. Zur Vermehrung der Kadres.

Am zweckmäßigsten würde freilich die Verdoppelung des Friedensstandes der Armee sein, während gleichzeitig die Landwehr ersten Aufgebots aus der Feldarmee auszuscheiden hätte und der gesamten Landwehr ihr Platz künftig in der Reserve, den Festungsbesatzungen u. s. w. angewiesen würde.

Da befürchtet werden müsse, daß jene Verdoppelung an finanziellen Schwierigkeiten scheitern würde, so wird folgendes vorgeschlagen:

1. die bisherige Landwehr ersten Aufgebots wird der Linie für die Friedenszeit vollkommen einverleibt. Dies geschieht
   a) durch die taktische, disziplinare und ökonomische, lokale und formale Verbindung der gleichnamigen Regimenter und Bataillone der Linie und Landwehr;
   b) durch die Augmentation der so gebildeten Bataillone auf 8—900 Köpfe (die bisherige Friedensstärke der Bataillone betrug 6—700 Köpfe); und durch die Formation dieser Bataillone in acht Kompagnieen, dergestalt, daß künftig jede Kompagnie ein Peloton in der Bataillonsaufstellung bildet, welche letztere, wie die ganze Elementartaktik des Reglements, vollkommen unverändert bleibt;
   c) durch die Anstellung von diensterfahrenen Offizieren und Unteroffizieren und zwar in einer Zahl, welche nicht allein dem Friedensbedürfnis vollkommen, sondern auch allen Mobilmachungsanforderungen genügend entspricht.
2. Im Kriegsfalle, desgleichen für die Zeit der jährlichen Uebungen wird:
   a) die entsprechende Zahl von „Beurlaubten“ — Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen — nach dem Mobilmachungsorte, resp. dem betreffenden Linienbataillons-Stabsquartier einberufen;
   b) aus den geraden Kompagnieen des Bataillons ein zweites Bataillon formiert, dergestalt, daß die Zahl der Friedensbataillons für den Krieg wie

für die Uebungszeit verdoppelt wird; demgemäß wird eventualiter

c) aus jedem Regiment des gewöhnlichen Garnisonstandes eine Brigade formiert.

3. In Betreff der Kommandoverhältnisse dürfte es sich empfehlen, bei einem solchen, nötigenfalls und periodisch zur Brigade verdoppelten Regiment, fest anzustellen:

1 Oberst und Regimentskommandeur,

1 Oberstleutnant (als Vertreter des Obersten). Derselbe leitet für die gewöhnlichen Verhältnisse die Oekonomie des Regiments 2c. und übernimmt für die Uebungs- und Kriegszeiten die Führung des zweiten (Landwehr-)Regiments;

6 Majors, 24 Hauptleute und Kompagniechefs, 24 Premierleutnants, 56 Sekondeleutnants.

Durch diese Gestaltung des Offizierkorps eines Regiments sollte gleichzeitig eine Verbesserung der Avancementsverhältnisse bewirkt und die Verkürzung der thaten- und verantwortungslosen Leutnantszeit erreicht werden. — Eine der größeren Etatsstärke der Bataillone entsprechende, auch das Mobilmachungsbedürfnis einigermaßen berücksichtigende Vermehrung der Unteroffiziere würde außerdem gleichzeitig zu erfolgen haben.

Des weiteren wurde die Anstellung besonderer „Bezirkskommandeure“ mit dem nötigen Hilfspersonal (unter Aufhebung der bisherigen Landwehrbataillons-Kommandos), die Verwendung und Verwertung halbinvalider Offiziere, zu diesen und ähnlichen Zwecken 2c., in Vorschlag gebracht.

Uebrigens befürwortete Roon in der Denkschrift ausdrücklich die Beibehaltung des Namens „Landwehr“. „Es wird nicht vorgeschlagen (lesen wir da), dem Namen nach die

Landwehr aufzuheben. Dies würde vielleicht schon aus Rücksichten für das historische Gewissen der Nation nicht rathsam erscheinen; möge man lieber, wenn man will, die ganze Armee „Landwehr“ nennen. Es soll auch nicht geleugnet werden, daß der Name „Wehrmann“ offenbar eine sinnvollere Bedeutung und einen angemesseneren Klang hat als der Name „Soldat“. — Uebrigens kommt auf den Namen in Bezug auf das Wesen der dringend empfohlenen Reform wenig an. — —“

Wie man sieht, enthält die Denkschrift — wenigstens in bezug auf die Hauptwaffe, die Infanterie, auf die es auch vor allem ankam — bereits alle jene leitenden Gedanken, die dem offiziellen Reorganisations-Entwurfe zu Grunde lagen, welchen Roon 1½ Jahre später als Kriegsminister im Namen der Regierung vorlegte und zu vertreten resp. zu verteidigen berufen war.

Es wird später noch zu erörtern sein, wie dies offizielle „Reorganisations-Projekt“ sich aus obiger Denkschrift nach und nach entwickelt hat; und auf welche Weise Roon dahin gelangte, seine ersten Entwürfe — für welche u. a. die äußerste Sparsamkeit maßgebend gewesen war — in einigen Punkten noch weiter auszudehnen. — Uebrigens konnte die nähere amtliche Erwägung von Roon's Vorschlägen erst erfolgen, nachdem der Prinz von Preußen die Regierungs-Gewalt als „Regent“ selbständig übernommen hatte; — als „Stellvertreter“ seines königlichen Bruders hatte er sich zu so eingreifenden Maßregeln noch nicht für befugt erachtet. — Es vergingen also noch mehrere Monate, bevor die Durcharbeitung der Entwürfe offiziell auch nur begonnen werden konnte.

Die nächsten Besprechungen zwischen dem Prinzen von Preußen und Roon — über die von letzterem behufs Armee-Reform eingereichte Denkschrift — fanden bei Gelegenheit der

großen Herbst-Uebungen statt, welche der Prinz im September 1858 in der Gegend von Liegnitz abhielt.

Im Oktober übernahm der Prinz bekanntlich die Regentschaft; das Ministerium Manteuffel erhielt seine Entlassung; an seine Stelle trat unter Vorsitz des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern eine aus hervorragenden Vertretern der altliberalen (oder Gothaer) Partei zusammengesetzte Regierung. Die Herren von Auerswald, Graf Schwerin, von Patow — welche von dem Prinzen längst gekannt und geschätzt waren und sich auch innerhalb ihrer Partei großen Ansehens erfreuten — bildeten die Seele dieses neuen Ministeriums, in welchem der dem prinzlichen Hause gleichfalls sehr nahestehende Freiherr von Schleinitz die auswärtigen Angelegenheiten und General von Bonin die Kriegs-Verwaltung übernahm. Mit großem Jubel wurden von der liberalen Partei die neuen Männer und das Regierungs-Programm aufgenommen, mit welchem der Prinz-Regent am 8. November 1858 dem Ministerium seine politischen Ziele bekannt gab. Aber in dem allgemeinen Freuden-Taumel über die in Aussicht gestellten, den parlamentarischen Idealen günstig erscheinenden Reformen der inneren Staats-Verwaltung wurden zwei Punkte dieses Programms gleich von Anfang an nicht genügend beachtet, obwohl gerade auf sie der Regent nach seinen Anschauungen den allergrößten Wert legte:

„Preußens Heer muß mächtig und angesehen sein, um, wenn es gilt, ein schwerwiegendes politisches Gewicht in die Wagschale legen zu können“ — lautete der eine dieser Sätze, durch welchen der Regent hinreichend angedeutet hatte, daß er entschlossen sei, die Unklarheit und Unentschlossenheit zu beendigen, an welchen — nur zum Teil entschuldigt durch militärische Schwäche — die auswärtige Politik Preußens im letzten Jahrzehnt gekrankt hatte. Daß zu diesem Zwecke voller

Ernst gemacht werden sollte mit der Reform der deutschen Angelegenheiten, daß es dabei zu einer Auseinandersetzung mit Oesterreich kommen müsse: das konnte der Regent — zumal bevor die Waffen in ausreichender Weise geschärft waren — natürlich nicht aussprechen; so aber hätte dieser Satz vor allem von denjenigen und von der Partei aufgefaßt und verstanden werden müssen, auf deren Programm diese Ziele seit Jahren obenan standen — Ziele, welche durch Reden im National-Verein, durch Fortsetzung der damals üblichen Sänger- und Schützenfeste u. s. w. doch wahrlich nicht zu erreichen waren, sondern vor allem durch Stärkung der materiellen Macht und durch das Vertrauen, daß der Herrscher, wenn er erst im Besitze dieser erhöhten Macht war, diese auch zu brauchen wissen werde.

Der zweite, von den Liberalen noch weniger beachtete und mit dem obigen im engsten Zusammenhange stehende Punkt jenes Programms lautete:

„Die Armee hat Preußens Größe geschaffen und dessen Wachstum erkämpft, ihre Vernachlässigung hat eine Katastrophe über sie und dadurch über den Staat gebracht, die glorreich verwischt ist durch die zeitgemäße Reorganisation des Heeres, welche die Siege des Befreiungskrieges bezeichneten. Eine 40jährige Erfahrung und zwei kurze Kriegs-Episoden haben uns indessen auch jetzt aufmerksam gemacht, daß manches, was sich nicht bewährt hat, zu Abänderung Veranlassung geben wird. Dazu gehören ruhige politische Zustände und — Geld, und es wäre ein schwer sich bestrafender Fehler, wollte man mit einer wohlfeilen Heeres-Verfassung prangen, die deshalb den Erwartungen im Momente der Entscheidung nicht entspräche." Diese Sätze enthalten in kurzem genau das, zum Teil mit denselben Worten, was Roon in seiner Denkschrift zur Moti-

vierung seiner Vorschläge angeführt hatte; ein Beweis, wie tief der Regent schon damals von ihrer Richtigkeit durchdrungen war. Die Denkschrift selbst wurde von dem Prinz-Regenten, nachdem er sie persönlich durchgearbeitet hatte, später dem Kriegsministerium mit dem Auftrage übergeben, die Vorschläge näher zu prüfen, ihre Ausführbarkeit zu erwägen und die Abänderungen des Entwurfs zur Sprache zu bringen, welche aus technischen Gründen etwa erforderlich sein möchten. — — Inzwischen wurde Roon am 22. November 1858 zum Kommandeur der 14. Division in Düsseldorf ernannt. Als er zunächst nach Berlin eilte, um sich zu melden, fand sich dort von neuem Gelegenheit zu einem Vortrage über die Reform-Entwürfe. „Der Regent (schreibt Roon am 4. Dezember seiner Frau) war *sehr* gnädig, ja herzlich warm gegen mich. Mit feuchten Augen und bewegter Stimme und vielem Handschütteln sagte er mir, wieviel Freude es ihm gemacht, daß er gerade mir die 14. Division habe anvertrauen können; es sei ihm eine große Beruhigung, sie mit solch vollem Vertrauen mir übergeben zu können . . . . . . Auch der Fürst von Hohenzollern, der immer den Eindruck eines offenen, gemüthlichen Mannes macht, war sehr zutraulich und gnädig, hörte meinen Tadel — er hatte mich gefragt — in betreff unserer neuesten inneren Politik gelassen und mit einem kleinen Seufzer an und sagte: „Geschehenes ist nicht zu ändern, wir müssen durch alle Consequenzen hindurch.“ — Auerswald begegnete mir in seinem Vorzimmer, kam auf mich zu wie auf einen alten Freund und machte eine pleureuse Miene, als ich zu der großen Last Glück wünschte, die er auf seine Schultern genommen. „„Ja wohl, ja wohl, Glück können wir brauchen!““ — ich — denke es auch! Wenn Gott besonders gnädig, so ersetzt Er dadurch zuweilen manches andere. . . .“

In Düsseldorf am 6. Dezember angekommen, fügt Roon

von dort aus noch hinzu: „Meine Erlebnisse in Berlin kann ich heute nicht ausführlich besprechen; das Thema ist zu weitläufig, ich bearbeite es in den nächsten Tagen . . . Mit Manteuffel [1]) habe ich ein langes ausführliches Gespräch gehabt; ich kann sagen, ich bin vertraut mit ihm geworden. Frau Prinzeß war sehr huldvoll und auf ihre Art vertraulich; über allgemeine politische Verhältnisse sprach weder sie noch der Prinz ein Wort . . .“

In Düsseldorf gab es durch Uebernahme der Dienstgeschäfte und Ordnung aller Privat-Angelegenheiten viel zu thun. Auch eine — für einen Divisions-Kommandeur recht bescheidene aber ausreichende — Wohnung (in der Herzogsstraße) wurde gefunden, wobei erwähnt sein mag, daß der Prinz-Regent später die Gnade hatte, eine hübsche Sommerwohnung im Schlosse zu Benrath, also in nächster Nähe von Düsseldorf, für Roon und seine Familie zur Verfügung stellen zu lassen.

Indessen behauptete trotz aller Geschäfte auch die Freundschaft ihre alten Rechte. Roon fand diese zunächst in Düsseldorf selbst bei seinem Vetter, dem Präsidenten von Roon, sowie in dessen und seiner verheirateten Tochter gastlichen Häusern; dann aber eilten seine Gedanken nach Bonn — um seine Person bald folgen zu lassen. „Alte Liebe rostet nicht (schreibt er am 14. Dezbr. an Freund Perthes), wenigstens nicht bei mir, selbst wenn man ihr auch das kleinste Tröpfchen Oel versagt. Ich bin daher kaum hier warm geworden, und denke schon daran nach Bonn zu dem bewußten stillen Häuschen zu wallfahrten, und Ihnen, mein lieber und trauter Freund, Absolution für Ihre übermenschliche Schreibseeligkeit zu ertheilen, nebst manchem andern noch. Euer berühmter N. — sonst

---

[1]) Chef des Militär-Kabinets.

eben kein Augentrost — war es mir doch vorgestern, da ich auf ihn zueilen und fragen konnte, ob Sie und die Ihrigen gesund seien. Da er nun behauptete, das Gegentheil nicht zu wissen, so frage ich Sie, ob ich Sie nicht zu sehr störe, wenn ich übermorgen am 16. d. M. gegen 11 Uhr in Bonn anlange, um Sie dann Nachmittags wieder zu verlassen. Vielleicht geben Sie mir dann in alter Weise einen Löffel Suppe, aber Ihre liebe Frau darf vorher nichts davon wissen. — Wie groß ist doch die Beschämung für mein stolzes Herz, Ihnen nicht verschweigen zu können, wie sehr ich mich darauf freue, Ihnen wieder in das klare Antlitz schauen, den stillen Frieden Ihres Hauses, den Zauber eines harmonischen Lebens und glücklichen Familienkreises genießen zu können, wenn auch nur auf wenige Stunden. — Können Sie mich an dem genannten Tage nicht brauchen, so schreiben Sie es mir; dann bitte ich auch Ihre verehrte Gemahlin und lieben Kinder herzlich zu grüßen, sonst nicht — wie oben erbeten. — Können Sie mich aber überhaupt nicht mehr brauchen, dann — schreiben Sie es mir nicht, sondern kommen Sie vielmehr es mir selbst zu sagen!

Da fällt mir ein, daß ein rechter Professor vielleicht gewisse Zeitungsartikel ganz überschlägt oder auch nicht versteht. Wissen Sie daher schließlich, daß ich seit 14 Tagen etwa zum Divisions-Commandeur in Düsseldorf befördert bin. — Unverändert Ihr treu ergebener

Roon.

„Erst jetzt, 10 Uhr, kommt Ihr Brief, mein lieber, lieber Freund (so antwortet Perthes am 15. Dezember). Sie können nicht wissen, wie sehr ich, wie sehr wir Alle uns freuen Sie wieder zu sehen und zu hören, also morgen, so Gott will, wird das alte bärtige liebe Gesicht wieder geschaut werden. — — Gott sei Dank, daß Sie wieder am Rhein sind; nun kann

man doch wieder einmal reden; die Zunge war Monate hindurch gebunden."

Der so herzlich wieder angeknüpfte Verkehr der Freunde führte denn auch während der nächsten Monate noch vielfache persönliche Begegnungen herbei.

Zum Weihnachtsfeste nahm Roon Urlaub und ging zu den Seinen nach Posen, besuchte auch Mitte Januar seine Schwiegereltern in Schlesien; aus seinen Briefen geht hervor, daß er sowohl auf der Hin= wie Rückreise in Berlin jedesmal einige Tage aufgehalten wurde, in welchen dann immer Konferenzen in der Armeereform=Angelegenheit, besonders mit General Gustav Alvensleben (der der Sache fortgesetzt ganz besonders förderlich war und mit Roon dauernd im intimsten Verkehr stand) sowie mit dem Regenten selbst stattfanden. Anfang Januar 1859 ordnete letzterer auch an, daß eine Kommission im Kriegsministerium zusammentreten sollte, um die Reform=Projekte näher zu prüfen; um die Entscheidung darüber abzuwarten, mußte Roon auf der Rückreise noch mehrere Tage seines Urlaubs opfern. Schließlich kam es doch nicht zum Zusammentreten der Kommission, besonders weil General Bonin, der Kriegsminister, der Sache wenig geneigt war, und weil andere politische Angelegenheiten den Prinz=Regenten damals noch beschäftigten und verhinderten, in der Sache bestimmtes zu befehlen.

Mit Bezug darauf berichtet Roon (am 9. Januar 59) von Berlin aus, nach Mitteilungen über andere Geschäfte: „Weiteres hätte ich hier wohl für jetzt nicht zu thun, denn die lange Bank" (auf welche Bonin die Projekte geschoben hatte) hält uns noch immer krank."

In demselben Briefe teilt er seiner Gattin mit, daß General von Hann, Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements, um den Abschied eingekommen sei und daß Voigts=

Rhetz,[1]) den er selbigen Tages bei Alvensleben getroffen, jenes Nachfolger werden solle (was auch geschah). „Mir wäre das sehr recht, da Voigts-Rhetz die Geheimerathswirthschaft ebenso verabscheut wie ich; und er entweder Bonin möglich erhalten und beherrschen, zum Nutzen der Armee beherrschen und leiten, oder — die Ehe bald wieder aufgeben wird. Es wäre doch eine entschiedene Capacität im Kriegsministerio. — —

Ach, mein liebes Weib, übrigens möchte ich weinen — über das Ganze! Gott bessere es! Mündlich mehr!"

Am 11. Januar fügt er hinzu: „Will's Gott, komme ich jedenfalls zu Euch (nach Schlesien), da man mir die Zeit, die ich hier verschwenden muß, um das Faß der Danaiden zu füllen, nothwendig zu meinem Urlaub zulegen muß.

Gestern, wenige Stunden vor meiner Abreise, kam ein Hinderniß durch Anregung von Oben. Wahrscheinlich ist es jetzt beseitigt, sodaß ich morgen nach der Landtags-Eröffnung entlassen werden dürfte. Wie froh werde ich sein, das stolze Babel hinter mir zu wissen mit all seinen Sünden, Schwachheiten und Intriguen. Es faßt einen wie ein Meeresstrudel; es bedarf rüstiger Arme, um hinauszurudern.

Sollte ich auch übermorgen früh noch nicht bei Euch sein, so denke, mich hat eine neue Welle erfaßt, aber ich werde mit Gottes Hilfe den Kopf oben behalten und mich hinausringen. Sollte sich in meiner Situation, was ich aber nicht fürchte noch besorge, etwas ändern, so schreibe ich bald wieder." — —

Ueber seine Erfahrungen in diesen Tagen hat Roon noch besondere Aufzeichnungen hinterlassen, die hier angefügt werden.

„Als ich am 9. Januar aus Potsdam Abends heimkehrte, fand ich die Dienerschaft in großer Bestürzung. Man

---

[1]) Derselbe, welcher zuletzt Kommandierender des 10. Armeekorps war.

hatte zwei, dreimal nach mir geschickt; ich hatte den Thee bei den Allerhöchsten Herrschaften nehmen, vorher eine Audienz bei der Frau Prinzessin haben sollen. Gestern, am 10. schon ganz früh kam von dorther eine Einladung zum Diner. Auf meine Anfrage durch Gräfin Hacke wegen der Privat-Audienz hieß es: „man würde mich beim Diner sehen.“ Gut! — ich rüstete mich also zur Abreise. — Als nun gestern vor dem Diner die Herrschaften im Kreise der Geladenen erschienen, um den üblichen Cercle zu absolviren, wandte sich der Regent zu mir, gab mir die Hand mit den leisen Worten: „ich habe Ihre Sache dem Minister gegeben, wann wollen Sie fort?“ — „Wenn Euer K. Hoheit nicht anders befehlen, heut Abend.“ — „Ja, ich wünsche, daß Sie noch einige Tage bleiben — nachher!“ Nach der Tafel beauftragte er mich, mit dem Kriegsminister über die Sache zu verhandeln; er war dabei sehr kurz — verlegen, möchte man sagen — was auch sehr natürlich. Denn wo man befehlen kann, sollte man nichts durch Verhandlungen bewirken wollen. — Der Fürst von Hohenzollern schlug einen gewissen triumphirenden Ton an, indem er scherzend fragte: „Sind Sie denn immer noch hier?“ — „ich wollte heute Abend reisen, allein —“ „Man läßt Sie natürlich nicht weg, das ist ganz in der Ordnung.“ Frau Prinzeß (von Preußen) befahl mir, nach dem Diner noch zu bleiben. Nach einer langen Unterhaltung über Prinz Friedrich Carl kam sie auf die Reform-Angelegenheit. Sie ließ sich referiren, was bei dem Gespräch am 22. Dezember mit dem Regenten verhandelt worden sei, kam dann auf meinen jetzigen Auftrag, suchte mich zu ermuthigen, ich sollte nicht ermüden, Sachen von solcher Wichtigkeit müßten mit dem größten Eifer und mit der größten Zähigkeit verfolgt werden; der Regent müsse immer und immer wieder an die Sache erinnert werden, und der Minister müsse und werde sich dann

endlich zum Ziele legen. Auf meine Bemerkung, daß, um dies sicher zu erreichen, der Prinz ja nur zu befehlen brauche, erwiderte sie ausweichend, es sei der Prinz mit Arbeiten und Vorträgen überhäuft, sein Amt dürfe ihm nicht dadurch erschwert werden, daß die Vortragenden verstimmt und verdrießlich gemacht würden; auch sei es evident, daß jede Sache viel besser gemacht würde, wenn der Ausführende überzeugt wäre von ihrer Nützlichkeit und — damit entließ sie mich. „Vor Ihrer Abreise sehe ich Sie jedenfalls noch!“ —“

„Heute (11. Dezember) früh 10 Uhr bei Bonin. Er hatte Vortrag. — — Endlich gerufen sagte ich ihm, der Regent habe mich beauftragt, ihm Auskunft zu geben über die Denkschrift. „Ja, ich habe gar keine Zeit, kann mich jetzt gar nicht darauf einlassen, habe die Schrift erst gestern erhalten, sie noch nicht gelesen, noch nicht darüber nachgedacht.“ — — — „Wollen mir also Ew. E. eine Stunde bestimmen, in welcher ich vor meiner Abreise darüber Vortrag machen darf?“ — „Nein, das kann Monate dauern, das geht so rasch nicht, sollen Sie denn darauf warten?“ — „Ja!“ — „Nein, das geht nicht, reisen Sie, bei Ihrer Division sind Sie nützlicher als hier, die Sache ist zu wichtig, um oberflächlich behandelt zu werden.“ — „So bitte ich um Erlaubniß, Sr. K. Hoheit meinen Rapport erstatten zu dürfen und die Erlaubniß zur Abreise zu erbitten.“ — „Nein, nein, ich selbst werde dem Prinzen heute, morgen bestimmt, darüber Vortrag halten, das müssen Sie mir erlauben, dann können Sie zu Ihrer Division zurückkehren.“ — „Ich verlange nichts Besseres und kann Ew. E. nur noch versichern, daß ich persönlich nichts suche, die Denkschrift ist auf Befehl schon im Juli eingereicht und nicht aus unberufenem Vorwitz.“ — „Ich weiß, ich weiß, — adieu!“ Dabei trippelte er fortwährend ungeduldig wie ein kleiner Junge. — — —“

„Heute Abend nach der Tafel zum Fürsten, um zu berichten und Schutz zu suchen gegen Bonin's Uebelwollen und zu ermahnen. Erstere beiden Geschäfte wurden mit erwünschtem Erfolge erledigt, das Ermahnen ging auch gut von statten; einen unmittelbaren drastischen Erfolg hatte es aber nicht. Zwar versprach der Fürst, die Sache nicht aus den Augen verlieren zu wollen, aber er erwartete in nächster Zeit nichts Günstiges. Er gab mir Recht, daß Bonin auf den ausgesprochenen Willen des Regenten auch in der fraglichen Sache handeln würde, aber verkehrt und mit halbem Herzen, weshalb ihm die Sache gar nicht übertragen werden müßte, sondern vielmehr einem Spezial-Kommissarius. Zuvor machte er auf den Umstand aufmerksam, daß Bonin's Entlassung, die er übrigens nicht bedauern würde, sich nicht an die Frage knüpfen dürfe, weil er dann als Märtyrer für diese Sache des Volks sich gebehrden und dadurch die „Volkspartei“ in allgemeinen Allarm versetzen, mithin die Ausführung erschweren, wo nicht unmöglich machen würde. Ich machte wiederholt und dringend darauf aufmerksam, daß jetzt gleich *etwas* geschehen müsse; daß von dem jetzigen Landtage eine Geldbewilligung, etwa zur Erweiterung der Militärbildungs-Anstalten, verlangt werden müsse, und daß man bei dieser Gelegenheit die Ansichten der Regierung, soweit sie die Freiloofer und die Entbürdung der höheren Altersklasse betreffen, darlegen müsse — als captatio benevolentiae! — Es wurde ausgemacht, daß ich nach der Eröffnungsfeierlichkeit (des Landtages) das Ohr des Prinzen zu suchen habe, um zu rapportieren.“

„Nachdem des Regenten K. H. in der mir am folgenden Tage (12. Dezember) bewilligten Audienz meinen Bericht über den Tags zuvor von mir gemachten erfolglosen Versuch, den Kriegs-Minister für die schleunige Beförderung der als nöthig

erachteten Armee-Reformen zu gewinnen, entgegengenommen und verheißen hatte, diese Angelegenheit folgenden Tages nach dem Militär-Vortrage zu einem befriedigenden Ende zu führen, wurde ich am 13. d. etwa um 1/2 12 Uhr in das Cabinet Sr. K. H. gerufen, wo die Generale von Bonin, v. Neumann und v. Manteuffel versammelt waren. Ich vernahm das Ende eines Gespräches, in welchem der Herr Kriegsminister verhieß, meine Denkschrift baldigst zu lesen, zu prüfen und demnächst Se. K. H. um die Berufung einer Commission zu bitten, die sich mit der Art der Ausführung der fraglichen Reformen zu beschäftigen haben würde, an deren Spitze ich treten, und zu welcher ein Rath des Kriegsministeriums beordert werden sollte. Se. K. H. billigte diesen Vorschlag und war dann so gnädig, den Tenor meiner Vorschläge beifällig zu entwickeln und alle ihre Vortheile in nuce in's Licht zu stellen. Die Gegenbemerkungen des Herrn Kriegsministers bezeugten seinen üblen Willen zur Sache. Da er indessen zu vermeiden wünschte, auf die einzelnen Reformpunkte einzugehen, so wiederholte er, sobald die vorzugsweise von Sr. K. H. geführte Discussion zu Einzelheiten und deren Würdigung gelangte: „ich habe noch nicht gelesen, ich werde lesen, prüfen und dann selbst um die Commission bitten, damit so wichtige Dinge gehörig und ernstlich geprüft werden, u. s. w."

„Die Eindrücke, welche diese kurze Conferenz bei mir zurückgelassen, conzentriren sich in folgenden Sätzen:

1. Des Prinzen Regenten K. H. ist im Ganzen und Großen für die von mir vorgetragenen Reformvorschläge und wünscht ihre baldige Ausführung; zugleich wünscht er aber auch sehr lebhaft, daß der von ihm erwählte Kriegsminister, als der Mann seines Vertrauens in allen militärischen Dingen, sich gleichfalls von ihrer Nützlichkeit und Nothwendigkeit überzeugen möchte . . . . .

2. Dagegen ist der Herr Kriegsminister offenbar ungeneigt auf die fraglichen Veränderungen bona fide einzugehen... er meinte wohl eigentlich die Angelegenheit todt schweigen zu können. Für den Fall aber, daß die Lebhaftigkeit des Allerhöchsten Interesses eine solche Politik nicht zulassen sollte, bot und bietet ihm seine amtliche Stellung eine so bedeutende Ueberlegenheit für die fernere Negative, daß alle Commissionen . . . daran zu scheitern drohen. Der Kriegsminister findet in seinen Umgebungen nicht allein die Unterstützung der Dienstbeflissenheit, sondern auch die vielleicht noch wirksamere, die aus den Rücksichten für die eigene Bequemlichkeit und das eigene amtliche Ansehen entspringt. — — —"

Am 14. oder 15. Januar konnte Roon endlich seine Reise nach Schlesien ausführen. Am 20. Januar nach Düsseldorf zurückgekehrt, hatte er sich zunächst eifrig mit Einrichtung seiner Wohnung und militärischen Besichtigungen zu beschäftigen, an die sich in der ersten Hälfte Februar auch eine Reise in seinen Bezirk anschloß. Mit General von Alvensleben in Berlin blieb er indessen in lebhaftem Briefwechsel. Er hatte von letzterem schon eine Zuschrift (vom 19. Januar) vorgefunden. „Lieber Roon (teilt A. mit), gestern hat mich der Prinz-Regent aus eigenem Antriebe in's Ministerium gesandt, mit der Frage, wie weit man mit der Durchsicht und Bearbeitung Deines Memoires vorgeschritten sei. Da der Minister „unpaß" . . . so erfuhr ich von seinen Herrn, daß die Arbeit, welche in alle Branchen eingriffe, und über welche der Minister sehr kategorische Fragen gestellt habe, vor Anfang März nicht so weit gediehen sein könne, um commissarisch berathen werden zu können. Da die Materialien für diese Arbeit im Ministerio beisammen sein müssen, da Aehnliches bereits seit Jahren dort bearbeitet wurde, so könnte meiner unvorgreiflichen Meinung nach in kürzerer Frist das Nöthige geschehen sein, wenn der

Herr beföhle. Ich habe ihm dies gesagt und glaubte Dir im Vertrauen von Obigem Rechenschaft geben zu müssen .... Zugleich bereite Dich auf Beseitigung wirklicher und scheinbarer Schwierigkeiten gründlich vor, denn es könnte sich fügen, daß sie thurmhoch aufgebaut werden.

Dein Gustav Alvensleben.

Roon beantwortete obiges durch eine ausführliche Eingabe an den Fürsten von Hohenzollern, in der er seine in Berlin erhaltenen Eindrücke zusammenfaßte und etwas pessimistisch anheim gab, seine Vorschläge doch in den Papierkorb zu werfen, falls man sich nicht entschließen könne, sie energischer zu fördern. Bei dem offenkundigen Uebelwollen des Kriegsministers und bei dessen in den Verhältnissen liegenden Uebermacht könne er sich von kommissarischen Verhandlungen u. s. w. keinen Erfolg versprechen.

Alvensleben, der das Terrain besser kannte, war mit dieser Auffassung nicht ganz einverstanden.

„Der Büreaukratie die angefangene Arbeit zu entreißen, nachdem man sie ihr (nicht Andern) übertragen hat, um sie nicht zu compromittiren, liegt, wie Du mir zugeben wirst . . . außer den Grenzen der Möglichkeit. Die Sache liegen zu lassen, weil sie falsch in den Ofen geschoben wurde, halte ich aber für eben so unmöglich. In welche Lage würde sie gerathen, wenn Du Dich zurückziehst, und wer soll Dein Memoire für Dich vertheidigen, wenn Du es selbst verläßt? Wie würden gewisse Leute triumphiren, wenn dies schon jetzt geschähe, oder wie würden kaum gefaßte, mit Mühe erreichte und aufrecht erhaltene Beschlüsse abgeschwächt werden, wenn man auch nur die Neigung dahin zeigte . . . Für eine gute Sache muß man streiten auch ohne Hoffnung auf Erfolg! ... Zu Deiner Eingabe an den Fürsten wäre noch ein Begleitschreiben von Deiner Hand nöthig, denn bei dem Inhalte

scheint es mir dienlicher, es dem Fürsten unter vier Augen zu geben. Er könnte den Umweg über meine Person übel nehmen. In diesen Regionen muß man immer den ungnädigsten Fall bedenken, wenigstens da, wo die Sache, um die es sich handelt, so wichtig ist ..."

Am 26. und 28. Januar machte Alvensleben noch weitere Mitteilungen über seine Bemühungen, die Sache in Gang zu bringen; in letzterem Briefe heißt es: „Deinen Brief an den Fürsten Hohenzollern nebst Promemoria habe ich abgegeben, außerdem wird befohlen werden, daß die Arbeit im Ministerio womöglich bis Mitte Februar beendet sei. — Ich soll dies Voigts-Rhetz, der heute Abend von Frankfurt zurückkehrt, selbst sagen. Dem Minister wird es von besserer Hand außerdem geschrieben werden. Dies Alles entre nous, lieber Roon" ...

Indem Roon dieses Briefwechsels Erwähnung thut, fügt er (an seine Frau) hinzu:

„Es fragt sich nun, ob Beschleunigung in die Sache zu bringen ist, und das scheint mir sehr zweifelhaft; ja es ist wahrscheinlich, daß gar nichts daraus wird, und meinem natürlichen Menschen wäre das am angenehmsten!"

Immerhin beschäftigt ihn die Sache fortgesetzt so lebhaft, wie es bei ihrer Wichtigkeit und seinem patriotischen Herzen natürlich war ... „nochmals habe ich auf die Gefahren der ‚langen Bank' hingewiesen. Vielleicht, ja vielleicht erfolgt daher die Einberufung der Commission auch früher. Es ist eben Alles unbestimmt, weil eine unberechenbare Reihe von Verhältnissen und Umständen dabei in Betracht kömmt ... Die Ernennung von Voigts-Rhetz zum Chef des Allgemeinen Kriegs-Departements ist oder scheint unserer Reform-Sache sehr günstig. Mit seiner Hülfe, hoffe ich, werden die von büreaukratischer Seite aufzuthürmenden Berge wohl abzutragen sein ..."

„Ich bin gespannt auf Nachrichten aus Berlin (heißt es auch am 6. Februar in einem Briefe aus Münster, wohin Roon auf seiner Dienstreise gelangt war). Aber in Berlin scheint der Erbprinz [1]) alle anderen Gedanken und Interessen in den Hintergrund gedrängt zu haben. Dennoch wäre es gerade für ihn und seine Zukunft sehr wichtig, wenn er gewisse Dinge nicht vergessen machte. Inzwischen rechne ich noch immer darauf, Mitte dieses Monats nach Berlin gerufen zu werden; doch wer weiß! Wir sind krank an der langen Bank, u. s. w."

Auch die Heranziehung der Familie nach Düsseldorf mußte wegen der Unsicherheit jener von Berlin gemeldeten Verhältnisse verschoben werden. — In derselben Zeit wurden die Gatten tiefbewegt von dem Schmerze über den Ende Januar erfolgten Tod der trefflichen Gräfin Waldersee in Posen, deren ihre Briefe in ganz besonders inniger Verehrung gedenken.

Am 12. Februar schrieb der Fürst von Hohenzollern und stellt wieder Roon's Berufung nach Berlin zu Ende Februar in Aussicht. Letzterer schreibt sofort an Voigts-Rhetz, „der für unsere Sache gewonnen ist" um zu hören, ob jene Aussicht sich bestätigt. „Dann (schreibt er der Gattin) wollen wir Pläne machen in Betreff unseres Wiedersehens."

Inzwischen hatte sich auch der politische Horizont verfinstert. Die Spannung zwischen Frankreich und Oesterreich verschärfte sich immer mehr, und man sah in Berlin wohl voraus, daß Preußen bald genötigt sein würde, seine Stellung dazu zu nehmen. Der frühere Minister Camphausen hatte Roon den Wunsch nach einer Unterredung ausdrücken lassen. Da Camphausen eben in Berlin gewesen war, so ging Roon

---

[1]) Wenige Tage vorher, am 27. Januar 1859, war der älteste Enkel des Prinz-Regenten, Prinz Wilhelm, unser jetziger Kaiser, geboren worden.

(in den ersten Tagen des März) nach Köln und Bonn hinüber, um Camphausen und Perthes zu sprechen. Wieder in Düsseldorf eingetroffen, schreibt er (am 3. März):

„. . . Ich bin heimgekehrt, ohne von Camphausen irgend etwas auf mein Schicksal bezügliches erfahren zu haben, ohne hier weder von Alvensleben noch von Voigts-Rhetz eine Zeile vorzufinden . . . . Ich glaube aber überhaupt gar nicht mehr an den Zusammentritt der Commission, weil man voll Kriegsangst ist und daher von der Ausführung meiner Reform vorläufig abstrahirt. Die auf der Tagesordnung stehende Unklarheit und Entschlußlosigkeit hat, wie ich mit Wahrscheinlichkeit vermuthe, die Erörterung der Frage: ist die Reform noch vor ausbrechendem Kriege thunlich? — ganz ausgeschlossen. Man wartet und wartet auf immer neue Impulse, und begnügt sich daher von der Hand in den Mund zu leben, statt selber Impulse zu geben und dadurch Zeit und Raum zu freier Selbstbestimmung zu gewinnen. Man will den Krieg nicht und hat bei der jetzigen Armee-Verfassung sehr recht darin, aber wer Frieden behalten will, von dem muß jeder überzeugt sein, daß er fähig und Willens sei mit beiden Fäusten kräftig dreinzuschlagen. Diese durch die gestrigen Unterhaltungen mit Camphausen und Perthes mir klar gewordenen Anschauungen sind natürlich nicht für Jedermann. Jedenfalls ist ein etwaiger Krieg für uns noch nicht so nahe vor der Thür, daß unsere Privat-Dispositionen davon alterirt würden . . . .“

Ein Brief des Generals von Alvensleben, den Roon folgenden Tages, am 4. März, empfing, bestätigte obige Vermutungen noch ausdrücklich. „Mein lieber Roon,“ schreibt A., „wenn ich Dir sage, daß viele Geschäfte mich abhielten, Dir auf dem Fleck zu antworten, so wirst Du lachen, und doch ist es wahr. Am Schreiben und Sprechen fehlt es hier nicht,

ob es was helfen wird? Die Zeit der Rede war die Zeit des Unterganges der alten Welt! — Was ich hier sage, hat keinen Bezug auf die fragliche Arbeit, sie ist fertig seit dem 17. Februar; Voigts hat redlich Wort gehalten; seitdem aber befinden wir uns damit auf der langen Bank, die von Bonin natürlich cultivirt wird. Der Prinz will, wenn es zur Commission noch kommen sollte, das Präsidium selbst übernehmen ..... Voigts hat zunächst Deinen Entwurf ausgearbeitet, und weil er sehr hoch in die Kosten steigt, einen reduzirten daneben. Bonin hat ihm befohlen, nur den ersteren vorzutragen, weil es so befohlen sei!! Der Prinz will nämlich Vortrag von Voigts entgegennehmen, ehe die Commission berufen wird, aber ..... (diesen Raum mußt Du abermals ausfüllen). Inzwischen habe ich den Fürsten H. gestern vermocht, sich Voigts heute früh kommen zu lassen und seinen Vortrag in extenso zu verlangen, damit er wenigstens erfährt, um was es sich handelt. — So liegt nun die Sache. Mit einigem Talent zum Rathen und einiger Phantasie male sie Dir aus, grau in grau, die beliebte Manier der Düsseldorfer Schule, mit möglichst blassen Tinten und kaltem, grauschmutzigem Tone, und Du wirst ein ziemlich richtiges Bild erhalten.

Dein getreuer G. v. Alvensleben.

Roon mußte aus allen Nachrichten folgern, daß die Berufung der Kommission zunächst ganz aufgegeben worden war, und nachdem er soweit klar sehen konnte, ließ er Mitte März die Familie nachkommen. Dieselbe etablierte sich zunächst in Schloß Benrath.

Wenige Wochen darauf wurde Roon's Vaterherz bis in die innersten Tiefen erschüttert: am 10. April starb nach kurzer Krankheit sein jüngster, fast siebenjähriger Sohn, der

Liebling seiner Seele. „Der Schlag trifft mich (wie er dem Herzensfreunde Perthes schreibt) niederschmetternd, erschütternd bis in die tiefsten Lebenswurzeln.“ Von Zweifeln gepeinigt und doch des Trostes, des Zuspruches nicht durch zunftmäßige dogmatische theologische „Deduction“, sondern „durch das Zeugnis eines erfahrenen, durchgebildeten, christlichen Laien“ dringend bedürftig, ruft er den ihm so lieben Mann zu Hilfe, um seine innere Seelennot zu lindern: und bereitwillig eilt dieser herbei und gewährt die Hilfe, unter deren Einfluß der Zerschlagene sich allmählich aufrichtet und nach und nach die Lebenszuversicht wieder gewinnt. — — —

In derselben Zeit wurde Perthes auch vertraulicher Mitwisser von Roon's Reformplänen, indem letzterer ihm die dem Prinz-Regenten eingereichte Denkschrift mitteilte. Perthes war sachlich ganz einverstanden, verschwieg aber auch seine Bedenken über die nach seiner Meinung etwas zu polemische Form der Schrift nicht und hielt aus diesem Grunde eine Veröffentlichung derselben in der vorliegenden Gestalt nicht für empfehlenswert. Roon gab die Berechtigung solcher Bedenken zum Teil zu. In seiner Erwiderung auf des Freundes Bemerkungen erläutert er dann seinen Standpunkt näher: „. . . Der Aufsatz hat indessen, wenn auch nicht mit deutlich bewußter Absicht, doch auf ganz natürliche Weise eine Parteifarbe angenommen, einmal weil ich mir bei seiner Abfassung die entgegenstehenden Ansichten zu bekämpfen vorgenommen; sodann weil er die hohe Person, für die er ursprünglich allein bestimmt war, überzeugen nicht nur, sondern auch für die zu gewinnende Ansicht erwärmen sollte. Dies erklärt, dünkt mich, die Kraft und Wärme meines Tones und rechtfertigt sie auch — —“

An eine Veröffentlichung der Schrift wäre übrigens höchstens bei den etwa in dieser Angelegenheit stattfindenden

Landtagsverhandlungen zu denken gewesen; soweit aber war die Sache noch lange nicht gediehen.

Zunächst traten die allgemeinen politischen Verhältnisse ihrer weiteren Förderung entgegen. Infolge des Konfliktes zwischen Frankreich-Italien und Oesterreich wurde nämlich durch Allerhöchste Kabinetsordre vom 20. April die Kriegsbereitschaft von drei preußischen Armeekorps und der gesamten Linienkavallerie befohlen, und drei Bundes-Armeekorps sollten auf Grund preußischen Antrages gleichfalls kriegsbereit werden. Aus diesen Streitkräften sollten zwei Armeeen (unter Wrangel und Herzog von Koburg) gebildet werden, unter Oberbefehl des Prinz-Regenten von Preußen, in dessen Hauptquartier sämtliche deutsche Fürsten sich einfinden sollten (welche entsetzliche Friction! bemerkt Roon hierzu). Zugleich sollten 150 000 Oesterreicher unter Erzherzog Albrecht (?) am Oberrhein konzentriert werden.

Roon empfing diese Nachrichten als „Neuestes“ am 22. April gleichzeitig vom Fürsten Hohenzollern und von Perthes. Letzterer, der aus einer „sicheren Berliner Quelle“ geschöpft hatte, setzte bei der Mitteilung hinzu:

„Sehr wahrscheinlich ist das Alles kein aus eigener Brust hervorgegangener Entschluß, sondern österreichische Ueberrumpelung,“ erwähnte auch, daß die Prinzessin von Preußen mit der Maßregel durchaus nicht einverstanden sei. — —

Die Wege, welche die auswärtige preußische Politik in diesem ersten Halbjahre 1859 gegangen ist, können an dieser Stelle freilich nur oberflächlich beurteilt werden, zumal die inneren Motive derselben — trotz teilweiser Oeffnung der Archive — noch nicht vollständig bekannt geworden sind. Man wollte den Angriff auf deutsches Bundesgebiet Oesterreichs jedenfalls als casus belli betrachten und begann daher im April mit den oben erwähnten Rüstungen (die „Kriegsbereit-

schaft" wurde Ende April auf die ganze Armee ausgedehnt); andererseits scheint man ebenso entschlossen gewesen zu sein, Oesterreich nur unter der Bedingung zu unterstützen, daß dieses den dafür geforderten Preis auch wirklich zahle. Wie es scheint, hat Oesterreich im Laufe der Verhandlungen, einige Wochen später, derartige Zusagen gemacht, in Folge deren Mitte Juni bekanntlich die Mobilmachung des größten Teiles der Armee befohlen wurde. Der Fürst von Hohenzollern teilte dies Roon schon am 8. Juni als strengstes Geheimnis vertraulich mit, hinzusetzend: „Für Sie ganz allein diese wichtige Eröffnung, welche unseren Eintritt in die welthistorische Entwicklung des Dramas bekunden wird." Als es somit den Anschein gewann, daß die gesamten deutschen Streitkräfte an der Seite Oesterreichs in den Kampf eintreten würden, gelang es, wie bekannt, Louis Napoleon, letztere Macht zu dem überraschend schnellen Abschlusse des Friedens von Villafranca zu bewegen; es darf wohl nicht bezweifelt werden, daß Oesterreich sich hierzu nur zum Teil wegen der eben bewiesenen Uebermacht Frankreichs entschlossen hat — sondern viel mehr aus Eifersucht gegen Preußen und — weil es nachträglich bereute, den vielleicht zu hoch gefundenen Preis für die dargebotene Hilfe zugesagt zu haben.

Wie dem auch sei, jedenfalls läßt sich nicht leugnen, daß der ganze Charakter der preußischen Politik als ein sehr schwankender, unentschlossener erscheinen mußte; daß dieselbe mit ihren Maßregeln überall zu spät kam; daß die überflüssig bleibenden Rüstungen unnütze Geldausgaben verursachten, und es daher nicht zu verwundern ist, daß das Ansehen Preußens in dieser Periode sich in keiner Weise vermehrte. Ebensowenig konnte das Vertrauen zu der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten im Lande zunehmen. Dieselben Männer der Gothaer Partei, welche das Ministerium Manteuffel nament-

lich wegen seiner deutschen und auswärtigen Politik Jahre hindurch angegriffen, geringschätzig behandelt, ja fast verhöhnt hatten, bewiesen sich um nichts leistungsfähiger, seit sie selbst die Führung der Geschäfte übernommen hatten. Sie hatten die Erwartungen, welche sie selbst und ihre Partei von sich hegten, schwer getäuscht, mit ihren kleinen diplomatischen Künsten ein gründliches Fiasko gemacht, und es war natürlich, daß auch das Vertrauen des Prinz-Regenten zu seinen neuen Ratgebern schon damals tief erschüttert wurde.

Dies vorausgeschickt, mögen hier noch einige Mitteilungen Platz finden, aus denen zu ersehen ist, wie zwei einsichtige, patriotische und in keinerlei Parteivorurteil befangene Männer in jener Zeit die Lage beurteilten, deren inneres Getriebe zu übersehen sie, mangels amtlicher Informationen, freilich auch nur unvollständig vermochten.

Roon an Perthes (Benrath 27. 4. 59.)

..... Seit Ihren Mittheilungen vom 22. d. scheint in dem Ideen-Gange unserer Regierung eine neue Wendung eingetreten zu sein. Das österreichische Ultimatum, das ohne unser Vorwissen gestellt, von Rußland und England mißbilligt worden ist, wird uns, fürchtet man, in einen Krieg wider Willen verflechten, in dem man besorgt, auch Rußland und England feindlich gegenüber zu haben, ohne der von Oesterreich zu beanspruchenden Entschädigungen und Garantien sicher sein zu können. Man will also zunächst dahin streben, den Krieg in Italien zu lokalisiren — doch meine ich, daß der Wunsch leichter gefaßt als ausgeführt ist. Die Realität der Dinge ist gewaltiger als alle Wünsche, namentlich solche, die nur auf halben Entschlüssen beruhen. Uebrigens glaube ich, daß wir noch sobald nicht zum Mobilmachen und Schlagen gelangen werden, denn ehe das Feuer

nicht auf den Nägeln brennt, werden wir zu herzhaften Entschließungen wohl nicht gelangen. Man will zu klug und zu geschickt sein und vergißt, daß es einen Moment giebt, wo Mannhaftigkeit besser ist als alle Klügelei und Intrigue.

— — — — Wie es mir sonst geht? Ich ringe, festzuhalten, was ich gewonnen habe, aber der Zerstreuungen und Weltgedanken sind gar viele und berechtigte. — — — Da es jetzt unmöglich für mich ist, hier abzukommen, so thun Sie, bitte, was Sie können, uns in den nächsten Tagen zu besuchen. . . . . . Unsere Wünsche kennen Sie, vielleicht haben Sie auch eine Ahnung von ihrer Temperatur.

Ihr treu ergebener Freund

Roon.

Die Freunde hatten in nächster Zeit wiederholt persönliche Zusammenkünfte — da sie oft „das Unzureichende aller schriftlichen Ergießungen fühlten."

Auch einige Wochen später sahen sie sich, denn am 15. Juni schreibt Roon aus Düsseldorf: . . . . „Ich erwarte Sie also, mein geliebter theurer Freund, am Freitag Morgens 9 Uhr hier in Düsseldorf, wohin wir gestern Nachmittag definitiv übergesiedelt sind. Wäre es mir in diesen entscheidungs- und erwartungsvollen Tagen möglich gewesen, so würden Sie mich schon ganz à l'improviste bei Sich gesehen haben, denn mich beseelt dasselbe Bedürfniß, mit einem einsichtsvollen und mit empfindenden Freunde zu sprechen. Ich glaube, unser Preußenstolz geht einer neuen tiefen Demüthigung entgegen. Wir haben schon zu viel gethan, um nun nichts zu thun, und — so meint man, vielleicht mit Recht — jetzt können wir nichts mehr thun, weil ohne England viel mehr zu riskiren, als wir ge-

winnen können. Es ist ein grausames Dilemma! Das kommt vom unnützen Zittern, Zagen und Zaudern! Mehr am Freitag! Vorher reise ich gewiß nicht nach Berlin, wohin ich, aus Abscheu vor dem dortigen rathlosen Gemunkel, überhaupt nur gehen werde, wenn ich durchaus muß — ich spreche von der üblichen Meldungsreise[1]). — —"

Düsseldorf am 20. Juni 59.

— — — Blanckenburg schreibt mir heute aus Berlin, daß auch in den alten Provinzen die Stimmung sehr deprimirt sei. Die Kriegslust ist verbrannt wie Stroh. Sie haben Recht gehabt! — Es wird, ich fürchte, fast zu viel zum Schämen für ein Menschenleben, die nachfolgenden Generationen werden das Geschäft fortsetzen müssen. Doch wer weiß! Gott hilft uns vielleicht dennoch, auch wenn wir's nicht verdienen."

Sogar zur Beschaffung eines Mobilmachungs-Pferdes war damals Perthes dem Freunde behilflich, da das betreffende Pferd in Bonn stand. Anknüpfend daran schrieb Roon (am 27. Juni) . . . „Uebrigens, mein treuer lieber Freund, ich glaube, ich werde das Pferd nicht gegen die Franzosen gebrauchen. Der Fürst (von Hohenzollern) war einige Tage hier — wir müssen uns nächstens wieder sprechen. Meine Division marschirt am 1. Juli (stückweise) in der Richtung auf Cöln ab, in dessen Nähe sie Cantonnirungen beziehen wird. Ich soll am 11. dahin folgen. — Ich muß immer an Chamissos

Das ist die Zeit der schweren Noth!
Das ist die schwere Zeit der Noth;
Das ist die Noth der schweren Zeit!
Das ist die Schwerenoth der Zeit!

[1]) Roon war am 31. Mai zum Generalleutnant befördert worden.

denken — und bin sehr trübe gestimmt. — — Zudem bin ich heute sehr bedrängt, kann daher nur noch schließen und grüßen, aber von Herzen!

Ihr Roon.

Im Juli hatte Roon dann sein ständiges Quartier in Bonn, da sein mobiler Divisionsstab dorthin verlegt worden war, und konnte fast täglich mit Freund Perthes zusammen sein und Meinungen austauschen. Seine Briefe an seine Frau sprechen sich sehr befriedigt darüber aus, und am 1. August meldet er ihr (nachdem er am selben Tage die Ehre gehabt hatte, seine Division bei Cöln dem Prinz-Regenten vorzuführen): . . „der sanfte Friedensmarsch tönt nun ganz allgemein heimwärts. Auch unser Armeekorps wird demobil und marschirt in die alten Garnisonen zurück und zwar in den nächsten Tagen . . .“

Zwölftes Kapitel.

Die politisch zwecklos gebliebene Mobilmachung des Jahres 1859 hatte zwar auch die Vorarbeiten für die Armeereorganisation aufgehalten, aber sie hatte für die Förderung derselben andererseits doch wichtige indirekte Vorteile gebracht. Dieselben bestanden zunächst darin, daß es den militärischen und politischen Kreisen von neuem klar geworden war, daß die bestehende Heeresverfassung ganz ungenügend sei, da die Mobilmachung wieder ganz erhebliche Mängel aufgedeckt hatte. In empfindlichster Weise war es u. a. zur Geltung gekommen, daß die Armee im Frieden keinerlei Trainformationen besaß. Schon allein dadurch wurden die Kriegsvorbereitungen und die Mobilmachung unbeschreiblich erschwert und letztere in schädlichster Weise verzögert; nicht minder hatte sich die Schwerfälligkeit der Organisation bei Formation der Landwehrtruppen sowie die ungenügende Leistungsfähigkeit der letzteren von neuem erwiesen, obwohl kriegerische Leistungen noch gar nicht einmal von ihnen verlangt worden waren. Vor allem hatten sich diese Wahrnehmungen der hohen soldatischen Einsicht des Prinz-Regenten bemerkbar gemacht, der es schwer empfunden hatte, daß auch die politische Haltung Preußens in schädlichster Weise durch die Unzulänglichkeit seiner Armee beeinflußt worden

war. Es war klar hervorgetreten, daß auch in Zukunft für den Herrscher selbst wie für seine Regierung erst dann eine energische politische Aktion möglich sein würde, wenn die Stärke und Beschaffenheit des Heeres volles Vertrauen einflößten. Dieses aber fehlte und konnte nur wieder erlangt werden durch schleunigste Durchführung der von Roon vorgeschlagenen Reformen; auf Befehl des Prinz-Regenten sollte also nun auch nicht einen Tag mehr gezögert werden, diese ins Werk zu setzen.

Der erste Schritt dazu wurde durch die stattgehabte Mobilmachung sehr erleichtert. Die auf Kriegsstärke augmentiert gewesenen Landwehrtruppen wurden nämlich — was sonst bei der Demobilmachung hätte geschehen müssen — nicht aufgelöst, sondern in ihrer Mannschaftsstärke (unter Entlassung der ältesten Jahrgänge) nur reduziert, so daß sie etwa auf gleiche Kopfstärke gesetzt wurden wie die ebenfalls auf den Friedensstand zurückgeführten Linientruppen. Durchgeführt wurde diese Maßregel bei der gesamten Landwehr-Infanterie und einem Teile der Kavallerie, so daß also für den größten Teil der Armee provisorisch die Kriegsformation auch nach erfolgter Demobilmachung beibehalten wurde. Die auf diese Weise aus den Landwehrregimentern der Infanterie hervorgegangenen Truppenteile wurden bis auf weiteres „Landwehrstammbataillone“ und „kombinierte Regimenter“ genannt.

Zugleich war die Bearbeitung der Entwürfe bezüglich definitiver Reform der Heeresverfassung von neuem aufgenommen worden. — Roon hatte schon in den letzten Tagen des Juli Gelegenheit gehabt, den Fürsten von Hohenzollern in Düsseldorf zu sprechen und darüber seiner Frau u. a. berichtet:

„. . . . Später lenkte der Fürst das Gespräch auf Gegenstände von allgemeinem Interesse, die politische Lage, den

plötzlichen Friedensschluß und Preußens Stellung zu demselben, die Armee-Reform u. s. w., welche letztere in der That beginnen zu wollen scheint, trotz Bonin, dessen Stellung (wie der Fürst äußerte) als Kriegsminister eigentlich ganz unhaltbar geworden ist, indessen bei der eigenthümlichen Anhänglichkeit des Regenten an seine Umgebungen dennoch wohl behauptet werden wird. Meinen jüngsten Brief (über die nunmehrige Ausführung der Reform und einige andere Verhältnisse) habe er dem Regenten gegeben, aber bis zur Stunde noch nicht zurückerhalten. Man beabsichtige das und das (genau das von mir Vorgeschlagene), und er hoffe, es werde diesmal gerathen. Dem konnte ich mich nicht anschließen, weil Bonin die Abwesenheit des Fürsten wohl zu benutzen wissen werde, u. s. w. Dieser meinte, er hoffe doch jetzt auf Erfolg."

Wiederholt hatte Roon es dankbar anzuerkennen, daß der Fürst von Hohenzollern den Reformplänen sehr günstig gesinnt und in loyalster Weise bemüht war, dieselben möglichst zu fördern und Bonin's Widerstand zu überwinden. Auch General Voigts-Rhetz, der von gleichem Eifer beseelt war, — weil von der Notwendigkeit der Reorganisation und den Gebrechen der Landwehr überzeugt — hatte sich schon früher (zu Roon) voll Lobes über den Fürsten geäußert:

„Der Fürst ist mir eine treue Stütze. Man muß diesen Mann von Herzen lieb gewinnen; er ist so offen, eine so ehrliche Soldaten-Seele wie wenige."

Endlich, Anfang September, zeigte es sich, daß die Hoffnung, welche der Fürst gehegt, nun wirklich ihrer Erfüllung entgegenging. Roon erhielt am 5. September eine vom 2. aus Ostende datierte Allerhöchste Kabinetsordre:

„Ich beauftrage Sie hierdurch, sich sobald als möglich nach Berlin zu begeben, um mit dem Kriegs-Minister in

Betreff des Mir von Ihnen früher vorgelegten und durch das Allgemeine Kriegs-Departement umgearbeiteten Projekts einer Reorganisation der Armee in weitere Berathung, Behufs der Feststellung dieses Projekts zu treten. (gez.) Wilhelm.

Freund Alvensleben, der mit dem Regenten in Ostende war, fügte noch folgende Erläuterungen hinzu (am 6. September):

„.... 1. Du mußt gleich nach Berlin, dem Wortlaute Deiner Ordre gemäß. Heute geht die Basis Eurer Arbeit dahin ab. Sie soll mit Ablauf des Monats fertig sein, ein schön Stück Arbeit ist es, also urtheile selbst, ob Du Zeit übrig hast.

2. Der Minister ist avertirt. Minister will sagen Gen.-Lieut. Hering, der Bonin vertritt, per Kabinets-Ordre, auch im Ministerrathe. Die Ordres konnten nicht anders gefaßt werden. Du hast also mit Hering, nicht mit Bonin zu thun. —

3. Deine Manöver kann Jemand anders abhalten, Du hast Wichtigeres zu thun, und da die Minister die Kammer-Vorlagen schon im Oktober berathen müssen, die Armee-Reform aber unter denselben den ersten Platz einnimmt, so ist periculum in mora....

4. Der Prinz wird wohl bis nach dem Geburtstag der Prinzeß (30. d. M.) in Baden bleiben, dann am 3. Oktober der Einweihung der Rheinbrücke bei Cöln beiwohnen, von dort aber nach Berlin gehen. — Hiernach operire....

Dein treu ergebener Alvensleben.

„Sei womöglich den 8ten. auf dem Kriegsministerium und laß Dir von Voigts-Rhetz meinen Brief zeigen...“

Ueber die weitere Entwickelung der Dinge geben wiederum Roon's eigene Aufzeichnungen (Briefe an seine Gemahlin) Aufschluß:

Berlin (Taubenstraße 48) 10/9. 59.

.... In der Hauptsache habe ich noch kein Urtheil. Man hat mich höflich, ja freundlich empfangen, zeigt auch keinen üblen Willen gegen mich; bei alledem aber fühlt es sich heraus, daß man meint, ich hätte auch wegbleiben können, da die eigene Weisheit für ganz zulänglich gehalten wird. Das Merkwürdigste aber ist, daß Bonin vor seiner Abreise zu Kreuze gekrochen ist und sich mit dem aus dem meinigen entstandenen Projekte vor Voigts-Rhetz einverstanden erklärt hat. Nun sollte die Sache ruhen, bis er aus Wiesbaden zurückgekehrt sei. Damit ist indeß der Prinz-Regent nicht einverstanden gewesen, sondern hat befohlen, die Arbeit bis zum Ende des Monats zum Abschluß zu bringen. Das nun zur Berathung vorliegende Projekt ist nun vom Prinz-Regenten in mehreren Punkten angefochten worden, und das ist gut, weil der Herr in mehreren derselben entschieden recht hat, d. h. er kommt darin auf meine Vorschläge zurück.

Berlin, 16. September 59.

.... Heute haben wir die letzte Berathung gehabt. Montag ist noch ein Vortrag bei dem Kriegsminister, d. h. seinem Stellvertreter. Dann bin ich für eine Reihe von 7, 8 Tagen überflüssig hier, vielleicht ganz, je nach der Entscheidung des Prinzen ... ich denke daran, so lange nach Pommern zu gehen und den Hühnern nachzulaufen. ...

Den 19. Gottlob, mein Brief ist fertig und geht morgen mit dem Courier nach Baden-Baden ab. In den letzten Tagen habe ich tüchtig gearbeitet und konnte gar nicht zum Schreiben an Dich kommen. Heut Abend gehe ich zur Belohnung in den Don Juan, das erste Mal seit x Jahren, daß ich mir allein dergl. erlaube. ... Heut lief ein Brief von Moritz (Blanckenburg) ein, der sehr erfreut über mein Kommenwollen

zu sein scheint. Ich werde daher übermorgen, so Gott will, dort eintreffen und — ich denke — 8 Tage bleiben. — — Bis dahin habe ich wohl Bescheid aus Baden-Baden. . . .

Berlin, 25. September.

. . . . Gestern wurden wir Jäger auf den Fluren von Zimmerhausen von einer telegraphischen Depesche eingeholt, in welcher stand, ich solle Angesichts dieses nach Baden-Baden kommen, um dem Regenten Vortrag zu halten. Wie gern wäre ich über Düsseldorf gegangen, aber ich würde dadurch immer 24 Stunden verlieren, und glaube das nicht verantworten zu können . . . ich halte meine Sache so hoch und wichtig, daß ich meines Privat-Interesses wegen keine Stunde versäumen darf. . . .

Baden-Baden, 29. September.

. . . . mein hiesiger Zweck ist im Wesentlichen erreicht, doch kann ich noch nicht sagen, zu welcher Stunde ich morgen oder übermorgen in Düsseldorf eintreffen werde; wohl aber, daß ich im besten Falle nur 24 Stunden dort bleiben kann, weil ich wieder nach Berlin muß, um dort die Ankunft des Prinz-Regenten zu erwarten. . . .

Berlin, 5. Oktober.

Gestern früh bin ich wohlbehalten hier angekommen. . . . Mit meinem eigentlichen Geschäft sieht's trübe aus. Die Herren vom Kriegsministerium sind über die ihnen von Baden-Baden überbrachten Weisungen außer sich, wollen in die Armee zurück und nichts mehr mit der ganzen Geschichte zu thun haben. Es wird mir hoffentlich gelingen sie zu beruhigen und bei der Stange zu erhalten, denn es wäre ein Unglück, jetzt das Werk mit neuen Leuten anzufangen. . . . Meine Rolle ist wahrlich nicht beneidenswerth. Besänftigen hier, beruhigen dort und gleichzeitig anfeuern und schüren, damit die schwachen

Flämmchen nicht schier erlöschen. Ich fühle das Unzulängliche meiner Kräfte und meiner Stellung zur Sache sehr tief und schmerzlich. Wenn Gott der Herr nicht beispringt, so sind Mühe und Arbeit umsonst gewesen, und wir bleiben in einem Stadium stecken, wo wir das Vertrauen auf das Alte gänzlich verloren haben und doch zu impotent sind, etwas Neues, Besseres zu erzeugen. Meine Stimmung ist daher eine sehr gedrückte. . . .

6. Oktober. . . . Meine Herren Büreaukraten habe ich glücklich beruhigt. Sie arbeiten in der neuen Richtung, die ich mitgebracht, und sprechen nicht mehr vom Davongehen. Noch immer aber sehe ich kein gutes Ende ab. O, wäre ich nur erst wieder in meiner stillen, anspruchslosen Düsseldorfer Tretmühle! Möchten Andere reorganisiren und reformiren auf ihre Verantwortlichkeit! Aber dann und wann steigen Zweifel auf, ob man mich bei der Ankunft des Prinz-Regenten und des Kriegs-Ministers sogleich entlassen wird. . . .

9. Oktober. Seit gestern früh wohne ich nicht mehr im Rheinischen Hofe, sondern Jägerstr. 63a. . . . Gestern war ich, einer Einladung des Prinzen Friedrich Carl folgend, in Potsdam. Er wollte von den Reformen wissen. Als er mich um 11 Uhr entließ, fuhr ich zu Böger. Das Resultat der erneuten, sehr sorgfältigen Untersuchung war, daß er mich wiederholt und ungeachtet der anormalen Aderbildungen am Halse für gesund und — bei gemessenem Leben — für geeignet zu einem sehr hohen Alter erklärte, mein Asthma aber müsse ich in mäßigem Grade behalten; es sei nicht ganz zu kuriren. . . .

Mit dem Könige geht es keineswegs schlimmer als seit 14 Tagen, 3 Wochen. Er ist nur nervös sehr aufgeregt und unruhig. Dies allein aber ist kein gefährliches Symptom; es macht nur viel Geschicke und Besorgnisse, da der Herr, der

theure, arme Märtyrer, so häufig von solch nervöser innerer Angst befallen ist, daß er es gar nicht im Bette auszuhalten meint, während er doch aus Kraftlosigkeit auch nicht lange außer demselben zuzubringen vermag.... Die Geduld der armen Königin, ihr Gleichmuth, ihre Ergebung und liebreiche Fürsorge sind gar nicht genugsam zu bewundern, wie Böger sagt....

Morgen kommt Bonin vom Urlaub zurück ... es hat keine Gefahr, daß er sich dem öffentlichen Dienste entzöge. Er wird Alles thun, was man von ihm verlangt. Möge man nur recht viel Vernünftiges recht bestimmt von ihm verlangen! Ich bin hier in der That ganz überflüssig, und die Regelwidrigkeit meiner Mitwirkung ist mir lästig. Deßhalb kann ich aber freilich keineswegs auf meine baldige Heimsendung rechnen. Zu einem thätigen Mithelfer der an sich berechtigten Intriguen gegen Bonin will und werde ich mich gewiß nicht gebrauchen lassen; es wäre aber möglich, daß man Mittel fände, sich meiner dennoch zu bedienen, und hat sie vielleicht schon gefunden. Ich bin zu einfältig für solche Dinge; ich habe keine Nase dafür, wenn man mich nicht direkt darauf hinführt. . . .

Berlin, 15. Oktober.

.... Heute ist nun der Prinz-Regent eingetroffen. Als ich gegen Mittag Alvensleben sah, sagte er mir im Auftrage von Manteuffel, ich solle mich darauf vorbereiten nach Schlesien zu gehen — nämlich in Stelle des fehlenden General-Adjutanten mit dem Prinzen nach Breslau zu der Zusammenkunft, die dort zwischen ihm und dem Kaiser von Rußland in der nächsten Woche stattfinden wird nebst obligaten großen Paraden u. s. w., eine Ausflucht von wenigen Tagen. Dann geht's mit dem Regenten nach Berlin zurück und so Gott will unverzüglich fürbaß zu Euch nach Düsseldorf. . . . Was diese ganze Geschichte bedeutet? Nun, nichts anderes, als

daß man mit mir hier auf anständige Art zu Ende kommen will. Bonin will diese Sache durchaus selbst machen, er brennt darauf mit dem Eifer eines Neubekehrten. Was soll ich also hier? Fünftes Rad! . . . Vor oder während der Breslauer Fahrt werde ich dem Herrn meinen Schlußvortrag halten und dann — unter Bezeugung der Allerhöchsten Zufriedenheit von allem Weiteren in der Reform-Angelegenheit entbunden werden. . . .

Morgen früh um 10 Uhr hat mich der Kriegs-Minister zu sich bestellt; ich bin ein wenig gespannt auf diese Zusammenkunft, wiewohl natürlich ohne alle und jede Besorgniß. Ich werde in allen Urtheilen sehr zurückhaltend sein und verlasse mich bei etwaigen persönlichen Angriffen auf den mir von Gott verliehenen Mutterwitz und mein gutes Gewissen. . . .

Später. Zurück von Bonin. Seinerseits einige Verlegenheit, viel Höflichkeit, noch mehr — Empfindlichkeit, verbunden mit kaum glaublichem Mangel an — Aufrichtigkeit. Diesen Eigenschaften setzte ich die unbefangenste Ehrlichkeit und den darauf gegründeten Stolz entgegen und wurde nach einem Stündchen mit dem zärtlichsten Händeschütteln und den süßesten Freundschafts- und Achtungs-Bezeugungen entlassen. Es ist doch ein gefährlicher Mensch! — — Es ist die Hauptsache — sagte er unter anderem — daß die Angelegenheit zu Stande kommt und offenbar ganz gleichgültig, ob die Welt weiß, daß ich den Urgedanken dazu gegeben habe oder nicht! — — Was hältst Du von diesem Pröbchen? Ich bin tief im Innern überzeugt, daß er die ganze Sache noch heute nicht will und durch Detailfragen zu Falle zu bringen suchen wird, wobei er dann dem Regenten die Schuld geben wird. Daß ich mich vom Geschäft zurückziehen will, hörte er mit großer Befriedigung. Er wolle mir nicht verhehlen, daß meine Zuziehung ihn aufs Empfindlichste verletzt habe; deßhalb be-

halte er sich seine weiteren Maßnahmen noch vor. Meine vollkommene Loyalität erkenne er indeß aufs bereitwilligste an . . u. s. w. . .

Berlin, 19. Oktober.

Der Prinz ist seit dem 15. hier, und ich habe ihn seiner vielen Geschäfte wegen noch nicht gesprochen. Gestern Abend oder heute früh sollte er wieder von Potsdam herüberkommen, und ich habe nun W. gesandt, um zu erfahren, ob er angelangt ist und Meldungen annimmt. Ja! Hoffahrt will Zwang haben. Wäre ich nur erst wieder heraus und bei Dir! — — W. kehrt zurück: wieder keine Meldung! — Eben trat auch Alvensleben bei mir ein mit dem Befehl, um 5 Uhr zum Prinz-Regenten zu kommen — falls nicht Gegenbefehle kämen. Auch gut! Halt aus, alter Bursche! — Ein solches Gesindeleben ist aber doch nicht für mich, indeß wer kann wissen, ob der liebe Gott mich dennoch vielleicht auch in diese Schule zu nehmen vorhat. Aber ich glaube es nicht, soweit Menschen-Augen reichen, würde das nicht zu meinem Frieden dienen . . .

Berlin, 20. Oktober.

Gestern Nachmittag habe ich dem Prinz-Regenten meinen Vortrag gemacht und am Schlusse gebeten, nunmehr von meinem Commando entbunden zu werden. Man fand meine Bitte gerechtfertigt, freute sich des gewonnenen Resultats, behielt sich jedoch die Entscheidung über den Zeitpunkt meiner Entlassung vor und entließ mich gnädig. — — Heute Abend, vor einer halben Stunde, habe ich die mich entbindende Cabinets-Ordre erhalten. Zwar ist meine Rückkehr nach Düsseldorf darin vorläufig noch verschoben, aber diese Verschiebung ist motivirt durch die Breslauer Reise. Ich bin jedoch noch nicht ganz los, wie mir ahnt. Der Vortrag des Kriegsministers wird gleich nach der Rückkehr von Breslau statt-

finden, und ich glaube, ich werde noch über denselben hinaus hier bleiben müssen. Aber ich werde mich schon losarbeiten ... Der Kriegsminister sprengt jetzt aus, mein Projekt sei nun gänzlich beseitigt, ich habe die Landwehr festhalten wollen und ähnliche — Unwahrheiten; seine Vorschläge (die ja im Wesentlichen aber die *meinigen* sind) würden durchgesetzt werden, er würde damit stehen und fallen. Da die Welt — — leichtgläubig ist, so sollte es mich nicht wundern, wenn er sich durch solch' edle — Dreistigkeit Glauben verschafft; es kommt auch gar nichts darauf an, wem die Sache zugeschrieben wird, *wenn sie nur unverstümmelt in's Leben tritt. Darauf*, ganz allein *darauf* kommt es an; nicht, daß ich als Urheber genannt werde ...

Den 21. Heute früh war Schack bei mir, um über die Angelegenheit zu sprechen. Er steht ganz auf meiner Seite, ebenso Wrangel, aus dessen Umarmung ich unlängst zurückkehrte ...

Breslau, 24. Oktober 1859.

— — — Der Trubel hier ist großartig — — — alle diese Dinge machen einen einfachen, solchen Spektakels nicht gewohnten Mann ganz aufgeregt. Nun ist's bald überstanden. Ob auch die wichtigen politischen Dinge, die hier betrieben werden sollten, zu einem gedeihlichen Ziele führen werden, ist aber — abzuwarten. Otto Bismarck, der auch hier ist, hat mir sehr ernste Zweifel dagegen erweckt. Gott sei's geklagt!

Berlin, 25. Oktober.

.... Daß ich weder in Breslau Nachricht von Dir erhielt, noch hier vorfand, beunruhigt mich etwas! — Nachdem wir heut gegen 4 Uhr Nachmittags hier angelangt waren, verleitete mich der Hunger und die Gesellschaft von Bismarck

und Alvensleben zu einem gemeinschaftlichen Mittagessen, bei dem wir uns bis 9 Uhr verplauderten, so daß mich auch unsere Söhne, die vielleicht Nachricht von Dir hatten, verfehlt haben. — —

Den 28. Morgens. Ich habe diese beiden Tage nicht in der heitersten Stimmung verlebt . . . Der Vortrag des Kriegsministers über die Reform-Angelegenheit war verschoben worden. Der Regent hatte mir durch Manteuffel sagen lassen, ich solle bis nach dem Vortrage bleiben, es müßte noch eine Commission zusammentreten, und dann sollte ich dabei sein. Du kannst denken, wie mich diese Botschaft, die freilich nicht überraschend war, verstimmte. Nochmals mit ganz neuen Personen den alten Teig durchkneten müssen und dennoch keineswegs daran die Hoffnung des endlichen Gelingens knüpfen können, sondern vielmehr die Erwartung des Mißlingens und tausend persönliche Widerwärtigkeiten; ich war recht verzagt . . . nach einem Spaziergange suchte ich General H. auf. Dort traf ich General Steinmetz. Mit diesem kam es zu Erörterungen über die Angelegenheit, aus welcher ich entnahm, wieviel Eifersucht und Mißdeutung meine Zuziehung selbst bei Männern erregt hat, die, wie Steinmetz, meine Achtung und Anerkennung verdienen. — — Es kam zu einer peinlichen, fast heftigen Szene. Wir trennten uns zwar im Frieden; ich aber hatte Gift im Blute und kämpfte lange um Gleichmuth . . .

— — Ich will aber frischen Muth schöpfen, sollte ich auch Wochen lang hier festgehalten werden und meine Hoffnung auf ein vernünftiges Resultat aller Mühen und Entsagungen auch am Verlöschen sein. Ich will mich bemühen, meinen eigenen Willen in jeder Beziehung, auch in dieser, ganz in Gottes Willen zu schicken und von aller eigenen Ehrsucht dabei zu abstrahiren. — — Heute Abend soll ich

Manteuffel sprechen und erfahren, was mir bevorsteht. — — Wer für Coblenz (nach Hirschfeld's Tode) der Auserwählte sein wird, ahne ich noch nicht. Es ist eine Theetisch-Frage — sagte Alvensleben neulich sehr richtig . . . ich glaube, daß man sich den Platz vorläufig noch für Bonin reservirt, für den Fall, daß er wieder . . . Redensarten macht oder vor der Kammer Schiffbruch leidet. — — Wegen A.'s Beförderung zum Offizier ist mir Alles klar. Manteuffel hat einmal wieder Vorsehung spielen und seine Allmacht darthun wollen. Welch furchtbarer Ehrgeiz steckt in diesem Manne! — —

Abends . . . Soeben komme ich von Manteuffel. Es ist nichts im heutigen Vortrage beschlossen worden. Bevor sich Se. K. H. definitiv entscheiden werden, soll noch eine Commission aus erfahrenen Generalen (Feldmarschall Wrangel als Vorsitzender, General Fürst Radziwill, v. Werder, Prinz A. v. Württemberg, v. Schack, Prinz Friedrich Karl, v. Steinmetz, Prinz Friedrich Wilhelm, General v. Alvensleben und ich, dazu ein Deputirter des Kriegsministeriums) am nächsten Montage zusammentreten, um über gewisse, ihr vorzulegende Fragen zu berathen und im Laufe der nächsten Woche zu berichten. Also noch 8 Tage! Ich werde noch manch' Quentchen Galle verarbeiten müssen, aber mit Gottes Hülfe werde ich auch das aushalten. Ob die „Sache" nunmehr gefördert werden wird? Das ist eine schwere Frage. Jedenfalls würde man ohne die Commission nie zu Entschlüssen gekommen sein; ob mit derselben? Gott gebe es! — —"

Die später noch durch einige namhafte Generale verstärkte Kommission hatte ihre erste Sitzung am 31. Oktober und beendete ihre Arbeiten verhältnismäßig schnell.

Am 2. November schon konnte Roon schreiben: „Gestern haben wir die letzte Berathung gehalten. Morgen wird das Protokoll verlesen, übermorgen die Reinschrift unterzeichnet.

Dann ist mein Commissiorium erledigt, und ich melde mich Sonnabend zum Abgange und erhalte hoffentlich die Erlaubniß abzureisen. — —

— — Ueber die Commissionssitzungen kann ich Dir weiter nichts mittheilen, als daß ich den erwarteten Aerger nicht, wohl aber viel Unerquickliches in meinen Wahrnehmungen gefunden habe . . .

Den 3. November Abends. Heut früh ist das Protokoll, das Alvensleben und ich gebraut hatten, verlesen und von der Commission angenommen worden. Darauf ging ich zum Fürsten Hohenzollern, wo ich lange antichambriren mußte und daher auf dem Sopha einschlummerte, bis mich Se. Hoheit weckten. Ich mußte und konnte ihm viel erzählen; er schien empört über Bonin's Bleiben, da — wie er sagte — Hirschfeld ja zur rechten Zeit für ihn gestorben und er ganz außer Stande sei, die Reorganisation in's Leben zu führen . . .

4. November. Gestern Abend zum Thee bei Manteuffel, wo ich nur noch General Werder fand . . . und manches kluge und bedeutende Wort gehört habe . . . Heut früh bin ich bei Wrangel gewesen und habe das Protokoll unterschrieben. Darauf nahm mich der alte Herr in's Nebenzimmer, umarmte und küßte mich und erklärte mir, ich müsse Kriegsminister werden; ich sei ein fester Mann, das habe er bei den Debatten erkannt . . . ich sei allein im Stande die Reorganisation auszuführen; auf die Popularität allein könne Niemand feststehen; er habe dem allergnädigsten Herrn meine Ernennung dringend empfohlen u. s. w. Ich protestirte, sprach von meiner durch meine Erregbarkeit zu befürchtenden Unfähigkeit — um ihn los zu werden — und von der Wahrscheinlichkeit, daß ich mich sehr schnell verbrauchen würde rc. —

Das würde er sehr bedauern, „denn auf Ehre ich habe Sie lieb; aber was schadet das, wenn Sie nur dem Vaterland und der Armee, die mit Vertrauen auf Sie blickt, genutzt haben. Sie wollen doch nicht ewig leben?“ — sagte der Alte, der etwas von Römertugend gehört und eine dunkle Erinnerung an ein Wort Friedrichs des Großen im Sinne haben mochte . . . — „ich kenne Sie, Sie sind ein fester Mann, und solche brauchen wir.“ Neue Umhalsung; ich machte, daß ich fortkam. — Nun bitte ich Dich, meine Geliebte, erschrick nur nicht. Diese Sache hat wenig zu bedeuten . . . Ich erzählte schon, daß Fürst Hohenzollern à tout prix wünscht, Bonin loszuwerden; da ist der alte Feldmarschall, der mich gestern bei'm Fürsten ablöste, zur Unterhaltung auf die Intrigue eingegangen. Daß aber daraus nichts wird, ist so sicher, wie das Amen in der Kirche . . . es ist durchaus nicht zu erwarten, daß der Regent den kleinen . . . Bonin jetzt von sich schleudern sollte, der Entschluß wäre zu groß, als daß der Herr nicht davor schaudern sollte . . . sei daher ohne Sorge . . .

Den 5. November . . Aus einer gestern bei Wrangel ausliegenden Notiz war zu ersehen, daß wir (die Commissions-Mitglieder) abreisen könnten; heute früh war also Alles zurecht gelegt, um meine Meldung zu machen, als ich vom dienstthuenden Adjutanten ein Billet empfing, worin mir Allerhöchsten Orts befohlen wurde meine Abreise zu verschieben . . Beunruhige Dich aber nicht! . . . Später . . . Bei'm Mittagessen, das ich mit Alvensleben in einem Kaffeehause einnahm, setzte sich Voigts-Rhetz zu uns und erzählte von heftigen Szenen, die gestern beim Vortrage zwischen dem Prinz-Regenten und Bonin vorgekommen sein sollen . . . Dennoch ist die Sache nicht gefährlich, weil das gesammte Ministerium sich bei seiner Composition verpflichtet hat, im Falle

der unfreiwilligen Entlassung eines seiner Glieder gemeinschaftlich abzutreten. Freiwillig aber geht Bonin nicht, wenn er auch damit droht. Er kennt den wohlwollenden, versöhnlichen Charakter und die Herzensgüte des Regenten . . .

Den 6. November Abends. Als ich heute nach Hause kam, fand ich wieder ein Schreiben des diensthuenden Adjutanten, worin ich ersucht werde, meine Abreise bis nach dem 10., wo noch eine Commissions-Sitzung stattfinden soll — aufzuschieben. Ich bin sehr verdrießlich . . . was das wieder für eine Commission ist, weiß ich nicht . . .

Am 8. November. Gestern längeres Gespräch mit Manteuffel, der den Regenten auf's Neue bedenklich gemacht zu haben scheint, so daß ich ihm den Verdacht aussprach . . . seine Bedenken seien nicht wirkliche bloße Bedenken, sondern absichtlich geäußerte Besorgnisse, um den Kriegsminister unmöglich zu machen und die ganze Reform in seine (Manteuffels) Hände zu bringen. Da wurde er aber feierlich; ich mußte ihm Glauben schenken, es sei seine Ueberzeugung, daß der Kriegsminister das Projekt nicht durchbringen werde und könne, es werde daher doch nichts anderes übrig bleiben als daß ich die Sache in die Hand nehme, er (Manteuffel) sei dazu nicht fähig. Zugleich äußerte er bewegt, welch' ein Unglück es doch sei, wenn diejenigen, die von Natur Vertrauen zu einander hätten, weil sie sich für ehrliche Kerle hielten, in Mißtrauen zu einander geriethen. Unter gegenseitiger Versicherung, daß es bei'm Alten bleiben solle, schieden wir . . .

Heute Abend war ich noch bei Alvensleben. Dieser hatte seitdem die Bemerkungen des Regenten zu dem Sitzungsprotokoll der Commission in Händen gehabt, aus denen im Allgemeinen der Unwille des Herrn über den Vortrag, den der Deputirte des Kriegsministers der Commission gemacht,

hervorging. — Alvensleben und Manteuffel sind in der That hier die einzigen Personen, die Vertrauen verdienen; auch der letztere, wiewohl seine Herrschsucht unverkennbar ist, aber ohne Zweifel will er das Gute; A. steht mir höher, weil er für sich in der That nichts sucht. . . .

Uebrigens geht der Prinz-Regent am Montag den 14. nach Letzlingen, so daß ich hoffen darf, vorher abgefertigt zu werden. Also spätestens Sonntag hoffe ich meine Füße aus dem hiesigen Sumpf zu befreien. . .

Berlin, 10. November.

Der Mensch lebt von Hoffnungen. Auch heute weiß ich Dir nichts Anderes zu sagen. . . . erst am Sonnabend in der Konferenz selbst wird es sich entscheiden, ob ich wirklich abreisen kann.

— Moritz wird hier seit mehreren Tagen vergebens erwartet; es wäre möglich, daß seine Ankunft meine Abreise um einen Zug verzögert. Er war in Hohendorf bei Herrn v. Below, einem Onkel seiner Frau, woselbst er vielleicht Otto Bismarck's Ankunft erwartet haben wird, der dort auf seiner Reise mit Frau und Kindern nach Petersburg Nachtquartier genommen hat und daselbst sehr schwer erkrankt ist. Möge Gott seiner Bären-Natur beistehen! — —"

Am 13. November endlich kehrte Roon — wie er an Perthes schrieb — „ungebeugt aber unerquickt" nach Düsseldorf an seinen Herd zurück, wo er „auch in dienstlichen Angelegenheiten alle Hände voll Arbeit fand." Aber schon am 27. Abends erhielt er ganz unerwartet eine Depesche (vom General Alvensleben „auf Allerhöchsten Befehl"), die ihn „angesichts dieses" wieder nach Berlin rief, „um sich daselbst bei dem Prinz-Regenten zu melden." — Am 29. schrieb er von Berlin aus an seine Gemahlin: . . . „Bonin hat gestern früh

den Abschied erhalten, will sagen: ist zum Commandirenden General des 8. Armeekorps ernannt worden. Ich bin allerdings gerufen, um an seine Stelle zu treten; ich habe mich dazu bedingungsweise bereit erklärt, dem Prinzen und der Sache zu Liebe. Noch aber sind die Ordres nicht ausgefertigt. Sicher ist daher die Sache noch nicht, umsoweniger, als — wie ich glaube — dagegen intriguirt wird. Es ist also davon noch gar nicht zu sprechen. . ."

Ausführlicheres teilte er an Perthes vertraulich mit:

Berlin (Rheinischer Hof) 30. 11. 59.

Mein teuerster und liebster Freund! . . . Montag Abend langte ich hier an, war gestern (Dienstag) früh bei'm Regenten und erfuhr — — ich solle Kriegsminister werden an Stelle Bonin's, der — nach meiner Meinung — das 8. Armeekorps nicht verdient hat. Wer die hiesige Noth so kennt, wie ich; wer davon überzeugt ist, daß es, will ein Haus einfallen, jedes ehrlichen Kerls Pflicht ist zu stützen und zu halten, sei es auch mit augenscheinlicher Lebensgefahr, während Ratten und Mäuse und anderes Ungeziefer entflieht: der kann und konnte nicht zweifeln, ob hier zu schütteln oder zu nicken sei. Ich habe also genickt, nachdem ich unumwunden erklärt, daß ich von der ganzen constitutionellen Wirthschaft niemals etwas gehalten hätte, mich aber als richtiger Conservativer den vollbrachten Thatsachen unterthänig füge, daß ich ferner „ein Narr auf eigene Hand" zu bleiben, nichts desto weniger aber Fachminister sein zu können gedenke, wenn man mich in dieser meiner Haut dazu gebrauchen könne. Meine Erklärungen schienen nirgend zu überraschen; man hatte Schlimmeres, schien es, von mir erwartet. Ob ich nun aber wirklich in das schwere, schwere Joch eingespannt werden werde, das ist mir doch etwas zweifelhaft. Man kabalirt — irre ich nicht — in's

Geheim noch für den Abgetretenen, d. h. für seine Restitution. — — —

Den 1. Dezember. — B.'s Restitution, die ich gestern noch für denkbar hielt, scheint heute allerdings unmöglich, wenigstens unthunlich, aber die ängstliche Sorge um die öffentliche Meinung und Bonin's sogenanntes Martyrium für den Liberalismus lähmt jede frische Handlung. Diese allgemeine Muthlosigkeit, Halbheit, Unfertigkeit, denen ich überall begegne, geben mir einen widerlichen Vorgeschmack von all' den Widerwärtigkeiten und Geduldsproben, die meiner zu warten scheinen. . . . . Meine Ernennung, in welche sich das Staatsministerium wie es scheint schweigend gefunden hat, wird verzögert durch — ich weiß nicht ob vorgebliche oder wirkliche Besorgniß vor den Nachwirkungen des liberalen Parfüms, das der Abgetretene um sich zu verbreiten gewußt. Um den Uebelwollenden, so sagt man, jede Waffe zu nehmen, die aus B.'s Rücktritt gedrechselt werden könnte, will das Staats-Ministerium das Reorganisations-Projekt, sowie der Prinz-Regent und ich und wie es vorgeblich auch B. wollte, vor meiner Ernennung adoptiren, um . . . vor dem Landtage darauf hinweisen zu können, daß B.'s Abdankung andere Ursachen habe. — Damit Sie, lieber Freund, die oben erwähnte wesentliche Identität meines und B.'s Reorganisations-Projekts verstehen, hätte ich noch zu erklären gehabt, daß B., als ihm endlich — im August — einerseits die Impopularität des Landwehr-Instituts und andererseits meine Berufung nach Berlin bekannt worden war, plötzlich unter dem 30. August ein Projekt einreichte, welches in seinen Motiven wie in seinen Zwecken mit dem von mir Gewollten völlig übereinstimmte . . ., seitdem ging durch die Zeitungen das Gerücht, mein Projekt sei in den Müllkasten geworfen, das seinige werde ausgeführt; ich habe die Landwehr durchaus conserviren wollen u. s. w. — Verschieden-

heiten bestehen und bestanden daher nur in Details und in den Zahlen. Motive und Zwecke sind und waren identisch. — Weßwegen er nun abgetreten? Das ist eine Frage, deren Beantwortung weniger in äußeren als vielmehr in innerlichen Ursachen zu suchen ist. Er, oder die hinter ihm stehenden... Büreaukraten haben die irrige Ansicht erregt, die man freilich besser verrätherisch zu nennen hat, hier sei ein Childerich zu behofmeistern und zu bevormunden und sein berechtigter Pipin sei der constitutionelle Kriegsminister. Gottlob, daß dem nicht so ist! wir wären damit der Volks-Souveränität und der Republik einen großen Schritt näher gekommen. Sie sehen wohl ein, daß es eben darum auch von der größten Wichtigkeit ist, B.'s Restitution, die von den — Hosentrompetern und linkischen Fanatikern gehofft und intriguirt wird, zu hintertreiben, was am sichersten durch eine andere Ernennung geschehen würde. Vollbrachten Thatsachen fügt man sich, sei es auch mit Knirschen. — — Meine Bereitwilligkeit — glauben Sie es wenigstens — ist eine tief seufzende, die sich der Schwere einer scheinbar unlöslichen Aufgabe und der Gefahren des nicht unwahrscheinlichen Schiffbruchs wohl bewußt ist. Ehrgeiz und Habgier wirken dabei, soviel ich weiß, nicht mit; ein Menschenkind meiner Art kann garnicht anders, als mit Gottes Hülfe auch das Schwerste und Gefährlichste versuchen, wenn es sich, wie hier, um das Wichtigste und Höchste handelt, was es in eines Mannes Lebensberuf giebt: um die politische Gesundheit seines Vaterlandes. Soll ein Soldat seinem Kriegsherrn feige den Rücken kehren, wenn er spricht: „Komm', steh mir bei" — blos weil ihm dessen andere Helfer nicht wolgefallen? Nimmermehr! Das was man politische Ehre nennt, fasse ich anders auf, weil ich Soldat bin... Nach meinen Begriffen von politischer Ehre ist es in meinem Falle

nur Ehrenpflicht zu sagen: „Ja Herr, ich will, aber wolle Du nicht etwas, was Du vielleicht einst bereu'st. Sieh', ich bin anders, als Du wohl denkst und im Hinblick auf Deine anderen Stützen wünschen kannst; überlege es, ob Du nicht eine paßlichere Säule findest, die die Harmonie Deines Gebäudes weniger stört." — Wenn man dies und Aehnliches mit Wärme und Freimuth gesagt und das Begehren unverändert bleibt: dann hat, meines Erachtens, ein treuer Mann seine Schuldigkeit gethan, sonderlich wenn ihm gesagt wird, „hätte und wüßte ich einen Besseren, würde ich Sie nicht gewählt haben." — — Ich weiß, Sie mein theurer Freund, werden mich daher nicht verurtheilen. Es gilt Großes zu leisten; nur ein Schelm denkt immer nur an sich. Das Reformwerk ist eine Existenzfrage für Preußen, es **muß** vollbracht werden!

Man sagt mir, und ich bin Narr genug die Ueberzeugung zu theilen, daß ich dazu wohl geeignet sei. Meine Düsseldorfer Tretmühle ist ungleich behaglicher und hat weder solche Verantwortlichkeiten noch solche Schwierigkeiten. Mein „Fleisch" würde frohlocken, wenn die Kabalen siegten und B. mit ihnen, aber das Herz würde mir bluten, wenn dies — was nur durch eine Erniedrigung der Krone thunlich — geschähe..... Sie wissen nun, mein lieber theurer Freund, den ich unter allen Umständen, wie sie sich auch fügen mögen, festhalten möchte, wie es um mich steht, und wie sehr ich es zu bedauern habe, daß ich Sie während der in Düsseldorf verbrachten beiden Wochen nicht gesprochen habe ....

In alter Liebe und Treue

Ihr Roon.

„Nachschrift: Daß der Inhalt dieses Schreibens nur für meine nächsten verschwiegenen Freunde ist — sagt er selbst." —

Inzwischen hatte Seine Königliche Hoheit der Prinz-Regent selbst einen der Gründe mitgeteilt, weswegen die Ernennung Roon's nicht gleichzeitig mit Bonin's Rücktritt hatte erfolgen können; R. hatte auch in seiner vorstehenden politischen Beichte an den Gewissensfreund Perthes schon darauf hingedeutet.

Der Regent schrieb nämlich an Roon:

Berlin, 30. 11. 59.

Das Ministerium ist mit Ihrer Wahl ganz einverstanden, wünscht aber, *vor* Ihrer Ernennung, das Réorganisations-Project so wie ich und Sie es wollen, zu *seinem solidarischen Eigenthum* zu machen, damit vor der *Welt* und den *Kammern* Bonin's *Unrecht* um so klarer hervortritt, womit ich ganz einverstanden bin, weil sonst die Malveillanten behaupten können, daß Bonin ein Märtyrer seiner libéralen Ansichten geworden sei und *Sie* ein *ganz anderes* Project *uns octroyirt* hätten.

Wilhelm, Prinz-Regent.

Nach streng konstitutionellen Begriffen und Doktrinen verhielt sich das Staats-Ministerium merkwürdig passiv in dieser ganzen Angelegenheit. Nach allen Vorgängen konnte dasselbe Roon keineswegs als politischen Gesinnungs-Genossen ansehen. Dennoch ist diesem ein eigentlich politisches Glaubens-Bekenntnis von den neuen Kollegen *nicht* abgefordert worden. So wurden sie — schon bei dem ersten Anlasse — der liberalen Doktrin von der Gesamt-Verantwortlichkeit eines konstitutionellen Staats-Ministeriums untreu! Sollte die kurze Zeit, in der sie sich im Amte und der damit verbundenen praktischen Thätigkeit befanden, ihnen die Unhaltbarkeit derselben — wenigstens im Königlichen Preußen — schon dargethan haben? Oder hielten sie Roon, der ja eine politische

Vergangenheit und politische Verbindungen nicht aufzuweisen hatte, aus diesem Grunde für völlig bedeutungslos in dieser Beziehung?

Amtlich haben sie sich darüber nicht ausgesprochen, wenigstens nicht als Kollegium; sie schienen sich vielmehr mit der Versicherung zu beruhigen, Roon sei kein politischer Mann, wolle nur Fachminister sein, werde also nur ad hoc, d. h. zur Durchführung der Armee-Reform, in ihre Mitte berufen.

Mit Bezug auf diese letztere aber, — die Reform — drängt sich noch eine zweite Betrachtung gebieterisch auf: Nach dem oben mitgeteilten Handschreiben des Regenten kann es nicht zweifelhaft sein, daß das Staatsministerium das in seinen Grundzügen bereits seit Wochen feststehende Projekt gebilligt und zu „seinem solidarischen Eigentum“ gemacht hatte. Dieses Projekt ist, wie Roon schon am 5. Dezember an seine Frau schrieb, durch Kabinetsordre vom 3. Dezember dem Staatsministerium ausdrücklich „überwiesen“ worden. Wie war nun — angesichts dieser Thatsachen — die spätere Haltung eben dieses Ministeriums in dieser Frage möglich? Wodurch erklärt sich die Ohnmacht oder — Lauheit, welche die im Ministerium sitzenden notorischen Führer der altliberalen Partei in der Folge ihren eigenen Partei-Genossen gegenüber dokumentierten, als es sich darum handelte, dem von ihnen bereits gebilligten Projekte Leben und Gesetzeskraft zu verschaffen?

Mußten sie nicht mit demselben stehen und — fallen? — Mußten sie nicht augenblicklich zurücktreten, sobald ihre eigene Partei — die sie zu beherrschen glaubten! — ihnen nicht sofort zu Willen war? — —

Nur unvollkommen giebt die parlamentarische und politische Geschichte der nächsten zwei Jahre auf diese Fragen Antwort; unwillkürlich wird man aber schon in diesem Stadium

der Entwickelung darauf aufmerksam, wie unklar und sorglos oder wie wenig konsequent Roon's Kollegen schon damals handelten, und wie wenig sie andererseits erfüllt sein konnten von der Wichtigkeit dieser Reform, von der Unentbehrlichkeit derselben gerade für ihre eigenen, nach damaligen Verhältnissen und Begriffen fast zu kühnen politischen Ziele und Pläne; und vor allem: wie wenig sie den Regenten doch kannten, wie wenig sie ahnten, daß sein Soldatenherz nimmer wieder von dem lassen würde, was er nunmehr als eine Existenzfrage der Armee und des Vaterlandes erkannt hatte. Oder — glaubten sie wirklich damals noch, es mit einem „Childerich" zu thun zu haben? Sahen sie deshalb etwa Roon's Eintritt nur als eine bedeutungslose Episode an, die weiter keine Folgen haben könne, da sie im übrigen doch sicher seien ihrer Herrschaft über den allergnädigsten Herrn? — — ?

Fast giebt es keine andere Erklärung für ihre Handlungsweise; ihr Irrtum ist später mit ihrem gründlichen politischen Fiasko gebührend bestraft worden; zugleich sollte dieser Irrtum auch ihrer ebenso verblendeten Partei die Herrschaft entreißen, die weder sie noch ihre doktrinäre Nachfolgerschaft bis heute — trotz aller Schaukel-Künste — wieder erlangen konnten. — —

Roon erlebte inzwischen in jenen ersten Dezembertagen noch manche Stunden des Zweifels, der Ungewißheit und Ungeduld, da er auch andere Einflüsse sich regen sah, die seiner Sache und seiner Person nicht günstig waren. Seine an die Gemahlin gerichteten Briefe geben darüber Aufschluß. In einem derselben (vom 2. Dezember) heißt es u. a.:

„Ob die Frau Prinzessin (von Preußen) mir entgegen ist? Ich weiß es nicht, aber wohl, daß sie mich — ich bin jetzt den vierten Tag hier — noch nicht zu sehen begehrt hat; auch hat sie, wie ich heute hörte, meine politischen Bedenken

egen die Uebernahme der Erziehung des Prinzen Friedrich Wilhelm noch nicht vergessen ...."

Am 4. Dezember indessen kann Roon ein Definitivum melden: „Theuerste Lebens- und Leidensgefährtin! es ist entschieden! Der Prinz hat mich heute als Minister begrüßt und mich mit sichtbarer innerer Bewegung als solchen angesprochen, mir auch gesagt, daß die Ordre vom morgenden Tage datirt sein würde ...."

Diese Allerhöchste Kabinets-Ordre lautete:

Nachdem der Kriegsminister, General der Infanterie von Bonin seine Entlassung nachgesucht und erhalten hat, will Ich Sie hiermit zum Kriegsminister ernennen und vertraue, daß Sie in diesem neuen Amte Mir und dem Vaterlande mit derselben Treue und Umsicht dienen werden, welche Sie in Ihren früheren amtlichen Verhältnissen jederzeit bewährt haben.

Berlin, den 5. Dezember 1859.

Im Namen Seiner Majestät des Königs:

Wilhelm.

An den (gegengez.) Fürst zu Hohenzollern.

Generallieutnant von Roon.

Der 5. Dezember war der Jahrestag des glorreichen Sieges von Leuthen! Roon konnte dies als eine gute Vorbedeutung nehmen. Durch seine Amtsführung — das gelobte er sich — sollten die preußischen Waffen in ihrer Wucht nicht vermindert, sondern vielmehr neu geschärft und mit den Bedingungen zu neuen Siegen ausgestattet werden.

In der Ordre fällt übrigens als ungewöhnlich auf, daß die gleichzeitige Ernennung zum „Staatsminister" nicht darin erwähnt ist. Doch war dies wohl bloß ein Versehen, denn schon am 6. Dezember richtet der Fürst Hohenzollern ein amtliches Schreiben an den „Königlichen Staats- und Kriegs-

minister, Herrn Generallieutnant von Roon." Es betrifft die Einladung zu seiner am 7. Dezember Vormittags 11 Uhr im Königlichen Schlosse thatsächlich erfolgten Einführung in das Königliche Staatsministerium. — In derselben Sitzung leistet Roon auch — nach Artikel 108 der Verfassungsurkunde — den Eid auf die Verfassung. — —

Ueber die Audienz am 4. Dezember hatte Roon seiner Frau am 5. noch einige nähere Mitteilungen gemacht ... „ich kam Nachmittags um 3 Uhr zum Regenten. ... Derselbe kam mir mit den freundlichen Worten entgegen: „guten Morgen mein Verehrter! — oder guten Abend sollt' ich wohl sagen," und — mir die Hand schüttelnd: „es freut mich Sie heut schon als Minister begrüßen zu können." Darauf erzählte er mir mit sichtlichem Selbstgefühl die Geschichte der Sonnabend-Sitzung (in welcher die Minister keine Einwendungen gegen meine Ernennung erhoben hätten u. s. w.) .... und fügte einige Worte über die Schwere meines Amtes hinzu. Als ich ihm hierauf bemerkte, noch jetzt bäte ich ihn, eine andere Wahl zu treffen, wenn er einen brauchbareren Vertrauens-Mann von richtigerem constitutionellem Parfüm wisse, daß ich die Schwierigkeiten meiner Aufgabe auf's Tiefste empfinde und mich denselben nur unterziehen könne in dem Glauben: Gott ist in den Schwachen mächtig! — war Er sichtbar ergriffen, faßte meine Hand, hielt sie, drückte sie fest und sagte mit feuchten Augen: „Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Bereitwilligkeit; sein Sie meines vollen Vertrauens gewiß"; und ging hinaus.

Dies ereignete sich in seinem Arbeits-Cabinet auf derselben Stelle am Kamin, wo ich ihm im Dezember vorigen Jahres so nachdrücklich über die Nothwendigkeit der Reorganisation zugesprochen hatte, und wo Er mir dann schließlich erwidert hatte: „Ja, ich sehe dies Alles ein, es muß geschehen,

aber dann müssen Sie heran!" — Die ganze Szene hatte etwas Dramatisches — mündlich einst Näheres."

Roon's Ernennung machte großes Aufsehen. In den Kreisen der Armee, bei welcher General Bonin als Soldat hochgeschätzt, aber wegen seiner politischen Haltung nicht beliebt war — kam man seinem Nachfolger im ganzen mit großem Vertrauen und dementsprechender Sympathie entgegen. Man wußte, daß die militärischen Angelegenheiten jetzt in sicheren, zuverlässigen Händen ruhten. Die Aufgaben — auch das war nach und nach bekannt geworden — würden sehr schwere sein für den neuen Kriegsminister; aber er sei vor allem ein Charakter, er würde sie zu lösen wissen. Man hob auch hervor, daß er große Rüstigkeit und Thatkraft mitbringe. Er war zwar (im Lebensalter von 56 Jahren und dem Patente nach) der jüngste Generalleutnant, den die Armee damals hatte — aber das nötige Ansehen würde er sich schon zu verschaffen wissen.

Nicht minder freudig wurde der eingetretene Wechsel auch von der konservativen Partei begrüßt. Dieser war Bonin — schon aus der Zeit, da er das erste Mal Kriegsminister gewesen war (1852—54), trotz seiner persönlichen Liebenswürdigkeit verhaßt, weil er der Popularitätshascherei und des Liebäugelns mit dem Liberalismus, mit mehr oder weniger Berechtigung, beschuldigt wurde. Seinen Wiedereintritt in den Rat der Krone hatte man daher mit Besorgnis, ja zum Theil mit Trauer gesehen. Man hielt ihn für keinen passenden Vertreter der Armee und fürchtete seinen dauernden Einfluß in anti-konservativem Sinne. — Roon dagegen war mehreren einflußreichen Männern der Konservativen als ein ernster, schlichter und charaktervoller Mann bekannt. Konnten ihn dieselben auch nicht ohne weiteres als einen der Ihrigen in Anspruch nehmen — denn er war mit politischen Ansichten

noch niemals hervorgetreten — so traute man ihm doch noch weniger irgend welche liberale Neigungen und Anschauungen zu. Das Ministerium der „neuen Aera“, mit welchem sich der Prinz-Regent zum Schmerze der Konservativen und der diesen nahestehenden Treuen im Lande umgeben hatte, war jedenfalls — nach ihrer Ansicht — durch Roon's Eintritt verbessert worden. Man konnte von diesem Wechsel vielleicht auch auf politischem Gebiete gutes erwarten; man konnte wieder Hoffnungen schöpfen. Manche Pessimisten unter den Konservativen betrachteten freilich auch Roon mit Mißtrauen, oder verdachten es ihm wenigstens, daß er sich nicht geweigert hatte, „in dieses Ministerium“ einzutreten. Aber die Zahl derer, die so dachten, war doch nur eine geringe, die meisten auch der entschiedenen Konservativen rechneten ihm diesen aus Liebe zur Armee und zur guten Sache gethanen Schritt sogar besonders hoch an.

Die gouvernementale Presse — die Kammern waren noch nicht zusammengetreten — machte ein verlegenes Gesicht und führte auch ziemlich verlegene Reden. Sie konnte auch noch nicht urteilen über den neuen Mann, aber sie fühlte sich unbehaglich. Zum Teil versuchte sie auch, ihn für einen gesinnungstüchtigen Liberalen zu erklären, fand aber damit nirgends rechten Glauben.

Die unabhängige liberale Presse brachte nur sehr wenige wohlwollende Begrüßungen zu stande. Diese kamen meist aus den Garnisonen, in denen Roon früher gewirkt und allgemeine Hochachtung genossen hatte — die ihm nirgends versagt geblieben war, wo man ihn persönlich kannte. So brachte die Düsseldorfer Zeitung z. B. sofort einen sehr sympathischen Artikel. — Aber das waren nur Ausnahmen, denn die große Mehrzahl der liberalen und demokratischen Zeitungen machte aus ihrem Mißtrauen, ja aus ihrer Feindschaft gegen Roon — schon

weil er Bonin verdrängt habe — vom ersten Augenblicke an kein Geheimnis. Man erklärte ihn für einen Reaktionär, für einen einseitig schroffen Soldaten, einen Feudalen — der als Keil in das liberale, volksfreundliche Ministerium getrieben worden sei. Lange bevor sie ihn kannte, bevor er irgendwie amtlich aufgetreten war — hatte diese Sorte von Presse ihn schon verurteilt. Aus ihrer Haltung konnte Roon schon in den ersten Monaten ersehen, welch' schwerer Kampf ihm bevorstehen würde.

Allein er verzagte nicht; im Gegenteil, er war so recht erfüllt von Kampfesfreudigkeit; aber auch von Gottvertrauen. Viel Feind' — viel Ehr': mit diesem Troste ging er, unbekümmert um alle Schmähungen, rüstig an die Arbeit. „Jetzt gilt es sich zu rühren (schrieb er voll Eifer), wenn man nicht auf die Nase fallen und zerschellen will. Gott walte! . . . Das Rad hat mich ergriffen (heißt es an anderer Stelle), ich arbeite fleißig, damit die Armee bald erfährt, daß wieder Fürsorge und guter Wille für sie da ist." — —

Zahllos auch waren die Begrüßungen von alten und neuen Freunden, die Roon damals empfing, sowie die Ratschläge, welche meistens sehr gut gemeint waren. Die erste Zuschrift aber, welche er erhielt, war ihm auch die wertvollste und liebste: sie kam, als Antwort auf seine Mitteilungen vom 1. Dezember, von dem Herzensfreunde Perthes und soll hier noch mitgeteilt werden, weil sie neben Roon's eigenen Briefen, die wir mitteilen konnten, am besten alle die falschen Anschuldigungen zu widerlegen geeignet ist, welche von Feinden und Neidern gegen Roon erhoben wurden; und weil sie die Lauterkeit seiner Motive und Handlungen am deutlichsten bestätigt und zugleich wie Prophetenwort erschallt:

Bonn, 4. Dezember 1859.

Mein lieber und verehrter Freund. Gott sei Dank für soweit! Das ist mein erster Ruf, weil ich zuerst nicht an Sie, sondern an unser Vaterland denke. Nur eine Frage giebt es in diesem Augenblick, mit welcher die Existenz Preußens unmittelbar verwachsen ist, und diese Frage ist die nach der Neugestaltung der Armee. Sie allein sind es, der — nach Griesheim's und Fischer's Tode — die ganze Bedeutung derselben erkannt und Anderen verständlich gemacht hat; Sie sind es, der die Antwort gesucht, gefunden und unter schwierigen Umständen erfochten und aufrecht erhalten hat; Sie sind es, der die Widerstrebenden gewonnen oder besiegt und sich, was nicht gering anzuschlagen ist, im Einzelnen Berichtigungen hat gefallen lassen. Die Frage und Antwort ist mit Ihnen verwachsen und es ist nicht abzusehen, wie ein Anderer das, was Sie gedacht, entworfen, verfochten und zum Anerkenntniß gebracht haben, wirklich und wahr in das Leben hätte führen können. Darum sage ich noch einmal Gott sei Dank für so weit!

Sehe ich aber auf Sie persönlich, so steigen Sorgen aus der Tiefe auf, und das Bitten scheint mehr am Platze, als das Danken.

Politisch sind Sie im Ministerium eine fremdartige Erscheinung. Das Bewußtsein, Ehrenmänner wie Schwerin, Bethmann-Hollweg und auch Patow neben sich zu haben und der Wille, nur Fachminister zu sein, hilft über einzelne Schwierigkeiten fort; aber wenn das Staatsministerium als solches beschließt und unterzeichnet, erscheinen die Ehrenmänner doch als politische Gegner, und Sie treten nicht als Fachminister, sondern als Staatsminister auf. Immer wieder protestiren, macht Ihre Stellung unleidlich, und auch wenn Sie protestiren, müssen Sie doch schließlich mit unterzeichnen,

und Ihr Name wird in der Gesetzsammlung gar manches Mal erscheinen, wo Sie ihn nur mit Widerwillen sehen. Das ist nicht leicht für einen Mann wie Sie — und ist unmöglich zu ändern.

Die Kreuzzeitung wird Ihren Eintritt als einen Sieg feiern; die ministerielle Presse dagegen Sie als einen gut Liberalen ausposaunen und Sie — Sie werden stille schweigen müssen. Sorgen Sie dafür, daß die Kreuzzeitung möglichst wenig in die Trompete stößt und nur Ihre militärische, nicht Ihre politische Seite behandelt. Die Kreuzzeitung wird Sie als Mittel für ihre Zwecke brauchen wollen, dazu Freundes-Verbindungen benutzen, die eigene Luft unmerklich auf Sie einwirken lassen wollen; Ihnen aber kann es auf Nichts ankommen als auf Neugestaltung der Armee; Siege und Niederlagen dieser oder jener politischen Partei müssen Ihnen gleichgültig sein, so wichtig sie Ihnen unter anderen Umständen wären.

Wie viel Anderes noch, was schwer und was gefährlich ist, auch abgesehen von der Wucht der eigentlichen Frage, drängt sich dem Zuschauer auf, der ruhig zwischen seinen Büchern sitzt! Doch — wozu das Gerede des Stubensitzers. —

Wie mag es, mein lieber, lieber Freund, jetzt in Ihrem Innern drängen und arbeiten! Die behaglich-vornehme Stellung in Düsseldorf, die Unruhe, der Aerger, der Verdruß, die Ihrer in Berlin warten, werden Sie halb sehnsüchtig rückwärts sehen lassen; reichliches Auskommen, Glanz, Ehre der neuen Stellung wird Sie umschwirbeln und vorwärts ziehen. Das sind die kleinen Geister, die im Menschen ihr Wesen treiben; sie fehlen nie und nirgend, wenn uns etwas Bedeutendes begegnet, und wir sollen uns nicht läugnen, daß sie da sind und sie uns nicht über den Kopf wachsen lassen. Das hat nun bei Ihnen und hat in diesem Falle keine Noth. Der

an Sie ergangene Ruf ist ein ungewöhnlich großer. Der Staat, von dem Deutschlands künftiges Geschick abhängt, soll wesentlich durch Sie eine neue Basis seiner Stellung zu Europa und im eigenen inneren Leben erhalten; ein Stück Geschichte ist Ihren Händen anvertraut, Sie sind nicht nur in der Gegenwart vor die Augen Preußens, Deutschlands und Europas gestellt, sondern sind auch ein historischer Mann geworden; wer künftig sich mit Preußens Geschichte beschäftigen will, kann Sie nicht übersehen!

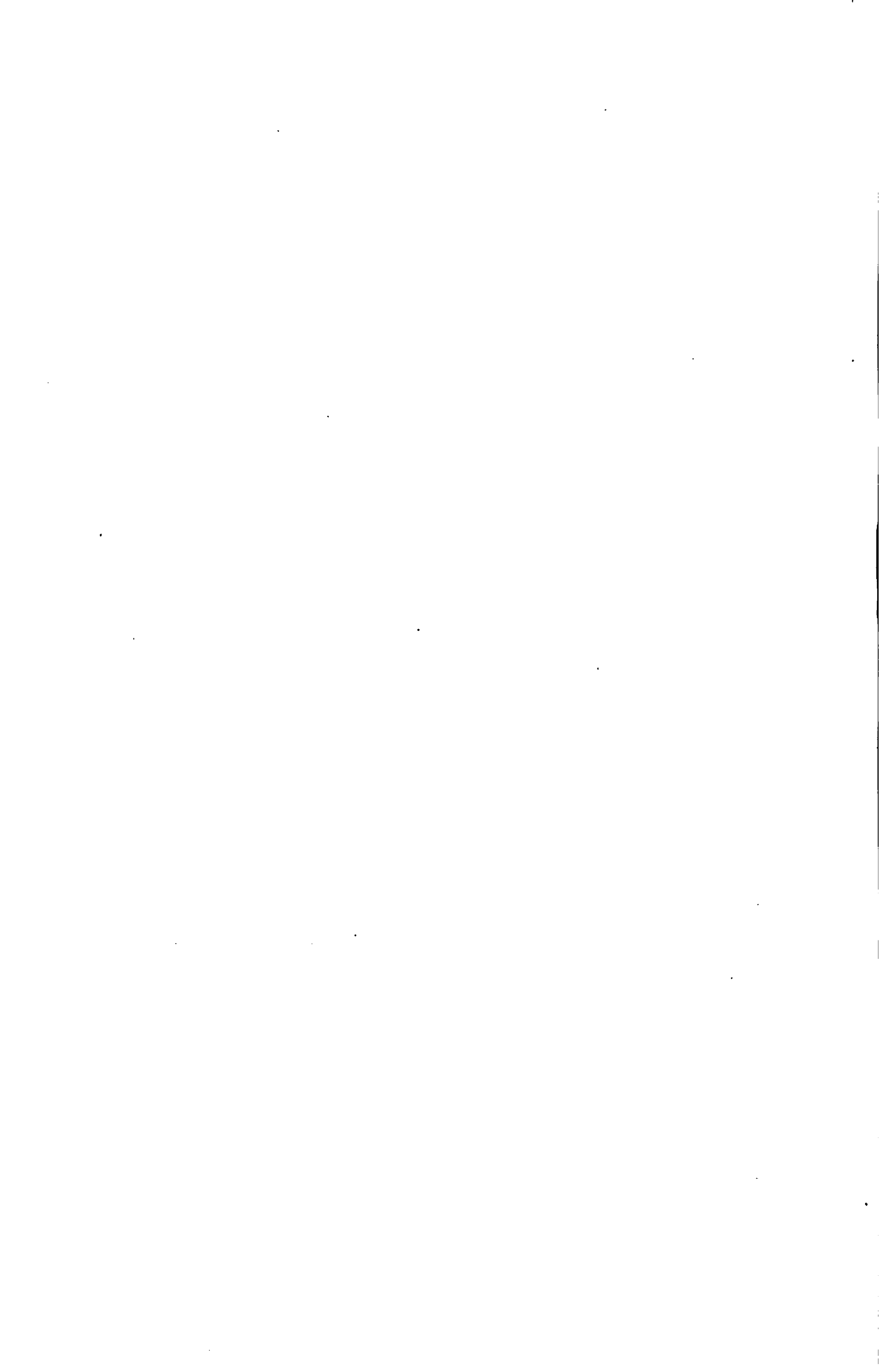
Solcher Gedanke darf und soll die Brust des Mannes schwellen und wird ihn dem Gefühle ungeheurer Verantwortlichkeit gegenüber zugleich mit tiefer Demuth erfüllen; das Eine wie das Andere treibt mächtig zum starken Gebet.

Während Ihnen, mein lieber Freund, oben aus den Wolken das „Gewehr auf" commandirt wird, ist für mich aus demselben Munde das Kommando „Gewehr ab" ergangen. Ich bin seit Ende August recht krank. Das alte Herzübel ist sehr ungestüm geworden und hat auch andere Organe, namentlich wohl die Leber in Mitleiden versetzt . . . an eine eigentliche Herstellung kann ich nicht glauben; das Athmen wird mir bei geringster Bewegung sehr schwer. — Die Vorlesung dieses Winters habe ich ohne Schmerz aufgegeben; arbeiten kann ich ungehemmt, und bin, wofür ich nicht dankbar genug sein kann, bis jetzt weder ärgerlich, noch gedrückt und komme täglich an die Luft. . . .

. . . . Jedenfalls bitte ich Sie, mir zu Weihnachten Ihre (vermuthliche) Ankunft in Düsseldorf mitzutheilen, an manchen Tagen könnte ich ohne Bedenken die Fahrt machen. . . . Herzlichen Dank für Ihren lieben, inhaltreichen Brief und herzlichen Gruß von uns Allen. Ihr Perthes.

Erste Beilage

Genealogische Nachrichten
über die
niederländischen Geschlechter von Roon



Erste Beilage.

Hier folgen einige genealogische Nachrichten über die niederländischen Geschlechter van Roon (auch van Roden, Rooden, Rhoon, de Roon und de Ron), welche wahrscheinlich ein einziges Geschlecht bilden.[1])

Dieses „sehr alte und edele Geschlecht“ stammt (nach v. Leeuwen und Rietstap) von dem Geschlechte Duyveland (Duiveland, Duveland) ab, und besaß, wie Leeuwen 1685 berichtet, die Herrschaft Roon auf der Insel Yſſelmonde über 500 Jahre, bis dieselbe in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts durch Kauf an den Jonkheer Willem Bentinck, Heeren van Drimmelen überging, dessen Nachkommen sie durch Generationen zugehörte, und welche, später gegraft, sich Heeren van Roon en Pendrecht zubenannten.

Den Ort Roon oder Rhoon findet man noch jetzt auf den Karten der Insel Yſſelmonde (nahe von Dordrecht im Mündungsdelta der Maas belegen), deren Gestalt sich übrigens im Laufe der Zeit wahrscheinlich — durch Natur und Kunst — sehr verändert hat.

---

[1]) Vergl. S. 16—19.

In der „Chronyke van Holland, Zeeland rc., gedruckt s' Gravenhage 1636 und verfaßt von W. van Gourhaven“, sowie in dem Werke: Batavia illustrata, s' Gravenhage 1685 von S. van Leeuwen findet sich, fast genau übereinstimmend eine Stammreihe des Roon'schen Geschlechtes (nur die Schreibweise der Namen weicht wiederholt ab).

Diese Stammreihe beginnt mit

1. Boudewyn van Roden, verheiratet mit Katharina von Malsen. Deren Tochter
   Katharina, vermählt mit Gerrit van de Velde, lebte um 1358; und ihr Sohn
2. Pieter van Roon, lebte 1367 und heiratete Alveraade van Wiebresse.
   Deren Sohn war
3. Pieter van Roon, verheiratet mit Willemyn van Gheldorp.
   Deren Sohn
4. Pieter van Roon, war 1445 Schöffe zu Dordrecht, verheiratet mit Adriana de Sayt genannt van Rosendael. Ihr Sohn
5. Generation: Pieter van Roon, verheiratet mit Margrit van Weena. Ihr Sohn
6. Generation: Pieter van Roon heiratete Anna van Grave aus einem der edelsten Geschlechter van Löwen in Brabant. Sie lebte 1535 als Witwe und hatte sechs Söhne und drei Töchter.
   (Ein Sohn (Franz) † 1550 als Baillu von Rotterdam; ein anderer, Baudewyn van Roon, war 1534 Rat am Hofe von Luxemburg, später Kanzler am Hofe von Geldern zu Arnheim; er besaß das Schloß Valckenstein — auch auf der Insel Yssel-

monde bei Roon gelegen; ein dritter Sohn, Gerrit van Roon, war Baillu von Putten &c.)

Ihr ältester Sohn aber, also der älteste der

7. Generation, hieß wieder Pieter, heer van Roon en Pendrecht, heiratete Johanna van Schoonhoven van Wauroy. Er lebte gleichfalls in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, denn seine Tochter Maria (verheiratet an Jan van Asperen) starb 1584.

Auch die Stamm-Aeltesten der

8. Generation († 1596) und der

9. Generation (1636) werden als Pieter, heer van Roon en Pendrecht

von Gourhaven aufgeführt. Eine weitere Fortsetzung giebt er nicht. Dieselbe ist aber auch hier nicht mehr von Interesse, da der Stammvater der deutschen (später preußischen) Roons, nämlich Blasius van Roon (de Ron) schon 1567 (oder 1554) nach Frankfurt a. M. gekommen ist.

Wahrscheinlich ist derselbe ein Bruder oder naher Verwandter des Pieter van Roon der 6. Generation gewesen, der oben als Ehemann der Anna van Grave angeführt worden ist und dessen Zeitgenosse er war.

Doch läßt es sich bisher mit Bestimmtheit nicht nachweisen.

* * *

Andere beglaubigte Familiennachrichten über Mitglieder der Familie von Roon sind die nachstehenden:

1. Eine Adriana van Roon (abwechselnd auch van Rooden genannt) war 1497—1531 Aebtissin der adeligen Abtei Leeuwenhorst bei Leyden (siehe „Oudheden v. Rhynland en Leyden, Leiden 1719“).

2. Nach Vegiano (Nobiliare des Pays-bas, neu durch van Herckenrode, Gent 1865—1868) war eine Tochter des Jean de Brackerweert, welcher 1415 lebte und mit Antoinette de Kupere vermählt war, an den „Seigneur de Roon" verheiratet.

3. In Oudheden van Delft en Delftland, Leiden 1720, wird Pieter van Roon im Jahre 1415 als „Deichgraf von Delftland" genannt. Vielleicht war es der Pieter der 3. Generation (s. oben).

4. Ein Johann van Roon war 1619 (nach derselben Quelle) Rat von Delftland.

* *
*

Anmerkung. Der Verfasser kann nicht unterlassen, dem Herrn Dr. A. van der Velde zu Berlin, dessen Güte er die oben zusammengestellten Notizen verdankt, an dieser Stelle seinen verbindlichen Dank zu wiederholen. Herr van der Velde hat dieselben gewonnen durch seine Studien alter Chroniken, welche sich in der Königlichen Bibliothek ꝛc. befinden, sowie auch aus handschriftlichen Ueberlieferungen seiner eigenen, gleichfalls aus den Niederlanden stammenden Familie. Mehrere Angehörige des Geschlechtes der van der Velde waren durch Heiraten mit Mitgliedern älterer Generationen der Roon'schen Familie verwandt und verschwägert; das letzte Mal geschah eine solche Verbindung, als sich eine Tochter Samuels de Ron (laut Kirchenbuch zu Frankfurt a. M. der 1702 geborene jüngere Bruder von Johannes de Ron, des im Jahre 1698 geborenen und am 18. Januar 1771 gestorbenen Urgroßvaters des Feldmarschalls Albrecht von Roon) am 1. Februar 1774 mit dem Frankfurter Bankier Johann Franz van der Velde vermählte.

Jener Urgroßonkel Samuel de Ron war ebenfalls „Bürger

von Frankfurt a. M. und erblicher Inhaber und Direktor der Rheintürkheimer und Roxheimer Ladestätte“; er war verheiratet mit einer englischen Dame Sophie Rebekka, Tochter des Ritter Daniel Burr zu London. Seine erwähnte, an Franz van der Velde verheiratete Tochter hieß Christina Rosina, war am 15. Dezember 1740 geboren und starb 1826 als kinderlose Witwe.

* * *

Weitere und wichtige Nachrichten über die Familie sind enthalten in einer Urkunde[1]), welche der „Comes Palatinus Caesareus“ (Kaiserliche Pfalzgraf, ein Kaiserlicher Beamter) Johann Anselm Feuerbach zu Frankfurt a. M. am 24. Dezember 1788 unter Amtssiegel ausgefertigt hat. Aus dieser Urkunde ergiebt sich das Nachfolgende als authentische und amtliche Ermittelung des genannten Comes Palatinus:

1. Johannes de Ron[2]) und seine Vorfahren stammen nach der in der Familie überlieferten Tradition ab von der „zur Zeit der weltbekannten Spanischen Inquisition und Verfolgung des sechzehnten Jahrhunderts nach Deutschland geflüchteten hochadlichen Familie derer de Ron“.

2. Am 20. Dezember 1695 ist dem Herrn „Johann Martin de Ron, gewesenem vornehmen Bürger und Bankier zu Frankfurt a. M. ein von dessen Vorfahren sel. Andenkens auf ihn gebrachtes Wappen und Kleinod mit Schild und offenem Helm von neuem confirmiret und bestätiget worden[3]).“

---

[1]) im Nachlasse des verstorbenen Präsidenten von Roon (Albrechts Vetter in Düsseldorf).

[2]) des Feldmarschalls Albrecht von Roon mehrgenannter Urgroßvater.

[3]) Es ist das von der heutigen Familie und auch (bis zur Verleihung des Grafenwappens) von Albrecht von Roon geführte im Siebmacher'schen Wappenbuche abgebildete Wappen.

3. In der „Kirchengeschichte von denen Reformirten zu Frankfurt am Mayn, gedruckt Frankfurt und Leipzig 1751 (8^{oo}, Blattseite 136)“ wird der Blasius von Roon als einer der vornehmsten bemerkt; welcher mit dem Baron a Casco, dessen Leben Friedrich Bertram 1733 beschrieben hat, Anno 1555 aus den spanischen Niederlanden „nach Frankfurt am Mayn gekommen seye, von welchem dann die Frankfurther de Ron abstammen, da er des ad 2 benenneten Herrn Johann Martin de Ron, dem obiges Diploma ertheilet worden, Urgroßvater gewesen ist.“

4. In des „W. v. Gourhaven Chronik (in's Graven-Hage 1636 Folio II Theile)“ werden nachfolgende von Roon in den spanischen Niederlanden angeführt:

Im ersten Teile, Blattseite 581:

Bei dem Einzuge Kaiser Karls V. von Brüssel aus den Spanischen Niederlanden in Köln im Oktober im Jahr 1520 und nachherigen Krönung zu Aachen, in verbis: „Also kam der Kaiser mit großem Staate; zuerst, so kamen in die Stadt geritten die Herren von dem Orden des goldenen Blieses, hiernach benannt:

1. der Graf von Nassau,
2. der Herr v. Cherve,
3—10. u. s. w.
11. der Herr v. Fienes,
12. der Herr von Roon, Obristhofmeister von dem Kaiser,
13. der Prinz von Oranien,
14—22. u. s. w.
23. der Herzog von Alba mit seinem Sohne ꝛc.“

5. Zur Zeit des fürstlichen Kardinals Albertus von Oesterreich, welcher „von dem Könige von Spanien zu succediren

verordnet war, in Platz seines verstorbenen Bruders Ernesti Erzherzog von Oesterreich, in dem Gouvernement der Niederlanden Anno 1596 den 4. July, hat der Marschall von Roon die spanischen Truppen vor Hulst bey Antwerpen commandiret (vide loco cit. Blattseite 274, 275), in verbis: „In Summa vor dieser Stadt, ist viel Fechtens und Stürmens geschehen, und nichts unversucht geblieben an beyden Seiten; mit Verlust von verschiedenen Personen von Namen an beyden Seiten; und unter denselben der Commandirende Feldmarschall von Roon ꝛc.““

„Auch wird dieser Feldmarschall von Roon bey eben diesem Schriftsteller vorhero schon Blattseite 251, 252 angeführet.“

6. Weiter im II. Theile, S. 289: Auch zur Zeit des gedachten Erzherzoges Albertus von Oesterreich, wurde Anno 1599 den 6ten July ein Baron von Roon, unter den Spanischen Truppen, von den Alliirten gefangen genommen, in Brabant in der Gegend von Herwaarden und Boorn.

7. Werden im II. Theile S. 306 noch zwei von Roon angeführt . . Anno 1603 hat ein Herr von Roon das Kastell von Wou mit Lebensmitteln versehen. — Desselben Jahres, den 9ten August (da Feldmarschall Graf von Berghen dem Prinz Moritz von Oranien bei Hoogstraaten gegenüberstand) „fielen die mutinirten auf dem Castel Hoogstraaten welchem Prinz Moritz zu Hülfe kam, auf den Nachzug des Grafen von Berghen und schlugen den jungen von Roon todt; der von dem Prinz Moritz von Oranien sehr beklaget ward und in eine Lade geleget, und dem Feinde zugesendet wurde, ihn stattlich zu begraben.“

8. „Es ist zu bemerken, daß alle diese vorstehende von Roon bey der katholischen Religion verblieben sind

und gegen die Prinzen von Oranien und ihre Parthey auf der spanischen Seite gestritten haben. Nur einen führet dieser Schriftsteller im II. Theile an S. 193, der sich von diesen von Roon aus den Spanischen Niederlanden zur Parthie des Prinzen von Oranien geschlagen hat; nemlich bey dem Staats=Begräbniß des Prinzen von Oranien den 3ten Augusti 1584: — — — „voran gingen die Bürger von Delft, aber in Trauer tragender Manier; darnach die Trompetter; darnach wurden Acht Pferde geführet, mit schwarzem Tuche bis zur Erde behangen. Hinter jedem Pferde wurde ein Wappen=Bannier getragen, vorstellend jede Herrschaft, womit das Pferd auch behangen war. — Das dritte Pferdt führte Juncker N. von Wrang und Juncker von Oström, Kastellein von Weerden. Das Bannier mit dem Wappen von Chalon trug Junker von Roon.""

Weiter sind darüber nachzulesen:

Meteren, Nederlandische Historie, Nb. die neue Edition in 10 Oktav=Bänden.

Allonso de Ulloa: Het leven van keyser Kaerl de Vte (Dordrecht 1610. Folio).

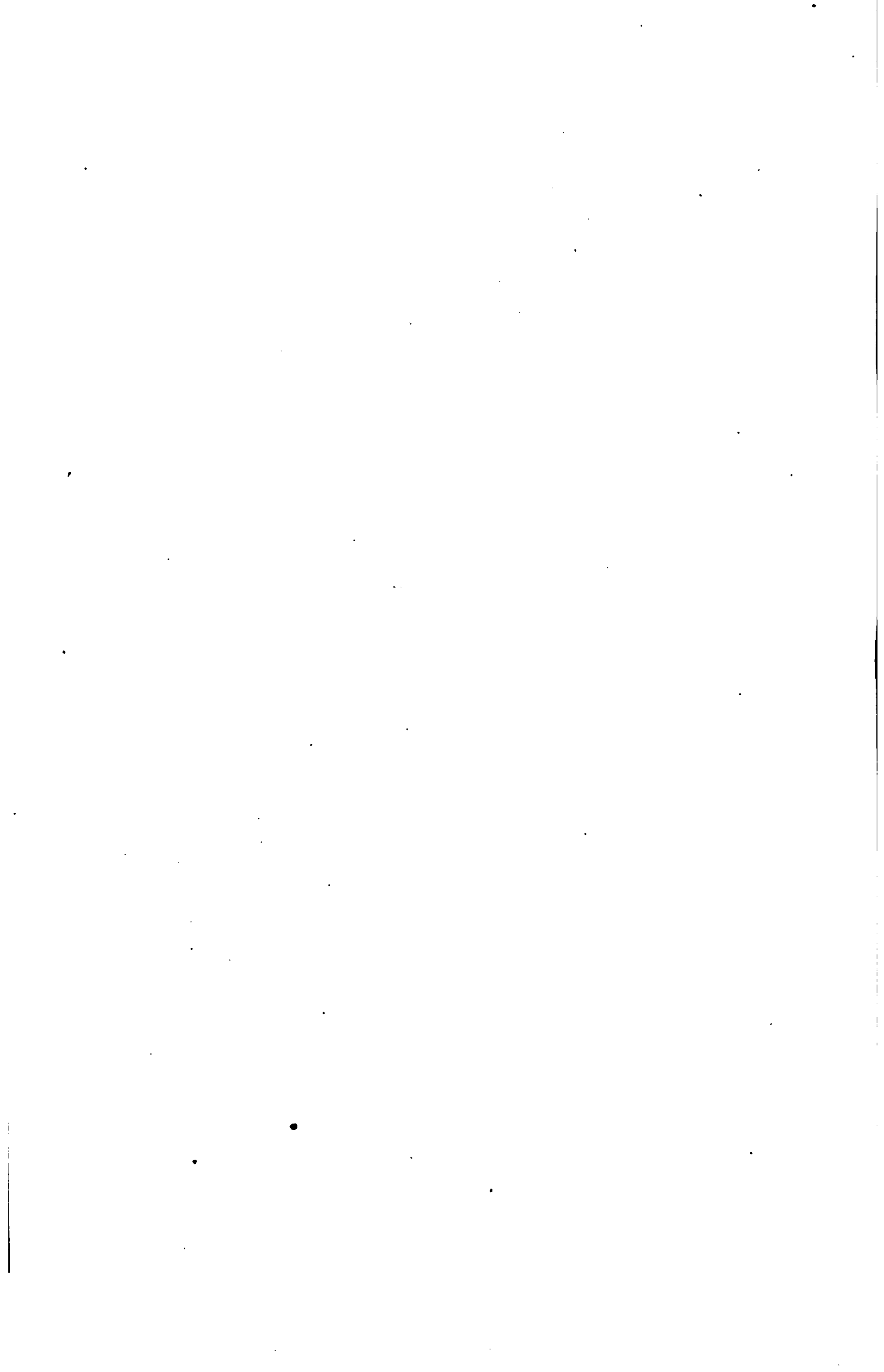
* * *

Schließlich mag der Vollständigkeit wegen noch erwähnt werden, daß nach mündlichen, von dem verewigten Feldmarschall Graf Roon häufig wiederholten Ueberlieferungen

1. ein Zweig der Familie von Roon sich frühzeitig nach Württemberg und Bayern gewandt hat, wo auch in diesem Jahrhunderte noch Angehörige des Namens existierten; ebenso in Oesterreich.

2. Verwandte dieses Zweiges sollen nach Schweden ausgewandert sein. Einer der letzten Bischöfe von Upsala gehörte der Familie an; auch soll dieselbe in Stockholm ein (seitdem angeblich verunglücktes?) großes Bankhaus gegründet haben.

Authentische Bestätigungen und Dokumente giebt es darüber indessen nicht.



Zweite Beilage

Reisen mit Sr. Königl. Hoheit

dem

Prinzen Friedrich Karl

Zweite Beilage.

I.

Reisen im Jahre 1846.[1])

Die erste Reise, auf welche sich die nachfolgenden Briefe beziehen, wurde im August 1846 von Bonn aus angetreten.

Die Reisegesellschaft bestand außer dem Prinzen und dem Major von Roon noch aus dem Adjutanten, Premierlieutnant Graf Bismarck-Bohlen. Zunächst ging es über Mainz und Frankfurt — mit einem kurzen Abstecher zum Besuche der gerade in Schlangenbad weilenden Prinzessin von Preußen — ferner Heidelberg nach Baden-Baden. Von hier aus wurde ein Ausflug nach Straßburg unternommen, wo Kasernen durchstöbert und das prachtvolle Münster bewundert, auch dessen Turm bis zur Spitze, wenngleich „im Schweiße des Angesichts" bestiegen wurde. Roon nennt ihn das „schönste und kühnste aller menschlichen Bauwerke." — Auch einer französischen Truppen-Uebung wurde beigewohnt und das großartige Arsenal besichtigt, „wo vielleicht die Waffen blank vor uns gelegen, die einst möglicherweise einem von uns den Tod bringen können." Im Uebrigen schreibt R. von Straßburg mit der freudigen Ueberzeugung, „daß in den nächsten

---

[1]) Vergl. S. 100—101.

Tagen glücklicherweise keine militärische Merkwürdigkeit zu sehen sei." „Das war sehr gut (fügt er hinzu), sonst säßen wir vielleicht noch dort, weil mein junger Gefährte von den rothen Pantalons wie bezaubert war."

Von Kehl bis Freiburg in Baden konnte die Eisenbahn benutzt werden. Von dort fuhr man „der Kuriosität halber" mit der Personenpost, deren Imperiale die drei Reisenden mit Beschlag belegt hatten. Den Gedanken, „ein preußisches Fürstenkind auf der Imperiale einer Personenpost" bezeichnet Roon besonders ergötzlich für dasselbe. In Basel giebt er dem an seinem Fenster vorbeirauschenden Rhein Grüße nach Bonn mit: „Könnte doch der Rhein Dir alles das sagen und vormurmeln, was ich ihm für dich anvertrauen möchte; in 24, 36 Stunden würde die bewegliche Welle bei Deinem lieben Plätzlein (unter der Vinea Domini in Bonn) angekommen sein." — Nach kurzem Aufenthalt wurde die Reise von Basel aus mit einem für mehrere Tage gemieteten Lohnkutscher fortgesetzt, war aber, wie aus einem aus Sovhiers, einem kleinen Dorfe auf der Straße von Basel nach Bern, geschriebenen Briefe hervorgeht, vom Wetter nicht begünstigt. Es heißt in demselben: „Die dichten Regenwolken und Nebelschleier, so uns umhüllen, lassen nur eben ahnen, wie hübsch unser Weg, wie reich an malerischen Punkten er sein würde, wenn es nur ein wenig trockener wäre. Er steigt das Val Moutiers oder Münsterthal hinauf, eines der vielen interessanten Längenthäler, die sich aus dem Jura gegen den Rhein öffnen. In der Eigenthümlichkeit dieses Gebirges liegt es, häufig pittoreske Felsenformen zu zeigen. Die Vegetation ist höchst kräftig; Laubholz herrscht vor; die Thalsohle prangt, künstlich überrieselt, im schönsten Wiesengrün; auf den Felsenmoosen, aus dem Dunkel der Waldungen ragen alte Warten und Burgtrümmer; die Dörfer im Thale, nett, reinlich, städtisch,

scheinen wohlhabender, als sie sind. Dies Alles läßt sich ungeachtet der himmlischen Thränen noch immer erkennen. Wir haben noch guten Muth, drum klage Du nicht, liebe Seele, über diese kleine feuchte Widerwärtigkeit; wir haben geraucht, geplaudert, gesungen, geschlafen. Und so werden wir es wieder machen, wenn die Pferde gefüttert und wir Menschen gelabt sind."

Und am Abend desselben Tages schreibt R. aus Malleray, „einem erbärmlichen Dorfe im Jura-Gebirge, aber darin ein Haus, groß, blank, nett, neu, sauber, ganz und gar von Perrons und Balcons umgeben", in dem er eingekehrt ist: „Den weiteren Herweg Dir zu beschreiben, ist nicht leicht. Du mußt Dir mehrere felsige Bergriesen hinter einander vorstellen, die durch freundliche Thäler von einander getrennt sind, diesen folgt die Straße. Aber da, wo sie aus einem in das andere zieht, übersteigt sie nicht jene Bergriesen, sondern sie findet sie durchbrochen und durchspalten, zuweilen so eng, daß kaum Platz für sie neben dem rauschenden Flusse ist. Diese Durchbrüche, deren wir morgen noch einige zu passiren haben, sind charakterisirt durch die allergroteskesten Felsenformen, welche durch die wundersamsten, oft senkrechten Aufrichtungen der Felsenschichten gebildet werden. Zwischen dem kahlen Gestein, wo irgend nur ein Körnlein Erde hinfallen konnte, haben Tannen und Kiefern ein zwar nur kümmerliches Wachsthum gefunden, das Pittoreske des Anblicks ist dadurch jedoch um nichts gemindert, vielmehr erhöht worden. Wie viel schöner dies Alles gewesen wäre ohne den himmlischen Thau, konnten wir während einer Viertelstunde ermessen, wo es aufgehört hatte zu strömen, und wo wir mit den Wanderstäben in der Hand neben dem Wagen hertrollten.

Unter mehr oder minder heftigen Regenschauern, die nur dann und wann durch günstiges Reisewetter unterbrochen

waren, gelangten wir am 22. durch ein schon von den Römern gesprengtes Felsenthor aus dem Thale der Birs in das der Suze, welche die Straße bis Biel begleitet, und dann über Aarburg nach Bern. Als wir die Aar passirten, die mit großer Eile ansehnliche Wassermassen bewegte, sagte ich zu Bismarck: Alle diese Tropfen fließen an der Vinea vorüber; aber im Stillen dachte ich: wie glücklich, wer mit den Wellen hinabfließen könnte."

Da es bei der Ankunft in Bern gerade Sonnabend war, wurde die Weiterreise des folgenden Tages erst etwas später angesetzt, um dem Gottesdienste beiwohnen zu können. „Ich habe in der Kirche (schreibt R.), in welcher ich mit B. war, eine ganz vortreffliche Predigt über den Text: „Ich bin ein guter Hirte" u. s. w., gehalten vom Pfarrer Ludwig, gehört." Wegen des andauernden Regenwetters mußte die beabsichtigte Tour ins Berner Oberland aufgegeben und nach Freiburg aufgebrochen werden. Hier fesselte R. vor allem die damals noch ziemlich neue Drahthängebrücke. Er schreibt in Betreff derselben: „Man kann nichts eleganteres, feenhafteres sehen. Wagen, Reiter, Fußgänger schweben wie in der Luft; man betritt den ätherischen Bau selbst nicht ohne eine gewisse Besorgniß. Und kaum bist Du auf der Mitte, so erblickst Du staunend etwa 700 Schritt aufwärts einen zweiten Wunderbau dieser Art, der den oberen Theil der Stadt mit dem rechten Ufer der Saane verbindet. Diese ist erst vor einigen Jahren hergestellt worden."

— „Nach Tisch (so berichtet er aus Freiburg weiter) wurden wir eingeladen, die hiesige berühmte Orgel zu hören; ein Meisterwerk, von Meisterhand gespielt, machte sie auf uns und alle Hörer den gewaltigsten Eindruck. Ich habe nie so etwas gehört; dasselbe Instrument und eine und dieselbe Person, welche in dem einen Moment die sanftesten, süßesten

Töne und im folgenden dröhnenden Donner hören läßt, daß das Gewölbe erzittert. Es war mir interessant, daß ein deutscher Meister Moser das schöne Werk gebaut und ein deutscher Künstler Vogt dasselbe spielt, hier, wo schon das Französische entschieden vorwiegt, womöglich der gemeine Mann am rechten Ufer der Saane noch nicht deutsch spricht. — Nach diesem Genuß promenirten wir hinauf zu den Jesuiten, die sich auf der höchsten Höhe des Thalrandes — da, wo man eine wahrhaft entzückende Aussicht auf Stadt und Thal und auf die Alpen im Hintergrunde hat (wenn es nämlich nicht regnet) — ein oder vielmehr mehrere Häuser gebaut haben: ein Convict, eine Erziehungsanstalt und eine Kirche, die großartigsten Gebäude der Stadt, die schon beim ersten Anblick derselben den Blick fesseln. Der Prinz fand es höchst interessant, hier einmal persönlich von Jesuiten und Jesuitismus Kenntniß zu nehmen. Mir war's eben recht, und so brachen wir noch am dunkelen Abend in die heiligen Räume ein, wo man uns durchaus freundlich, wenngleich ob der späten Stunde etwas verwundert, empfing, uns den Speisesaal, die Arbeitszimmer und Schlafsäle der Eleven zeigte. Alles war auf's reinlichste, ja großartigste eingerichtet; was man uns über die Lebensweise der Zöglinge mittheilte, zeugte von Vernunft und pädagogischer Einsicht; ich begreife, wie ein Katholik diesen Jesuiten-Instituten den Vorzug zugestehen mag. Die Zöglinge aus allen Nationen, jetzt 250 an der Zahl, waren wegen der Ferien sämmtlich abwesend, was mir leid war, denn der Anblick der Jugend sagt in solchen Fällen mehr als alle Statuten. Man theilte uns Prospekte mit; ein Trinkgeld wurde ausgeschlagen."

Ueber die weitere Reise von Freiburg zum Genfer See berichtet ein Brief mit dem Datum:

Bulle, den 24. August, Morgens 11½ Uhr.

Ich schreibe Dir hier, wo unser Kutscher futtert, und wir frühstücken bei ziemlich heiterem Himmel. Die Sonne scheint, von uns freudig begrüßt, und die Wolken werden weniger. Unter diesen Auspizien werden wir morgen in Genf, übermorgen in Chamounix und am 4. September in Mailand sein. — Heute haben wir eine hübsche Fahrt gemacht über bewaldete Hügel und begrünte Hänge mit den Blicken auf die Wolkenschleier, welche mehr und mehr zerrissen und die würdigen, malerischen Häupter der Voralpen hindurchschauen ließen. Aber die Dörfer des Cantons Freiburg sind nicht so sauber als die Bernerischen, auch die Bevölkerung nicht so fest und kernig. Man kann kein häßlicheres Volk sehen: dicke Köpfe, kleine, ungeschlachte Gestalten, Kröpfe lassen besonders das schöne Geschlecht unschön erscheinen. Man ist hier ausschließlich katholisch. Der Prinz zählte bisher 41 Patres Jesuiten, die uns heut Morgen auf unserem Wege begegneten. Ich überlasse es Dir, inwiefern Du der Kirche oder dem Klima die Schuld der Verarmung und Verhäßlichung der Bevölkerung Schuld geben willst. Adieu! für jetzt, ich eile meinen Gefährten nach, die vorausgegangen sind!"

Am 25. August fährt der Bericht aus Genf fort: „Auf unserem Weg von Bulle (wo ich Dich gestern verließ) bis Vevey wurde das Wetter schöner und schöner, das Gebirge, der Himmel klarer und reiner; wir schöpften wieder die angenehmste Hoffnung. Von Bulle bis Chatel St. Denis ist der Weg ziemlich einförmig, wellige Gelände hier und da beholzt, aber weder Berg noch Thal. Bei Senchales überschritten wir die Wasserscheide zwischen dem deutschen und dem Mittelmeer, ohne eine merkliche Terrainwelle zu gewahren. Bei Chatel änderte sich der Charakter der Landschaft; der Anbau, die Zahl der Dörfer nahmen zu; neben uns rauschte

die Veveyse in einem engen Thale dem Genfer See zu; bald erblickten wir diesen schönen Wasserspiegel auf dem nun abwärts führenden Wege durch das Gezweig der ihn einfassenden Hecken und Nußbäume. Zugleich entschleierten sich die zackigen Häupter des Dent de Jaman und einiger anderer Voralpenhöhen zu unserer Linken, sowie die Höhen des Dent d'Oche und Dent Coonelles gerade vor uns auf dem savoyischen Ufer des Sees. Aber immer spähten wir noch vergebens nach dem Schneehaupte des Montblanc und seiner Gesellen; auch sollten wir heute noch des vollen Anblicks entbehren, denn später wurden uns nur in einzelnen Momenten einige Schneeschluchten des Dent du Midi und des Dent de Morcles sichtbar. Etwa 1 Stunde von Vevey erreichten wir den oberen Rand des wellenförmigen Geländes, welches den Genfer See auf der Nordseite umgiebt. Von hier, wo der Weg im Zickzack zwischen Weinbergen und Landhäusern steil hinabführt, überschauten wir mit entzücktem Auge eine Landschaft, die nicht schöner gedacht werden kann. Der blaugrüne meilenweite Seespiegel von violetten Wolkenstreifen überschattet, von grünen Weingärten, kolossalen Nußbäumen, bunten Ortschaften und Landhäusern auf der einen, von dunkelen ungeheueren Bergmassen, deren Gipfel helle Wolken umschleierten, auf der anderen Seite eingefaßt, ein Colorit auf Thal und Höhen, das in seiner dämmerigen, blaubraunen Undurchsichtigkeit oder besser Halbdurchsichtigkeit an Italien erinnerte, kleine weiße Segel, die auf den blaugrünen Fluthen wie Wasservögel tanzten: dies Alles, was man gesehen haben muß, um die Unmöglichkeit genügender Beschreibung zu begreifen, gab ein bezauberndes Bild, ein Bild wie aus der Feenwelt. Doch berauschte es mich nicht lange, denn wie bei allem Herrlichen, womit mich Gott begnadigt, so auch hier gedachte ich Deiner, und wie Du Dich daran freuen würdest,

wärst Du an meiner Seite. In Vevey, im Hotel Monay, was am, ja fast im See erbaut ist, erlangten wir noch glücklich genug drei Zimmerchen au quatrième mit der Aussicht auf den See. Nachdem Umkleiden, Packen u. s. w. unter gelegentlichem Ausschauen nach dem prächtigen, immer wechselnden Gemälde vor den Fenstern beendet war, setzten wir uns mit brennender Cigarre auf die Terrasse am See und ergötzten uns im Anschauen theils der wundervollen Natur, theils der thörichten Menschen, die gleich uns hierher gekommen aus allen Landen Europas. Dann badeten wir um 7 Uhr in dem herrlichen See, nahmen ein tüchtiges Mahl ein und gingen nach einer Sternenpromenade müde zu Bett.

Bonneville, den 26. August Mittags.

Ich fahre unmittelbar fort, wo ich gestern Abend abgebrochen. Anderen Tages bestiegen wir das Dampfboot, das von Villeneuve herangebraust kam. Die Ausblicke bei der Fahrt um den See nach Genf gehören zu den reizendsten, die man sehen kann. Leider verdeckten uns Wolken auch heute wieder den Blick auf den Montblanc und die Hochalpen, aber die Aussicht auf die lieblichen Nord-Ufer des Sees, wo sich Garten an Garten, Weinberg an Weinberg reiht, und wo Städte, Dörfer, Landhäuser in fast ununterbrochener Folge mit einander wechseln, auf den klaren graublauen Wasserspiegel, auf dem kleine weiße Schaumwellen sich kräuselten, war höchst anmuthig. So kamen wir, an Lausanne, Morges und anderen Städten vorüber um 1 Uhr recht hungrig in Genf an, fanden im Hotel des Bergues noch 2 Zimmer wieder au quatrième, aber mit der schönsten Aussicht auf Stadt und Hafen und den Mont Salève, stärkten unsere Leiber mit Speise und Trank und wanderten nach dem nahen Sécheron, wo der Prinz Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, Bruder

des Großherzogs, in eines Graf Finkenstein und unseres Bennigsens Begleitung Studien macht, um diese Herren zu besuchen. Da war große Freude und herzliches Willkommen! Der junge Herr hat ein sehr freundliches, natürlich angenehmes Wesen. Nachdem wir im Garten der Campagne die schöne Aussicht genossen, setzten wir uns in den Wagen, um die wegen ihrer noch schöneren Lage berühmte Campagne d'Aldiman zu besuchen. Die Ufer des Sees sind hier von einer Reihe der schönsten Landhäuser und Gärten geschmückt, die einander an Schönheit immer übertreffen, da die wohlhabenden Genfer ebenso wie die hier lebenden zahlreichen Fremden den Besitz einer solchen Campagne als den unentbehrlichsten Luxus betrachten. Hier in der Campagne d'Aldiman erlebten wir eine der genußreichsten halben Stunden. Nachdem wir einen Theil des sehr sauber gehaltenen Gartens durchstrichen, traten wir aus schattigen Laubgängen an die Ufer des Sees, und siehe! über den dunklen Wolken, die den fernsten Kamm der Alpen verschleierten, ragte hoch, weit in den blauen Himmel hinein die von der Abendsonne verklärte Schneepyramide des Montblanc. Es war das erste Mal, daß ich das ehrwürdige Haupt erblickte, ich entblößte das meinige. Die Gesellschaft blieb eine halbe Stunde wie angewurzelt, um das seltene Schauspiel zu genießen. Vor unseren Füßen der unabsehbare blaue Wasserspiegel von den herrlichsten grünen Gärten umschlungen, dann die felsigen Vorberge im grellsten Sonnenlichte und im Hintergrunde der schönste vielfarbigste Wolkenschleier, der nur eben von dem weißen Greisenhaupt hinabgezogen zu sein schien. Das Abendlicht spielte auf ihm und in der Wolke vom schönsten Blaßroth bis zum bleichsten Grün. Es war ein seltener Anblick: er gehört leider zu denen, die sich nicht beschreiben lassen. Endlich setzten wir uns wieder in die „Wägen", fuhren zur Campagne des jungen Herzogs zurück, sahen von hier noch

einmal nach dem bleichgrünen Schneegipfel hinauf, soupirten und gingen zur Stadt zurück. — — Heute Morgen, nachdem ich mit Bismarck in dem krystallhellen grünen Wasser der Rhone gebadet, war mein erster Gang zur Post; — leider wurde mein Hoffen von Neuem getäuscht. Ich nahm mir vor, anzunehmen, daß ich am Nordpol sei.

St. Martin, den 26. Abends.

Der ganze heutige Weg geht im Thale der Arve hinauf, und ist bis Bonneville, ja bis Cluses ziemlich öde und einförmig. Da der Himmel uns nicht gestattete, weit zu blicken, so hatten wir um so mehr Veranlassung das Nächste, die Dörfer und die Menschen darin zu beobachten. Derselbe Boden, derselbe Himmel, dieselbe Natur und welche Verschiedenheit in der Menschenart und in der Weise ihres Seins, wenn man den Vergleich mit der Schweiz anstellt, die wir schon eine Stunde nach der Abreise verlassen hatten, um in Savoyen einzutreten. Eine Grenze, die wir übrigens, des üblen Rufes der sardinischen Zollwächter ungeachtet, ohne allen Anstand überschritten, diese imaginäre Linie konnte jenen Unterschied nicht begründen, und dennoch ist kein grellerer denkbar, als zwischen dem heitern Genf, der schmucksten Stadt, die ich je gesehen und ihrer lachenden Umgebung, ihrer wohlhäbigen Bevölkerung und diesem savoyischen Land und Volk. Die Dörfer sind eng und schmutzig, die Häuser zum Theil bloße aus Bohlen leicht gezimmerte Hütten, die Wind und Regen den Eintritt kaum verwehren, und aus denen die Armuth in der abschreckendsten Gestalt herausschaut. Bleiche, dickköpfige Geschöpfe von der abschreckendsten Häßlichkeit, mit entsetzlichen Kröpfen, Krüppel, Blinde in großer Zahl, zerlumpte, schmutzige, von Ungeziefer sichtbar starrende Kinder, das sind die Wesen, die den Wagenschlag umgeben und ihr: charité, charité

winseln. Doch zu etwas Erfreulicherem! Zu der Natur, die von Bonneville an einen wahrhaft großen Charakter annimmt. Dies konnte uns selbst der Regenschauer nicht verbergen, mit welchem wir aus B. nach eingenommenem Mahle abfuhren. Die Thalwände treten hier besonders bei Cluses, welches wir in Folge einer vor zwei Jahren stattgehabten Feuersbrunst, noch großentheils als Schutthaufen fanden, nahe zusammen. Die Thalwände bestehen meist aus senkrechten Kalksteinwänden, an denen nur Gesträuch fortkommt, und die das Thal um 2000, ja um 3000 und an einzelnen Stellen, namentlich hier bei St. Martin, sogar um mehr als 5000 Fuß überragen und in die barockesten Spitzen und Rücken auslaufen. Zu diesen gehört die Aiguille de Varens und eine ihr gegenüber liegende Reihe von Felshörnern auf dem linken Ufer der Arve. Schon als wir bei Cluses angekommen, hatte sich das Wetter wieder soweit aufgeklärt, daß wir den Wagen zurückschlagen lassen konnten. Während dies geschah, wanderten wir zu Fuß das interessante Thal hinauf, wo Alles schön war, außer seinen Bewohnern. Wegen der Langsamkeit unserer Pferde verschmähten wir zur Grotte de Balme hinaufzusteigen, einer Tropfsteinhöhle in der rechten Thalwand des Flusses, die, wie alle Kalksteingebirge, reich an Höhlen und Klüftungen ist. Mehrere kleine Wasserfälle von circa 1000' Höhe ergötzten unseren jungen Gefährten, der dergleichen noch nicht gesehen, ebenso wie die bizarren Felsenformen. Kurz vor unserem heutigen Nachtquartier entschleierten sich die Seiten des Montblanc, so daß wir die ungeheuren Schneefelder desselben, wenn auch leider nicht die Gipfel-Pyramide, momentan anschauen konnten. — Morgen treffen wir, will's Gott, gegen 11 Uhr in Chamounix ein, um noch selbigen Tages eine Promenade nach dem mer de glace zu machen."

Aus Chamounix lautet dann der weitere Bericht vom 27. August abends:

„Ich sage Dir, Geliebteste, daß uns heute ziemlich Alles nach Wunsch ging. Schönes Wetter, gutes Quartier, treffliche Verpflegung; der Montblanc würde uns ins Fenster gucken, wenn er nicht eine Nebelkappe auf hätte, weswegen er dieses Geschäft seinen weißköpfigen Nachbarn überläßt. Die Wasser rauschen, die Heerden läuten, der Gletscher des Bossons thürmt seine Eispyramiden an der jenseitigen Thalwand und im Thale selbst so wunderbar nahe vor mir auf, daß es scheint, als könnte man mit einem Stein hineinwerfen. Wir haben einen glücklichen Ritt auf den Montanvert gemacht; endlich habe ich auf dem mer de glace eine Cigarre geraucht: dies Alles aber läßt mich traurig, fast betrübt, denn sowohl heute Abend als heute früh war mein Gang zur Post wiederum vergeblich."

Wenig befriedigt lautet dann der folgende Tagesbericht aus Martigny vom 28. abends, wo Roon mit seinen Begleitern bis auf die Haut durchnäßt angekommen ist. „Nach einem zehnstündigen Gebirgsritt bei theilweise schlechtem Wetter ist man nicht zu sehr weitläufigen Correspondenzen aufgelegt", heißt es in demselben. Und wenn er auch trotz der Ungunst der Witterung den Weg über die Tête noire und den col de Forclaz als einen der interessantesten rühmt, die er je in den Alpen gemacht, so droht doch das andauernde Ausbleiben aller Briefe aus der Heimat die Laune gründlich zu verderben und ihm jeden Genuß zu verbittern.

Von Martigny ging es bei strömendem Regen mit der Diligence über Sitten nach Brieg. Ein vom 30. August vom Simplon datierter Brief berichtet über diese Fahrt:

„Der Weg geht die obere Rhone hinauf durch das Wallis, welches aber nicht reich an Naturschönheiten und wegen

seiner Ungesundheit sowie wegen des hier unter den Einwohnern herrschenden Kretinismus übel berufen ist. Die Reisegesellschaft war wenig interessant: ein schlesischer Edelmann mit Frau und Cousine, eine italienische Dame mit höchst männlichen Manieren, einige Engländer, ein junger Mann, der französisch oder italienisch sprach, und den ich für einen Polen hielt, und einige andere Personen. Abends 9 Uhr kamen wir im Regen in Brieg an, wo wir mittelmäßige Herberge fanden. Heute Morgen fuhren wir schon um 5½ Uhr in einer Lohnkutsche die berühmte Simplonstraße hinan, um in Italien einen heitereren Himmel aufzusuchen. Der Regen hatte in der Nacht aufgehört, aber bis jetzt umwickelt eine dichte Nebelwolke unseren Wagen so vollständig, daß wir wiederum nur das Nächste zu erblicken vermochten und auf alle übrigen Schönheiten und Merkwürdigkeiten verzichten mußten, die sonst der Weg darbietet. Auf der Höhe des Passes (6187 Fuß über dem Meere) liegt das neue Hospiz, ein stattliches Gebäude, das wir besichtigten, und welches jedem Fremden nöthigenfalls unentgeltliche Aufnahme gewährt. Zu unserer Freude erheiterte sich das Wetter, ein frischer Wind ballte, sobald wir die Wasserscheide in der Gegend des alten Hospizes überschritten und nach Italien hinabzurollen begonnen hatten, die Nebel zusammen und entschleierte uns nackte Felshöhen, Schneegipfel und Gletscher, die von diesen ins Thal hinabhängen."

Der in Simplon abgebrochene Bericht wird später in Domo d'ossola fortgesetzt und beschreibt die abermals durch Regen getrübte Hinabfahrt auf die italienische Seite. „Das Val di Vedro (so heißt es in demselben), das Thal, in welchem die Straße von der Paßhöhe hinabführt, ist eins der wildesten im ganzen Alpengebirge, mit den großartigsten Zerklüftungen der nackten Felswände. Jenseit Isella, der sardinischen Grenz-

station, ändert sich sein Charakter jedoch wesentlich, die Hänge werden niedriger, zugänglicher, die Vegetation wird reicher und südlich mannigfaltiger. Der Nußbaum, die edle Kastanie, bald auch der Weinstock erscheinen, zuerst in einzelnen Exemplaren, dann in größeren Gruppen. Bei Crevola, wo die Straße mit der Vedro ins Tosa-Thal hinabsteigt und den Fluß überschreitet, ändert sich die Scene von Neuem. O hätten wir nur ein wenig Sonne gehabt, wie herrlich müßte sie gewesen sein. Ein breites Thal, von einem ansehnlichen Bergwasser durchrauscht, mit Dörfern, Landhäusern, Gärten, Weinlauben bedeckt, von ganz grünen, immer noch bedeutenden Thalhängen eingefaßt, die bald mit Wald bald mit Obst- und Weingärten bekleidet, eine unzählbare Menge weißer selbst im Regen glänzender Winzerhäuschen, Villas, Häusergruppen, Kirchen, Capellen und Schlösser tragen, die lustig aus dem Grün herauslugen; im Hintergrunde das Städtchen, in welchem wir heut zuerst die Süßigkeiten einer italienischen Wirthschaft schmecken. Ja! das Alles hätte bezaubernd schön sein können, und zwar auch, ungeachtet des grauen Flors, noch immer hübsch genug, aber — es war uns der Vollgenuß nicht beschieden."

Um so entzückter lautet die aus Cadenabbia am Comer See den 1. September Abends geschriebene Fortsetzung des Berichtes:

„Ich habe Dir soviel zu erzählen und zu sagen, meine geliebte Fr., daß ich fürchte, heute nicht zu Ende zu kommen. Ich habe gestern und heute soviel Herrliches gesehen, daß ich weinen möchte, daß ich es nicht mit Dir gesehen! Ja, mein theures Weib! in solchen Augenblicken da fühle ich erst recht lebendig, wie ich mit Dir zusammengewachsen, wie mein Leben ohne Dich nur ein halbes, mein Genießen und Fühlen nur ein unvollständiges und ungenügendes ist. — — Unser Er-

wachen in der ersten italienischen Stadt war nicht unangenehm, denn wir hatten die Nacht, ungeachtet übler Erwartungen, gut und ohne Belästigung zugebracht; auch der Regen hatte aufgehört! Ich schöpfte nun Hoffnung, und diesmal hat sie mich nicht betrogen. Wir fuhren zeitig, schon um 5 Uhr aus, um bei schlechtem Wetter in Baveno am Lago maggiore und in diesem Falle zur Besteigung des dann vorüberfahrenden Dampfbootes bereit zu sein! Aber siehe! der Himmel heiterte sich mehr und mehr auf, während wir das lachende Thal der Tosa durcheilten, und als wir den blauen Seespiegel endlich vor uns ausgebreitet sahen, konnten wir mit Recht für diesen Tag das Beste hoffen. Mit drei tüchtigen Ruderern fuhren wir zuerst nach Isola bella, dann nach Isola madre. Wie soll ich Dir diese kleinen Paradiese beschreiben? ich vermag es nicht. Aber nimm den ersten Theil von Titan und lies, was unser Jean Paul darüber geschrieben, der sie zwar nie gesehen, aber mit einer Wärme und Wahrheit davon spricht, deren ein flüchtiger brieflicher Ausdruck keineswegs fähig ist. Um 2 Uhr schifften wir uns wieder ein, um nach Luino auf das östliche Ufer des Sees zu gehen, hier einen Wagen zu nehmen, um Abends noch Lugano zu erreichen. Obgleich unsere Ruderer brave Leute, an deren liebenswürdiger, echt italienischen Naivität wir uns herzlich erfreuten, das Mögliche thaten, langten wir doch erst um 6 Uhr in Luino an. Der Weg war uns nicht lang geworden, denn der herrliche See mit seinen lieblichen Ufern bot Unterhaltung genug, außerdem ergötzten wir uns an unseren Bootsleuten und unseren eigenen Versuchen, uns ihnen verständlich zu machen, und das Gespräch riß in der That kaum ab. Dafür war uns in Luino und in der Folge eine Reihe von Geduldsproben zugedacht. Zuerst hatten wir mit der Douane uns einzurichten, denn Baveno, woher wir kamen, ist sardinisch und Luino österreichisch. Das

ging auch mit Hilfe eines kleinen Geschenkes schnell genug. Dagegen zogen sich die Unterhandlungen um einen Wagen sehr in die Länge. Endlich einigte ich mich, mit Hilfe unserer Bootsleute, über zwei Einspänner, und gegen 8 Uhr fuhren wir ab, ich mit unserem jungen Herrn und einigen Effekten im einen, Graf Bismarck mit dem Gros der Bagage im zweiten Wagen mit der Verabredung, unter jeder Bedingung dicht bei einander zu bleiben. Nach einer Stunde Weges kam eine neue Schwierigkeit, „la catena“ d. h. eine Kette, welche die österreichischen Douanen an der Grenze des Schweizer Kantons Tessin quer über den Weg gespannt hatten, so daß Wagen in die kaiserlichen Staaten weder aus noch eingehen konnten, eine Maßregel, die allabendlich mit dem Beginn der Dunkelheit eintritt. In gutem Glauben an die Allmacht unseres Empfehlungsbriefes an alle Grenzstationen meinten wir die Kette sofort fallen zu sehen, aber mit nichten. Die Grenzbeamten verstanden das Schreiben nicht und konnten oder wollten nicht öffnen, bevor ihr Vorgesetzter zu Hause gekommen. Nach diesem, der in ein nahes Dorf gegangen, war nun zwar sofort geschickt worden, aber wir mußten volle 1½ Stunden warten. Es war gegen 11 Uhr, als endlich die Kette fiel. Nun hatten wir noch einen Weg von 2 deutschen Meilen und mehr. Ein Uhr war vorüber, als wir endlich in Lugano im Albergo suizzero gute Aufnahme fanden. Uebrigens war diese nächtliche Partie gar nicht unangenehm, denn es war eine wunderschöne, laue Nacht, mit herrlichem Mondschein und eine reizende Gegend. Heut Morgen brachen wir in Folge dieser verspäteten Ankunft erst um 8 Uhr auf, in eine Barke steigend, um über den klaren Smaragdspiegel des Luganer Sees, dessen Schönheit die des Lago maggiore nach meinem Geschmack noch übertrifft, zu gleiten, und dann zu Wagen an das Ufer des Comer Sees zu gelangen. Drei aufgeweckte Kerle führten das

Ruder, erquickten uns unterwegs durch Trauben, die sie ohne Umstände aus dem ersten besten Ufergarten nahmen und verhalfen uns schnell zu zwei einspännigen Wägelein, mit denen wir nach Menaggio zum schönsten aller Seen hinabrollten. Hier ward noch rascher ein braver Bootsmann für den ganzen Tag engagirt. Er führte uns in bequemer Barke zuerst hierher, wo wir ein gutes Wirthshaus und Zimmer mit herrlichster Aussicht auf den See, dicht neben der Villa Sommariva fanden, die nach der jetzigen Besitzerin, Prinzeß Albrecht, gegenwärtig Villa Carlotta genannt wird. Nach dem Mittagessen um 2 Uhr begann nun unsere wundervolle Rundreise um ein Theil der köstlichen Ufer. Zuerst begaben wir uns in die Villa Sommariva, in welcher wir mehrere berühmte Kunstwerke (Amor und Psyche von Canova, den Triumphzug Alexanders von Thorwaldsen, den Palamedes ꝛc.) noch mehr aber die schöne Lage und Aussicht von der Terrasse und dem Balkon bewunderten. Die Einrichtung des ansehnlichen, drei Stockwerk hohen Schlosses ist übrigens sehr einfach, fast bürgerlich, wenngleich nichts fehlt, was zu den Comforts des Lebens gehört. Während wir auf dem unvergleichlichen Wasserspiegel hinüberglitten auf das gegenüberliegende Ufer zu der Villa Melzi, erzählte uns unser Barkenführer, der bei der Anwesenheit der Prinzessin zu ihren Ruderern gehört, allerlei von ihrer Art, sich hier zu amüsiren, woraus hervorging, daß sie sehr beliebt ist. Interessanter war uns noch die Art seines Vortrags. Diese lebendige, ich möchte sagen seelenvolle und den ganzen Körper ergreifende, durchaus dramatische und dabei dennoch völlig natürliche Vortragsweise ist nur einem Italiener möglich. Während des Ruderns zugleich lebhaft sprechen und zwar so, daß alle Personen redend eingeführt, daß ihre Stimmen, ja daß ihre Handlungen nachgeahmt werden, daß z. B. die Bewegung des Reitens durch

entsprechende Bewegung des Körpers dargestellt wird, während alle Kräfte desselben zugleich von dem Rudern in Anspruch genommen werden; das Alles muß man sehen, um die Möglichkeit davon zu begreifen. Aber ich spreche noch später von der Eigenthümlichkeit dieses Volkes, das mir sehr zu gefallen anfängt.

Die Villa Melzi ist viel prächtiger eingerichtet als die Villa Carlotta. Wir hatten von hier zuerst die Ansicht der westlichen Seeufer, die gleichfalls prächtig genannt werden mußte, dann durcheilten wir den Garten, der, gleich allen Gärten der italienischen Großen, in Betreff der Mannigfaltigkeit der Vegetation jedem Botaniker Befriedigung gewährt haben würde, und wanderten schleunig, da die Sonne hinter die Berge zu gehen drohte, nach Bellaggio, dem Glanzpunkte aller dieser wundervollen Naturscenen, um dort ihren Untergang zu genießen. — Wir kamen eben zur rechten Zeit auf der Höhe des Berges an, der über dem Städtchen mit einem alten Schloß und dem herrlichen Garten des Grafen Serbelloni aus den Fluthen des Sees grade da aufsteigt, wo sich der breite grüne Spiegel in zwei Zungen spaltet, die meilenlang immer tiefer und tiefer südwärts in Welschland hinein sich strecken, während nordwärts deutsche Schneeberge, wie Träume aus der Heimath, am fernen Horizonte dämmern. Und zu dieser Lage denke Dir die wunderbare, fremdartige Natur, eine Vegetationsfülle sonder Gleichen, Lorbeerbäume im Schatten nordischer Kiefern, chinesische, japanische, amerikanische Pracht- und Zierpflanzen neben unseren Eichen und Birken, ganze kleine Haine von Magnolien, die auf ihren glänzend grünen Blättern große weiße Blüthen zeigten, denke Dir die wundersamste Abendbeleuchtung auf dem See, auf seinen grünen Uferbergen, die mit weißen lustigen Oertchen und Villen rein übersäet erscheinen; — dies Alles denke Dir, und Du

wirst meine Schwachheit begreifen: ich hätte weinen mögen, Dich nicht an meiner Seite zu haben! Ich weiß nicht, war ich traurig oder glücklich, still war ich jedenfalls, denn die Ueberfülle überwältigt, still waren auch meine Begleiter und so saßen wir wortlos versunken in Schauen und Staunen, ich mit meiner Wehmuth kämpfend, bis uns die dunkleren Schatten an die Heimkehr mahnten. Nun noch im Mondlicht die Fahrt über den See; — da setzte ich mich denn, während die Genossen nochmals hinausfuhren um zu baden, und schrieb Dir die wenigen Zeilen von gestern, denen Du kaum ansehen wirst, was mich dabei tief im Innern bewegte. — —

Am andern Morgen standen wir schon um 5 Uhr auf, um die herrliche Villa Serbelloni nochmals zu besuchen. Bei schönem Wetter glitten wir über den See. Oben angekommen, fanden wir indeß die Beleuchtung schon etwas zu grell und daher die Landschaft nicht ganz so schön, als Abends vorher. Das ist das Loos aller menschlichen Erfahrungen, daß keine die Sicherheit vollkommner Befriedigung in sich trägt; der Friede und die Freude sind Güter, die unter Gottes Beistand uns selber kommen müssen, wenn wir uns ihrer rühmen wollen. Mit diesen Gedanken kehrte ich auf die westliche Seite des Sees zurück, wohin das Dampfboot nach Como soeben seinen Lauf richtete."

Ueber die weitere Reise von Como nach Mailand berichtet ein von dort geschriebener, vom 4. September datierter Brief:

„Die Landschaft zwischen Como und Mailand ist, nachdem einmal die malerischen Uferhöhen des Sees erstiegen sind, ziemlich einförmig. Man fährt auf schnurgerader Straße in vollkommener Ebene durch einen Garten. Hecken, Alleen, Pflanzungen von jungen Maulbeerbäumen, Feigenbäumen, Akazien, Maisstengeln, Bohnen, Wein, das ist Alles, was die

Natur, wenngleich in großer Fülle, aber mit ebenso großer Einförmigkeit, bietet; selten kann man neben der Straße weiter als 100—200 Schritt sehen. Die große Zahl von blanken Dörfern, die sämmtlich die Physiognomie von kleinen Städten haben, dies und die große Lebendigkeit des Verkehrs mindert das Ermüdende dieses Weges. Um 5 Uhr rollten wir ins Thor durch ein Labyrinth von Straßen, die aber keineswegs alle sehr gut aussahen, doch äußerst belebt erschienen. Im Albergo reale fanden wir gute Unterkunft. Nach Tische wurde der prächtige Dom im Mondenschein beschaut. Auf dem Heimwege wurden wir durch einen wahrhaft kunstvollen vierstimmigen Gesang überrascht, der von ganz geringen, theilweise zerlumpten, jungen Kerls ausgeführt wurde, die blos zu ihrem Vergnügen diese Serenaden an den Straßenecken zu bringen schienen. An dem folgenden Morgen war unser erster Weg zum Dom, der uns mit seinen Reichthümern und Sehenswürdigkeiten, mit dem Besteigen seines Thurms, mit dem Anschauen der Messe u. s. w. bis nach 12 Uhr aufhielt. Wir bestiegen endlich unseren Wagen, blickten in die außen prächtige, innen sehr schmutzige Caserne des Regiments Baumgarten, sahen die Wachtparade des Regiments Reisingen und wandten uns dann zur Kirche San Ambrogio, im 4. Jahrhundert erbaut, und wegen dieses ihres hohen Alters merkwürdig genug. Dann fuhren wir zum Arco della Pace, dem prächtigen, von Napoleon zum Andenken an die Schlacht von Marengo errichteten, dann vom Kaiser Franz vollendeten und „austrifizirten“ Triumphbogen, besahen ferner die gleichfalls von Napoleon herrührende Arena, die 35,000 Menschen faßt, und machten den Beschluß mit der Besichtigung des Castells, seiner Kaserne, Ställe, Depots ꝛc., wobei uns zwei österreichische Artillerieoffiziere behilflich und freundlich waren. Um 7½ Uhr stiegen wir wieder in den Wagen, um nach dem berühmten

Theater della Scala zu fahren, wo wir einige Akte des Moses von Rossini hörten und ein einschläferndes, wiewol prächtiges Ballet — Sardanapal — sahen."

Der Bericht aus Mailand erwähnt noch einer komischen Situation, in welche die Reisenden durch das in Betreff des Prinzen auf's strengste beobachtete Incognito versetzt wurden. Sie hatten am Comer See die Bekanntschaft eines älteren vornehmen Engländers gemacht, Mr. G., der in Begleitung einer hübschen Nichte und ihres Bruders reiste, und mit denen man in Mailand im Hotel wieder zusammentraf. Während des Aufenthalts daselbst fand eine große Parade statt, der der Prinz mit seinen Begleitern beizuwohnen wünschte. Da vergeblich für ihn und seine Begleiter nach einem Wagen gefahndet worden, bot der alte englische Herr die in seinem Wagen disponiblen Plätze an. Als der Wagen vorfuhr, verteilte Mr. G. die Plätze: er mit seiner Nichte in dem Fond des Wagens, Roon und Graf Bismarck gegenüber auf dem Rücksitz, sein Neffe auf dem Bock neben dem Kutscher, und „der jüngste der Gesellschaft, Ihr junger Begleiter," sagte er zu Roon, „springt auf den Bedientensitz." „Es ist schwer zu sagen," schreibt Roon, „wem von uns es schwerer wurde, die Fassung zu behalten, uns Beiden oder unserm jungen vis-à-vis auf dem Bedientensitze. Das war ihm denn doch außer dem Spaß; aber das Incognito mußte doch aufrecht erhalten werden und hinterher machte ihm die ganze Scene viel Vergnügen. Wir ließen die Engländer allein nach Hause fahren, da wir Bekannte und einen Wagen trafen. Wie werden sich die Engländer gefreut und gewundert haben, als sie des Prinzen und unsere Karten bekommen haben, nachdem wir am andern Morgen sehr früh Mailand verließen."

„Von Mailand (heißt es dann in dem nächsten aus Genua datierten Briefe weiter) reisten wir per Extrapost am 5. Mittags

ab, um Abends in Voghera zu übernachten. Der Weg bot in landschaftlicher Beziehung wenig Interessantes dar. Wir fuhren bis Pavia längs des Naviglio grande hin und sahen die ersten Reisfelder; Pavia, welches eine schöne Brücke über den Tessin hat, scheint eine lebhafte Mittelstadt zu sein. Bevor wir sie erreichten, machten wir einen Abstecher nach der sogenannten Certosa, einem Karthäuserkloster, dessen Kirche zu den schönsten und noch mehr zu den reichsten geistlichen Bauwerken dieses damit so überaus gesegneten Landes gehört. Von diesen Schätzen, die hier zusammenzufinden sind an schönen Gemälden, kostbaren Marmorarbeiten, Edelsteinen, Gold und Silber, auch nur mit einigem Zusammenhange zu sprechen, müßte man sie gründlicher studirt haben, als dies in der kurzen Stunde unseres dortigen Aufenthaltes möglich war. Jenseit Pavia passirten wir auf einer größtentheils trocken liegenden Schiffbrücke den Po, ein schmutziges widerliches Wasser, der Repräsentant der oft gescholtenen italienischen Unsauberkeit. Das Nachtquartier in Voghera war wider Erwarten gut. Am anderen Morgen, den wir schon im Wagen anbrechen sahen, da wir bald nach 4 Uhr ausfuhren, kamen wir den Appenninen näher, die wir schon Tags zuvor im schönen Abendlichte erblickt hatten. Jenseit Tortona oder vielmehr jenseit Novi führte uns die Straße in dem Thal der fast trocken liegenden Scrivia, in das Gebirge hinein, welches, anfänglich zwar noch mit schönen Kastanien bewachsen, bald durch seine große Kahlheit und Dürre den Süden verkündet, dem wir zueilten. — Die seit etwa 10 Jahren benutzte Straße folgt der Scrivia auf einer Felsleiste des Thales aufwärts bis nahe an den Hauptkamm. Dann wendet sie sich plötzlich zwischen kahlen Höhen steil zur Paßhöhe hinauf. Das Ansteigen dauert nicht lange; ich glaube, dieser Kammeinschnitt, der auch bei der jetzt im Bau begriffenen Eisenbahn von

Mailand nach Genua benutzt wird, hat nur etwa 2000′ absolute Höhe. Oben hatten wir zuerst den Anblick des Meeres, das sich wie ein blauer Teppich in dämmernder Ferne vor uns ausbreitete. Nun ging es in vielen Windungen ziemlich steil hinab, aber bald erreichten wir das Thal eines anderen Bergstromes, neben dessen fast trockenem Bette die Straße nun gemüthlich hinabführte in zahlreiche blanke Ortschaften, die sich enger und enger aneinanderschlossen, bis wir bald nicht mehr wußten, ob wir schon in der Stadt waren, oder nicht. Da indeß die Villa Lomellini, der wir zustrebten, gar nicht in derselben, sondern rechts seitwärts davon am Meeresufer gelegen sein sollte, so ließen wir die mit Festungswerken gekrönten Höhen, die Genua umschließen, links und erreichten auf diese Art bald das Meeresufer. Indem wir die in gewaltigen Bogen gewölbte Brücke des Bergstromes, dem wir bis dahin gefolgt, überschritten, hatten wir plötzlich das Meer und einen Theil der Rhede von Genua unter den Augen, ein prächtiger Anblick, ungeachtet der heißen, blendenden Sonnenstrahlen. Das Meer, ruhig wie ein Landsee, zahlreiche Segel in der Ferne, rechts die amphitheatralisch aufsteigenden Höhen, prangend im ganzen Schmuck der südlichen Vegetation, im Schatten der Cypressen und Orangen prächtige Villen, zierliche Landhäuser ohne Zahl, und dies Alles glänzend im hellen Strahl der südlichen Sonne: wir wußten nicht, wohin schauen. Endlich hielt der Wagen vor einer Höhe, auf welcher eine ansehnliche Villa thronte. Wir waren zur Stelle. Unser junger Gefährte sprang aus dem Wagen, um seine Eltern zu überraschen.“

Zum Verständnis dieses und der folgenden Briefe müssen wir hier die Bemerkung einschalten, daß in der erwähnten Villa Lomellini Prinz und Prinzessin Karl von Preußen, die hohen Eltern des Prinzen Friedrich Karl, mit ihrer Tochter,

der Prinzeß Luise, und ihrem Hofe zu einem längeren Sommeraufenthalte verweilten, der leider durch die schwere Erkrankung der Prinzeß Luise ein sehr getrübter werden sollte. Nach dieser Zwischenbemerkung lassen wir Roon selbst weiter berichten:

„Die Ueberraschung war vollständig gelungen, der Brief, der uns ankündigen sollte, nicht angekommen. Prinz Carl war nach Florenz gereist, man hatte uns frühestens acht Tage später erwartet. — Wir wurden sofort zu der um vier Uhr stattfindenden Tafel befohlen, zu der einige Gäste aus der Stadt erschienen, auch Prinz Heinrich der Niederlande, der mit einigen holländischen Kriegsschiffen im hiesigen Hafen angekommen, um die hier erwartete Königin der Niederlande, ich glaube, nach Neapel, zu führen. — Obgleich es spät, die Tage kurz und Genua über eine Meile entfernt war, fuhren wir doch noch um $^{1}/_{2}6$ nach Genua, um dem Prinzen von Carignan, dem Vetter des Königs von Sardinien, Visite zu machen und die schöne Stadt zu bewundern. Wir kamen zwar noch bei sinkender Sonne zu einem schönen Anblick des Hafens und der Stadt beim Heimfahren; übrigens fanden wir aber den Prinzen nicht zu Hause. — Bei schönem Mondlicht fuhren wir zurück, um, in der Villa angekommen, noch zum Thee befohlen zu werden, der auf der Terrasse am Hause eingenommen wurde. Der in der That wundervolle Platz mit der schönsten Aussicht über Meer und Land, war vom Mond aufs herrlichste beleuchtet.

Die Gesellschaft des Hofes wuchs in den nächsten Tagen ansehnlich durch die Rückkehr des Prinzen Carl. Sie besteht nun, außer den vier fürstlichen Personen, aus den Grafen Hoym und Kalkreuth, dem Major Rudolphi, einem durch seine gute Laune und unerschöpflichen Späße sehr angenehmen Gesellschafter, dem Regimentsarzt Weiß aus Potsdam, den beiden

Hofdamen Gräfin Hacke und Frl. von Zastrow, Graf Bismarck und mir, im Ganzen 12 Personen. — — Nach Tisch fuhr die Gesellschaft nach der nahen Villa Palavicini, die sehr schön gelegen ist. Leider kamen wir auch hier erst mit einbrechender Dunkelheit an, so daß wir natürlich unbefriedigt nach Hause kamen. Unsere heutige Visite war erfolgreicher. Zuerst zum Prinzen von Carignan, der den Prinzen durch die prächtigen Räume seines Palastes führte. Dann fuhren wir auf einem von 14 Matrosen bemannten Boote an Bord des Prinzen von Oranien. Dies ist der Name der holländischen Fregatte, die Prinz Heinrich commandirte. Wir wurden mit allen Ehren empfangen, die Matrosen auf den Raaen, die Wachen im Gewehr, die Musik spielte. Das Schiff ist natürlich trefflich eingerichtet und holländisch sauber.

Wir krochen durch alle Räume, von der Haupt-Cajüte bis zur Pulver- und Käsekammer. Mir war das sehr interessant, ungeachtet der großen Hitze in den unteren niedrigen Räumen. Beim Abschiede wurde der Prinz mit 21 Kanonenschüssen salutirt. Nun fuhren wir an Bord des Tripoli, eines sardinischen Kriegsdampfbootes, welcher der König von Sardinien dem Prinzen Carl für die Zeit seiner Anwesenheit zur Verfügung gestellt hat. Nachdem wir uns hier einige Manöver der Artillerie angesehen, ließen wir uns unter Vivatrufen ans Land rudern und fuhren zu Don Carlos, der den Prinzen schon an der Treppe empfing. Denke Dir einen kleinen, etwas verwachsenen Mann, nicht mager, nicht fett, das Gesicht lang, gebogene Nase, scheue, aber freundliche Augen, unter rothbrauner Perrücke, mit höfischen freundlichen Manieren; an seiner Seite seine Gemahlin, eine Frau von 35—40 Jahren, sehr einfach, fast bürgerlich gekleidet, mit olivenbraunem Teint, dunkelen klugen Augen, mit dem Ausdruck des Leidens und des Ernstes, aber freundlich und gütig. So machten diese

beiden zu ihrer Zeit vielfach besprochenen Personen, wenn man bedenkt, was sie erlebt und gelitten, einen durchaus wehmüthigen Eindruck. Das ist Alles, was ich davon zu sagen weiß, denn die Visite war kurz und noch kürzer der Moment, wo sie mir und Bismarck einige freundliche Worte sagend, von uns beobachtet werden konnten. Sie begleiteten uns bis an die Thür des Vorzimmers, in welchem Hausbediente, Mönche und Geistliche im Halbzirkel aufgestellt waren. — —"

Die Reise des Prinzen und seiner Begleitung erfuhr in Genua eine schmerzliche Unterbrechung durch die lebensgefährliche Erkrankung der Prinzeß Luise. Roon schreibt darüber unter dem 11. September:

„Seit gestern ist Prinzeß Luise, der Abgott des ganzen Hauses, nachdem sie schon einige Tage geklagt, ernstlich erkrankt, so daß für jetzt alle Pläne suspendirt sind, da gar nicht abzusehen ist, wie sich unsere ferneren Reiseschicksale gestalten werden. Vielleicht entscheidet sich die Krankheit morgen zum Guten; man hofft sehr viel von einem Aderlaß, der heute Nachmittag angewandt wurde. Gott gebe seinen gnädigen Segen! Sollte das Fieber nervös werden, so ist in diesem Klima Alles zu fürchten. Entsetzlich, wenn dies herrliche, liebliche Fürstenkind hier das Ende ihres kurzen Daseins finden sollte! — Aber noch ist keine eigentliche Gefahr, wiewol dieselbe in jedem Augenblick eintreten kann. Das Klima von Genua ist nach meiner Meinung nicht so gesund als das von Bonn." — Am folgenden Tage fügt er dann hinzu: „Mit unserer lieben Prinzeß geht es auch heute leider noch immer ganz bedenklich; das Fieber ist immer noch stark. An die Abreise ist unter solchen Umständen natürlich gar nicht zu denken, und damit fallen alle Reisepläne wieder zusammen, und Gott mag wissen, wie sie sich noch gestalten werden."

Die Schwankungen zwischen anscheinender Besserung und

weiterer Verschlimmerung wiederholten sich in dem ferneren Verlauf der Krankheit, so daß die Fortsetzung der Reise immer weiter hinausgeschoben werden mußte. Am 19. September berichtet Roon seiner Frau in dieser Beziehung: „Du siehst, meine geliebte Frau, daß wir hier noch immer vor Anker sind, weil leider die Ursache unseres verlängerten Aufenthaltes fortdauert. Die Krankheit der Prinzessin, seit dem 15. entschieden als Nervenfieber erklärt, erlaubt dem Bruder die Abreise natürlich nicht. Von Zeit zu Zeit taucht zwar die Hoffnung auf eine schnelle günstige Lösung des Dilemmas auf, aber nur, um uns desto tiefer in ein Meer von Zweifeln und Befürchtungen sinken zu lassen. — Der Leibarzt der Königin von Holland, die auf ihrer Herreise noch in Mailand sich befindet, kam, durch einen Courier herbeigerufen, am 16. Abends hier an und erklärte sich im Einverständniß mit den hiesigen Aerzten, im Allgemeinen günstig, sowohl über die Krankheit, als über ihre Behandlung. Leider wurde er noch an demselben Abend durch einen anderen Courier nach Mailand zu der mittlerweile gleichfalls erkrankten Königin zurückgerufen. Ich sage leider! denn wenngleich dieser ausgezeichnete Mann, ungeachtet aller ihm eigenen Kunsterfahrung dennoch kein Zauberer ist, so trug seine Anwesenheit doch sichtlich zur Beruhigung des ganzen Hauses, ja der Aerzte selbst bei, er wird in einigen Tagen, wie man hofft, wieder hier sein, da das Uebel der Königin nicht von Belang sein soll."

Ueber die Art und Weise, wie unter den gegebenen Verhältnissen der von Besorgnissen und Zweifeln hin- und hergeworfenen Umgebung des prinzlichen Hofes die Tage des Wartens in der Villa Lommellini dahingingen, schreibt Roon später: „Des Morgens werden wir um 7 Uhr geweckt. Gegen 8 Uhr versammeln wir uns, d. h. die Cavaliere und der junge Prinz, im Garten zum Frühstück. Sind die Nach-

richten über die verflossene Nacht günstig, so wird erst ein erfreuter Blick auf das blaue, unendliche, fast immer spiegelglatte Meer und die herrliche, fremde Natur geworfen; man ergötzt sich still in dem Gedanken, unter herrlichen Orangebäumen oder köstlichen Rebengeländen zu sitzen; man beklagt die Erbärmlichkeit des Kaffee's, des Thee's, die oft sehr unvollkommen bereitet sind; man erheitert sich durch Scherzreden, in denen unser humoristischer R. vorzüglich stark und unerschöpflich ist. Waren aber die Nachrichten schlecht, so sieht man nur lange Gesichter, denn abgesehen von der hier so natürlichen Theilnahme, es ist nicht Einer unter uns, der nicht den heißen Wunsch hätte, sobald als möglich von diesem göttlichen Lande zu scheiden; dann sind die Stimmen flüsternd, Witz und Laune mangeln, und selbst der abscheuliche Kaffee wird keines Tadels gewürdigt; man trennt sich bald, schlendert zu zwei oder drei im Garten umher, um Wünsche und Sorgen, die oft wiederholten, mit einander auszutauschen; man greift zum Schachbrett; Bismarck, Rudolphi und ich haben namentlich zu diesem Auskunftsmittel gegriffen. Von 10 Uhr an beginnen die Besuche der Theilnehmenden aus der Stadt. Prinz von Carignan, Prinz Heinrich der Niederlande, der Gouverneur (Marchese Palavicini) u. s. w. Da sind denn die Adjutanten dieser Herren, oder — sind die Anfragenden aus unserer Sphäre — (wie Baron La Rochette, Marquis Sertorio, die beiden Marineoffiziere des dem Prinzen zur Disposition gestellten sardinischen Kriegsdampfbootes) — diese selbst zu unterhalten. — Darauf folgt ein meist kurzer Spaziergang, eine Expedition in die nahen Weinberge, wo die schönsten Trauben in Fülle genossen werden; dann, wenn die Luft schwül geworden, zieht sich jeder in sein Zimmer zurück, um zu lesen, zu schreiben, zu rauchen oder zu schlafen. Auf diese Weise kommt die Mittagstunde (3 Uhr) heran. Wir sind

natürlich allein mit den Herrschaften. Der einzige tägliche Gast ist der Graf Redern, jüngerer Bruder des Berliner General-Intendanten, preuß. Gesandter am sardinischen Hofe, der täglich um 3 Uhr erscheint und Abends nach dem Thee nach Genua zurückfährt, ein braver Mann, der den Herrschaften sehr angenehm ist, und ihnen und uns die Last der hiesigen Existenz getreulich tragen hilft. Die Tafel ist frugal und dauert selten eine Stunde; die Unterhaltung bei der Kleinheit des Tisches meist allgemein; sie dreht sich meist um Personalitäten und Specialitäten, die hin und wieder auch für mich von Interesse sind. Nach Tische fordert uns der Prinz gewöhnlich auf, mit ihm im Garten auf der Terrasse eine Cigarre zu rauchen. — Auf diese Weise ist die siebente Stunde herangekommen und um 8 Uhr ist schon wieder allgemeine Versammlung am Theetisch, die zuweilen durch die Anwesenheit des Prinzen von Carignan oder des Prinzen Heinrich und ihrer Adjutanten vergrößert wird. Was in der Unterhaltung etwa Interessantes vorfällt und gesagt wird, ist kein Correspondenzstoff; die Krankheit, Besorgnisse, Hoffnungen, Zweifel, Zusprüche und Tröstungen, ebenso aber auch allerlei Conversation über Politik und Reiseschicksale, Anekdoten u. s. w. geben die Gegenstände der nicht selten stockenden Unterhaltung ab. Endlich schlägt die Stunde des Aufbruchs, man schlüpft nach dem freundlichsten Wunsche einer guten Nacht, der ebenso gegeben als erwidert wird, behende zur Thür hinaus in das eigene Zimmer, um allein zu sein? nein! um mit den Stubengenossen bei einer Cigarre nochmals die Leiden und Freuden des Tages, die Besorgnisse und Zweifel über Genesung und Abreise durchzusprechen. — — Sieh! meine Geliebte, das ist so unser Tageslauf. Du wirst begreifen, daß wir eben nicht in einem Meer von Freude schwimmen. Du wirst mir aber auch glauben, daß wir Alle herzlichen Antheil an dem Aus-

gange der Krise nehmen, die uns hier wider Willen zuückhält, und es ist natürlich keiner unter uns, der nicht gern und willig ganz andere Opfer brächte, wenn damit die Gesundheit der nicht bloß hohen, sondern auch wahrhaft allgeliebten Kranken erkauft werden könnte. Wir erwarten nun alle vom 14. Krankheitstage eine entscheidende Wendung, natürlich nicht ohne bange Sorge, aber es ist auch möglich, daß die Krisis erst eine Woche später eintritt. Man muß still halten, es ist eine Prüfung, die Gottes Gnade schickt. Er weiß sicher, daß sie uns nützt; das halte ich fest und, das ist gewiß kein schlechter Trost."

Noch bevor dieser Brief abgegangen ist, fügt R. am 21. abends „unter fürchterlicher Schwüle eines echt tropischen Wetters, während ein Gewitter dem andern folgt mit ungeheuren Regengüssen, ohne daß die Luft sich im mindestens abkühlt, ohne daß die Backstubenluft, die feucht und dick zum schneiden, keinen einzigen gesunden Athemzug gestattet", die schmerzliche Mitteilung hinzu, daß „die liebe hohe Kranke seit gestern Abend eigentlich im Sterben liege." „Die Nacht, die ich übrigens ruhig verschlafen, weil hier jedermann auf den Zehen geht, ist höchst traurig gewesen. Um 2 Uhr hat man Vater, Mutter und Bruder geweckt, weil man glaubte, die Scheidestunde sei da. Aber zu früh brachte man dem eigenen Schmerz das Opfer des Abschiedsgrußes. Die Kranke, die sich in allen lichten Momenten auf das Liebenswürdigste äußerte, erholte sich noch einmal, gegen 10 Uhr trat eine starke Transpiration ein und mit derselben eine merkliche Besserung, die unseren Hoffnungen und Wünschen von Neuem Leben giebt. Aber Gott allein weiß, wie dies Alles enden wird. Du kannst Dir denken, wie niedergeschlagen hier Alles ist. — Wir Alle haben nur Einen Gedanken, Einen Wunsch, aber, so natürlich das ist, damit ist eine wahrhaft nieder=

beugende Stimmung verbunden, aus der wir uns bei dem bösen Wetter nicht einmal durch einen Spaziergang zu reißen vermögen." Endlich nach langem Bangen beginnt R. am 22. morgens: „Gott sei Dank! Die Nacht ist weniger stürmisch vorübergegangen. Dr. Weiß macht ein heiteres Gesicht, die übrigen Aerzte hoffen wieder, und der soeben von Mailand wieder angelangte holländische Arzt rief aus, als er hörte was vorgegangen, und wie sich die Kranke gegenwärtig befindet: „alors elle est sauvée!" — ich kann mich der Thränen, Gottlob! der Freudenthränen kaum erwehren. —— Ich will nach Genua, um den Gouverneur einen Höflichkeitsbesuch zu machen und die Erlaubniß zur Besichtigung der Bergbatterie einzuholen. Man kann doch jetzt wieder an dergleichen denken." — Noch zuversichtlicher kann er dann am 24. melden, daß die Besserung der hohen Kranken fortschreite, wiewohl die Aerzte noch nicht zu behaupten wagen, daß jede Gefahr vorüber sei, und daß, wenn in der folgenden Nacht nicht wieder ein Rückfall einträte, ernstlich an die Abreise des Prinzen und seiner Begleiter gedacht werden könne. Auch kann er von der Besichtigung der Batterie, des Zeughauses und des Palazzo Doria berichten, zu der er mit dem Prinzen in der Stadt gewesen ist. Eine kleine Unpäßlichkeit, die ihn selbst in diesen Tagen befallen hat, ist bald beseitigt.

Nachdem dann auch der 21. Krankheitstag glücklich vorübergegangen war —, wurde die Weiterreise endlich am Montag, den 29. September, von Genua aus angetreten. Am vorhergehenden Sonntag fuhren Alle noch einmal in die Kirche, um Gott gemeinsam für die gnädige Rettung des Lebens der jungen Prinzessin zu danken. „Die Idee dazu (bemerkt R. beiläufig) ist natürlich von den Eltern selbst ausgegangen. Wir waren sämmtlich in der protestantischen Kapelle (so berichtet er über diesen Dankgottesdienst), wo wir Gebet und

Predigt, beides in französischer Sprache, zur allgemeinen Erbauung anhörten. Gesungen wurde gar nicht, weil die Orgel und, wie man meint, auch die Erlaubniß zu einem lauten Gottesdienst fehlte. Der Text der Predigt war aus den Römerbriefen: „wie die Sünde durch Einen Menschen in die Welt gekommen ist u. s. w.“ und wurde mit vieler Innigkeit und Verständniß behandelt. — Nach dem Gottesdienste wohnten wir noch einem interessanten Feste bei, der Grundsteinlegung zum Denkmal Colombos, der bekanntlich hier geboren ist. Es war ein großer Stadt- und Landjubel. Unser erhöhter Standpunkt auf dem Balcon der Marineschule gestattete uns einen schönen und interessanten Anblick auf Stadt und Meer, auf die unten wimmelnde bunte Menge, auf die von Menschen belebten Fenster und Dächer mit farbigen Teppichen und wehenden Fahnen, auf den Mastenwald im Hafen, von dem zahllose Flaggen und Wimpel herabflattern; ein prächtiger Anblick, bei dem das Ohr zugleich durch ein mächtiges Musikcorps ergötzt wurde. Aber wie erblaßte dieser Eindruck bei dem Schauspiel, das uns Nachmittags erwartete, als wir bei dem Faro in ein wohlbemanntes Boot hinabstiegen und in den Hafen hinausfuhren, wo wir neben dem unbeschreiblichen Anblick auf die stolze Stadt, die ihre Paläste, Kirchen und festen Schlösser wie eine weiße Stickerei auf dem grünen Teppich des amphitheatralischen Berghanges, an dem sie thront, hingegossen zu haben scheint, noch das interessante Schauspiel einer Regatta haben sollten. Es ist mir unmöglich, Dir in der Kürze dieses Leben auf den schaukelnden Wellen zu beschreiben, welches dadurch in den Hafen gekommen war. Das ganze weite Bassin war mit flaggenden Schiffen, zahllosen geschmückten Barken mit geputzten Frauen und rufenden jauchzenden Männern besäet; auf den Quais, den Hafendämmen, den benachbarten Häusern und Dächern drängte sich

die schaulustige Menge. Nach langem Harren endlich steigt eine Rakete, ertönt ein Kanonenschuß und die schwirrende Menge verstummt erwartungsvoll. Wenige Minuten darauf erblickst Du am fernen Horizonte einige schwarze, bewegliche Punkte auf den schaukelnden Wellen; noch einige Minuten vergehen und an Dir schießen 5, 6 leichte Nachen, von 6 Paar nervigen Männerarmen gerudert, mit Windesschnelle vorüber durch die offen gehaltene Bahn auf das Ziel, eine wehende Fahne mit des großen Weltentdeckers Bildniß, die vom Bord eines Schiffes weht, auf dem der Prinz von Carignan selbst dem Sieger den Preis ertheilt. Aber noch bist Du nicht am Glanzpunkt des Festes; es dunkelt, jeder eilt, sich jetzt von neuem günstig zu stellen, wir an Bord des Tripoli; aber noch sind wir nicht angekommen, da erglänzt schon die Kuppel der Kathedrale im hellen Lichtschimmer und fast in demselben Augenblick steht der 400′ hohe, schlanke Leuchtthurm in bengalischem Feuer. Wenige Minuten reichen hin, um alle Quais, die Schiffe und die Kirchen, die Paläste am Hafen, die zahllosen Villen und Schlösser auf dem grünen Berghange, der neben und über Genua aufsteigt, aufs Zierlichste zu erleuchten. Du bist wie bezaubert; an Exclamationen kein Mangel! In der That, man kann sich nicht satt sehen; dennoch sind einige Erfrischungen an Bord des Tripoli dem erschöpften, staunensmatten Leibe willkommen. Doch muß man sich von dieser Zauberei trennen; träumend in dunklen Erinnerungen an die Feenwelt der Kinderstube, taumelt man in die Schaluppe hinab, gleitet man zwischen anderen, mit ihren farbigen Lampen gleich ungeheuren Leuchtkäfern unhörbar hin- und herkreuzenden Barkassen, dem Lande zu. So fand doch die unfreiwillige und sorgenvolle Unterbrechung der Reise noch einen erfreulichen und befriedigenden Abschluß."

Am folgenden Tage wurde von Genua aus die Weiter-

reise angetreten. Da die Reise nunmehr nach Westen gerichtet war, sollte das Inkognito des Prinzen um so eifriger bewahrt werden. Deshalb fuhr Roon allein mit dem Reisewagen von Villa Lomellini nach Genua, nahm dort Postpferde nnd erwartete seinen jungen Gefährten an einem bestimmten Rendezvous, wo er sich wie zufällig einfand. Inzwischen hatte sich aber auch der gewöhnliche Reisebegleiter der Gesellschaft, ein echt tropischer Regen, eingestellt. Die Bergwasser, in denen man, wie Roon schreibt, sonst kaum ein Schnupftuch waschen kann, waren zu reißenden Strömen geworden und die meisten von ihnen waren ohne Brücken. — Anfänglich wußte ich nicht, was es bedeute, daß uns von der nächsten Station an ein halbes Dutzend wild aussehender Bursche mit weit hinaufgestreiften Beinkleidern begleitete. Aber bald wurde das Räthsel gelöst. Die Straße senkte sich plötzlich von der Felsküste am Strande, der sie bis dahin gefolgt, an das Ufer eines tosenden Bergstroms hinab. Es galt da hindurch zu fahren. Der Postillon machte ein bedenkliches Gesicht; die Hosenlosen warnten und boten ihre Hülfe an. Ich erblickte darin eine gewöhnliche welsche Gaunerei und rief: „avanti“. Mit einiger Schwierigkeit bis in die Mitte des etwa 50 Schritt breiten Wassers gelangt, konnte der Wagen nicht mehr vor, nicht mehr zurück; die Pferde hielten sich mit Mühe gegen den reißenden Strom auf den Beinen. Unter diesen Umständen wurde mir der Rücken eines dienstfertigen Burschen, der bis dahin gefolgt war, bequem. Mit brennender Cigarre, erhobenem Stock und vorsichtig heraufgezogenen Beinen ritt ich ans Ufer zurück, die beiden Gefährten folgten, und während der Wagen mit Hülfe von einem Dutzend neu herzugeströmter Gesellen an Stricken ans andere Ufer gezogen wurde, suchten wir mit unseren Christophoren einen minder gefährlichen Uebergang, wo die Cavalcade von Neuem losging und zwar glücklich, bis

auf B., der wenige Schritte vom Ufer noch nasse Füße bekam. Bei einigen späteren Passagen halfen wir uns durch ein Vorlegepferd ohne weiteres Abenteuer glücklich hindurch. Nun langten wir gegen 6 Uhr in Savona an. Die Nothwendigkeit einer Mahlzeit, die Unmöglichkeit, ein anderes leidliches Nachtquartier zu erreichen und die Gefährlichkeit ähnlicher Passagen bei Nacht ließ uns hier Halt machen. Auch hofften wir, daß das Wetter sich bis Morgen bessere, damit wir von dem wunderschönen Wege, auf dem wir hinfahren, doch etwas genießen mögen."

Den weiteren Weg längs der Küste schildert Roon in einem von San Remo unter dem 30. September geschriebenen Briefe. Es heißt: „Nach einer guten und bis auf den Traum erquicklichen Nacht in einem Wirthshause, das aber nicht die beste Miene hatte, brachen wir heute früh um 6 Uhr bei trockenem, doch zweifelhaftem Wetter auf. Die Straße, welche wir seit Genua verfolgten, gehört zu den eigenthümlichsten und interessantesten, die man sehen kann. Sie folgt dem Meeresufer von Genua bis jenseits Nizza, 3 Tagereisen weit. Da aber die Abfälle der Apeninnen und der Meeralpen fast überall bis an die Wellen herantreten und zwar gewöhnlich in Gestalt steiler nackter Felswände, so mußte die Straße großentheils in die Felsen gesprengt oder auf natürlichen Vorsprüngen und Felsleisten geführt werden. Sie führt daher ihren Namen „la corniche" (d. i. das Gesimse) mit vollem Rechte. Auf der einen Seite das unendliche Meer, mit seinen in diesem Klima fortwährend wechselnden Farben-Schillerungen, unmittelbar zu Deinen Füßen schäumende Wellen, die sich an schwarzen Klippen und Felseilanden brechen, auf der anderen Seite theils hohe, steile, ja senkrechte Kalk- und Marmor-Felswände, theils sanft aufsteigende Lehnen mit dunkelen Oliven- oder frischgrünen Pinien-Hainen. Die zahl-

reichen, blanken, von Kirchen, Palästen, Schloßruinen überragten Ortschaften, eingezwängt von kleinen Buchten zwischen Meer und Felshöhen; alte Warten auf vorspringenden Felsmassen hoch über den Fluthen oder auch tiefer im Lande auf kahlen Berghöhen; hin- und hersegelnde Schiffe von verschiedenster Größe von der Fischerbarke bis zur stattlichen Kaufmanns-Brigg und dem fleißigen Dampfer; alles dies giebt dem Beschauer fortwährende Augenweide und Unterhaltung. Dazu kommt, daß die Straße fast gewissenhaft allen den zahlreichen Ein- und Ausbiegungen der Küste folgt und jede Wendung ein neues Fach aufrollt, worin zwar dieselben landschaftlichen Elemente, aber immer in neuer Anordnung enthalten sind. Diesen Charakter behält die Straße bis jenseit Finale. Hier treten die Felsen etwa auf 1/4 bis 1/2 Meile vom Meere zurück und nun fliegt man auf dem ebneren Boden mit doppelter Eile durch Olivenwälder, zwischen Gartenmauern, Rebenwänden, Aloe-Hecken dahin und man begrüßt im Fluge einzelne hochstämmige Palmen, die hier und da über die niedrigen, weniger fremdartigen Gäste der Gärten hinwegschauen. Aber schon hinter Alberga fängt man wieder an zu steigen und von Alassio an findet man sich fortwährend wieder auf einer wahren Corniche. Die nackten Höhen tragen nur hier und da niedrige Strandkiefern, oder Tamarinden, Gebüsche, immergrüne Eichen, Johannisbrod-Bäume, Gebüsche von ficus indica mit zahllosen purpurrothen Früchten erinnern an den südlichen Himmel, unter dem man sich bewegt, wenn die Sonne es eben auch einmal versäumt, wie am heutigen Tage. Leider mußten wir wieder nach den Regenschirmen langen, als uns zwischen Alberga und Oneglia die Regenwolken einholten und umhüllten, die schon den ganzen Morgen drohend hinter uns hergezogen waren. Wir passirten Oneglia, eine ansehnliche Stadt mit engen, finstern, stinkenden

Gassen, ließen das prächtig gelegene, mit stattlichen Thürmen und Zinnen prunkende Porto Maurizio auf steiler Felshöhe an einer zierlichen Meerbucht links zur Seite und kamen endlich gegen 6 Uhr hier (St. Remo) an, in einem Städtchen, wie alle früher gesehenen, prächtig von fern, schmutzig und finster in der Nähe zu schauen. Zweifelhaft, ob wir hier übernachten oder weitergehen sollten, entschieden wir uns für das erstere, als wir überlegten, daß die größte Merkwürdigkeit der ganzen Corniche, das Palmenwäldchen, zwischen hier und Bordighera sonst im Dunkel verborgen bleiben würde. Wir befinden uns in der einzigen Locanda des Orts (Hotel de la Palma) ganz leidlich, haben ein mittelmäßiges Mahl, als das erste am heutigen Tage, mit gutem Appetit verzehrt, dann geplaudert und disputirt und uns endlich zum Schreibtisch gesetzt und denken mit Behagen an die scheinbar guten Betten, die man uns mit ganz frischen Leintüchern bedeckt hat. Morgen werden wir zum Mittag in Nizza und Abends in Antibes auf französischem Boden sein, wenns Gott gefällt."

Am 1. Oktober schreibt Roon dann in Antibes weiter: „Der heutige Tag war genußreich und interessant, wenngleich uns das Wetter nicht eben begünstigte. Nachdem es die ganze vorige Nacht geregnet, schien sich der Himmel endlich erschöpft zu haben, als wir heute früh 6 Uhr aus S. Remo fuhren. Aber bald träufelte es wieder. Erst nachdem wir Bordighera und seine interessanten Palmenpflanzungen passirt, wagten wir es, den Wagen zurückzuschlagen und haben's nicht bereut, obgleich es den ganzen Tag abwechselnd drohte oder träufelte. Bei Ventimiglia, einem kleinen Felsenneste, das die Straße völlig sperrt, beginnt dieselbe von Neuem bedeutend zu steigen, und fast ebenso bedeutend zwischen steilen, kahlen Felshöhen gegen Mentone hinab zu steigen. Der Weg von hier durch das kleine Fürstenthum Monaco ist äußerst malerisch, wenn

auch beschwerlich. Welche Felsenmassen thürmen sich hier in den allergroteskesten Formen landeinwärts auf; wie bedeutend werden sie noch überragt durch die beschneiten Spitzen und Kämme der Seealpen, die gelegentlich durch eine Schlucht hin sichtbar werden; wie wild zertrümmert, ausgezackt ist auf der andern Seite die Küste und wie herrlich schillert der ewige Meeresspiegel in den glänzendsten Farben. Auf einer runden Halbinsel steigt links die Straße den Felsen empor, der das kleine Residenzlein Monaco trägt, welches zierlich wie aus dem Spielzeugkästchen genommen erscheint; wie wild hängen dagegen die Ortschaften Roccabruna und später Eza gleich Adlerhorsten an den Felsen, wie wild liegt Turbia mit seinem verfallenen Römerthurm. Und doch erinnern Rebenpflanzungen, Feigen, Oliven, auch aufgemauerte Terrassen noch immer recht lebhaft an den Süden, selbst an einem so kühlen Tage. Aber jenseit Turbia hört fast jegliche Vegetation auf. Die Höhen, die die Straße mühsam erklimmt oder umgeht, bestehen aus nackten Felskämmen, zwischen denen kaum ein Grashalm sprießt, eine wahre Sierra pelada. Desto größer ist der Contrast, wenn man in wenigen Minuten nach einer Straßenwindung hinabschaut in das herrliche Thal von Nizza, aus dem man auf der einen Seite über kahle Felsenhöhen auf den ewigen Schnee der Alpen, auf der andern durch schattiges Grün, umgeben von der reichsten mannigfaltigsten Vegetation, auf das ewige Meer blickt, wie es in stetem Wechsel und den zierlichsten Umschlingungen das Ufer umspült, an dem, überragt von Felsenfesten, Nizza mit blanken Häuserreihen hingelagert ist. Von lauen Lüften und Wohlgerüchen umwogt, rollten wir nach 1 Uhr in dieses Asyl von Tausenden Leidender hinein, dessen Thore mehr ein- als ausziehen sehen, und dessen Wohlhabenheit größtentheils aus menschlichem Elende und menschlicher Thorheit aufgewuchert ist. Nachdem wir ein treffliches

Gabelfrühstück eingenommen, schlenderten wir auf den herrlichen von Platanen und Citronenbäumen beschatteten Terrassen am Meeresufer hin, bewunderten die prachtvollen Marmor-Quais und Molen des kleinen, aber sicheren und viel besuchten Hafens und die dortige Statue des Königs Carl Felix, den die Geschichte wenig nennt, und stiegen um 5 Uhr wieder in den Wagen, der uns schnell zum Pont du Var und somit an die (damalige) französische Grenze brachte. Hier wurden die Post- nnd Douanen-Förmlichkeiten in einer Viertelstunde mit französischer Artigkeit beseitigt, und wir rollten 2 Stunden weiter in nächtlicher Dunkelheit, so daß ich weiter nichts von dem Wege zu sagen vermag. Hier in Antibes haben wir in dem kleinen befestigten Grenzstädtchen, das durch Napoleons Landung einen welthistorischen Namen bekommen hat, ein leidliches Wirthshaus gefunden."

Von Marseille aus wird dann unter dem 4. Oktober in aller Kürze hinzugefügt, daß am folgenden Morgen von Antibes nach Cannes aufgebrochen wurde, von wo eine Bootsfahrt nach der Insel St. Marguérite, dem damaligen Aufenthalt gefangener Beduinen, dem ehemaligen der berühmten „Eisernen Maske", unternommen ward. „Auf diese Weise (bemerkt Roon) waren wir eine Stunde in Africa." Um 11 Uhr gings von Cannes weiter über die einsamen Höhen des Esterel-Gebirges, auf denen Roon besonders der Reichtum von seltenen Pflanzen, Korkeichen, Erdbeerbäumen, verschiedenen Eriken ꝛc. interessierte, nach Fréjus. Durch eine wenig anziehende Gegend gelangte man mit Hinzunahme der Nacht über Vidauban am folgenden Morgen ½5 Uhr in Toulon an. Hier wurde das Arsenal und die Bagnos mit ihren 4000 Forçats, unter ihnen 1000 auf Lebenszeit, besucht. „Unter den Letzteren (schreibt Roon) sahen wir einen Knaben von 16 Jahren, der Vater und Brüder vergiftet haben sollte: er sah nicht frech, sondern

traurig und beschämt aus, es gab Stimmen, die ihn für unschuldig hielten. Schrecklich, wenn sie Recht, entsetzlich, wenn sie Unrecht haben sollten.“ Auch die Werfte und sämtliche Hafenanstalten wurden besichtigt und eine Bootsfahrt nach dem Hospital de St. Mandrière für kranke Mariniers gemacht. Man ging an Bord des Inflexible, des Souverain, des Kriegsdampfschiffes Asmodée von 450 Pferdekraft, und freute sich der prächtigen Aussicht des Hafens und der Rhede, auf welche soeben mehrere große Schiffe einliefen. — Von Toulon gings dann andern Tags bei schönem hellen Wetter, bei dem das sonntägliche Treiben in den Ortschaften am Wege doppelt anmuthend war, nach Marseille, wo das ungeheure Menschengewühl aus allen Nationen natürlich des Sonntages wegen noch bunter war als sonst. Am folgenden Tage verhinderte wieder der Regen jede größere Unternehmung; es wurde nur mit ausgespannten Regenschirmen auf den Quais am Hafen umhergeschlendert und als der Regen ein wenig nachließ, ein Boot bestiegen, um durch die gedrängten Reihen der Schiffe aller Nationen auf die Rhede hinauszurudern. „Die Rhede (so berichtet Roon über diese Ausfahrt), geschlossen durch die befestigten Inseln Rataman und Pomergue, ist selbst fast wie ein Hafen zu betrachten; der alte Hafen, aus dem man nur durch einen engen, von den Forts St. Jean und St. Nicolas vertheidigten Paß auf die Rhede gelangt, der neue Hafen, den man durch großartige Molenbauten neben dem alten herstellt, und der außer den 1200 Schiffen, die der letztere aufnimmt, noch andere 2000 zu fassen im Stande sein wird. Der Anblick auf die Stadt und ihre reich bewohnten, mit weißen Landhäusern übersäten Bergeinfassungen war uns leider verschleiert; nur das Fort Notre Dame de la Garde zeigte sich wahrhaft malerisch mit seiner alten Seewarte und dem modernen Telegraphen. Von Marseille gings nach Arles, zwar

bei herrlichstem Wetter, aber ohne daß der einförmige Weg besonderes Interesse dargeboten hätte." In dem nach Arles führenden Kanal bestiegen die Reisenden ein kleines Schiff und ließen sich in demselben durch Pferde nach Arles ziehen. Das Dejeuner am Bord bezeichnet Roon als die interessanteste Episode dieser Tour. Natürlich wurde in Arles sogleich das alte Amphitheater, und zwar noch bei Mondschein aufgesucht, das Roon nicht beschreibt, „weil es anderweit besser beschrieben ist." Andern Tages wurden die übrigen Altertümer dieser einst so reichen römischen und mittelalterlichen Stadt besehen; die Reste eines römischen Theaters, die elisäischen Felder mit mehreren 100 ausgegrabenen Steinsärgen, und der merkwürdigen Kirche St. Honoré, das Museum, das Kloster, die Kirche St. Trophime, endlich das Königliche Gestüt.

Von Arles ging die Reise zuerst durch die einförmige aber wohlangebaute Thallandschaft der Rhone nach Beauvais, wo die Diligence verlassen, die schöne 675 Schritt lange Kettenbrücke über die Rhone überschritten und die Eisenbahn nach Nismes bestiegen wurde. Um 1/25 Uhr dort angelangt und im Hotel de Luxembourg wohl aufgenommen, wanderten wir sogleich nach dem herrlichen Amphitheater, das, etwas kleiner aber besser erhalten als das in Arles, von seinen oberen Stufen einen umfassenden Blick über Stadt und Umgegend gewährte. Von dort ging es eilig nach dem sogenannten maison carrée, einem alten Tempel im reinsten korinthischen Styl, so wohlerhalten wie Rom selbst deren keinen hat. Weniger wohlerhalten ist der Tempel der Diana, neben den Bädern des Augustus, welche letzteren durch Ludwig XIV. und XV. wiederhergestellt, eine treffliche Ansicht von diesen Luxus-Anstalten der alten Römer gewährten. Nach Tische wanderten wir in der erleuchteten Stadt umher, die durch einen Jahrmarkt lebhafter als gewöhnlich zu sein schien. Am andern

Morgen folgten wir einem Führer zuerst nach einem kürzlich entdeckten Bassin, welches in römischer Zeit die fernher von den Sevennen kommende Wasserleitung aufnahm und von wo aus Rohrleitungen die ganze, damals wenigstens vierfach größere Stadt mit Wasser versorgt wurde. Von dort ging's hinauf zum Tour magne, einem merkwürdigen, wie man glaubt vorrömischen Bauwerk, welches ursprünglich als Mausoleum, später als Festungswerk gedient und jetzt vorzüglich seiner schönen Aussicht wegen besucht wird. Leider war uns diese durch Regen und Nebelwolken größtentheils verschlossen. Wir wanderten daher bald zu den Bädern und von dort zum maison carrée, dessen Inneres und dessen Museum noch besehen werden mußte. Einige hübsche Marmorreste, Früchte von Ausgrabungen und einige hübsche moderne Gemälde, unter denen sich namentlich das bedeutende von Laroche, Cromwell am Sarge Carls I. auszeichnet, waren mir interessant; um enthusiasmirt zu werden, mußte man Kunstkenner sein: mir war das Gebäude selbst in seiner reinen vollendeten Form bei weitem am wichtigsten und merkwürdigsten. Als meine Gefährten nach dem Frühstück an die Schreibtische eilten, machte ich einen Gang, den wichtigsten und interessantesten, den es für mich dort gab, nämlich zu dem Pastor Frossard, um von ihm zuverlässige Nachrichten über den Zustand der Protestanten von Nismes und der protestantischen Kirche in Süd-Frankreich überhaupt einzuziehen. Du mußt wissen, daß Nismes, das unter 45000 Einwohnern 15000 Protestanten hat, als das Centrum des geläuterten Glaubens in Süd-Frankreich anzusehen ist. Ich fand einen feinen hübschen Mann mit blitzenden Augen voll Freundlichkeit und Bildung, der mich in der Kürze durch seine Mittheilungen wahrhaft erbaute. Was er mir über die französische Kirche sagte, findet sich meist in einer Brochüre, die er mir geschenkt, und die ich gestern und heute

im Wagen mit vieler Theilnahme, ja oft mit innigster Rührung gelesen habe. Zugleich machte er mir höchst interessante Mittheilungen über eine Versammlung protestantischer Geistlicher aller Secten in London, der er beigewohnt, und die zum Zweck hat, festzustellen, worin alle protestantischen Religionsparteien übereinstimmen, um dem Papstthum und seinen Bestrebungen kräftiger widerstehen zu können[1]). Der Bericht über diese Versammlung, der aus unserem Vaterlande auch Tholuck und Sydow beigewohnt, wird veröffentlicht werden; ich kann hier nur anführen, daß mir das Mitgetheilte warme Thränen in die Augen lockte, daß es mich wahrhaft erbaute, weil ich danach anzunehmen berechtigt zu sein glaube, wie diese Zusammenkunft, an der sich 2000 Personen betheiligt, ein wesentliches Moment werden kann, um unseren zerfahrenen und zerrissenen kirchlichen Verhältnissen zur Ehre Gottes aufzuhelfen.

Nach diesem kurzen, aber überaus reichhaltigen Gespräch eilte ich ins Hotel, und da das Wetter indeß schön geworden war, so riefen mich die Gefährten bald ab, um noch einen Besuch auf der Tour magne zu machen, von welcher wir diesmal nicht nur die freundliche Umgebung der Stadt im klarsten Lichte übersehen, sondern auch das Meer, die Vorberge der Alpen und Sevennen, ja der Pyrenäen erblickten. Hierauf führte uns ein Lohnkutscher in 2 Stunden nach dem berühmten Pont de Gard, einem mächtigen römischen Bauwerk, mittelst dessen die alte Wasserleitung für Nismes das Thal des Gard überschritt. Es ist so wohl erhalten, daß man daran denkt, die ganze Leitung wieder herzustellen. Es befriedigte uns höchlich. Nach einem in dem nahen Dorfe la Tour bestellten

---

[1]) Hier handelt es sich offenbar um die Anfänge der evangelischen Allianz.

wenig befriedigenden Mahle brachte uns die Diligence in 2 Stunden nach Avignon, wo wir wieder auf einer langen, langen Brücke und auf einer schönen Kettenbrücke das linke Ufer der zweiarmigen Rhone gewannen. B. und ich strichen noch im Mondschein eine halbe Stunde in der finstern alten, sehr öden Stadt umher. Am andern Morgen warfen wir noch einen Blick auf das jetzt als Kaserne benutzte Chateau des Papes und bestiegen dann, die alte Stadt der exilirten Päpste hinter uns lassend, die Diligence, um nach Valence zu eilen. Der Weg dorthin folgt immer in einiger Entfernung dem linken Ufer der Rhone, deren Thal sich an Schönheit keineswegs mit unserm deutschen Rheinthale messen kann. Nur die nächsten Meilen von Avignon sind wohlangebaut mit Oliven, Feigen, Reben, hier und da Orangen, Granatäpfeln; außer einigem Reis sieht man sonst gar keine Getreidefelder. Gegen Orange hin wird die Gegend noch öder, die Kahlheit, welche vorher für die niedrigen grauen Felshöhen der Thalwände charakteristisch, wird es auch für die Thalsohle, aus der alle Bäume verschwinden; nur dünne Rebengelände bekleiden den dürren steinigen Boden. Orange, das Stammhaus der nassauischen Fürsten, liegt ganz malerisch am Fuße kahler Felshöhen, die von alten Befestigungen gekrönt sind.

Am jenseitigen Ausgange des Städtchens bewunderten wir den berühmten römischen Triumphbogen, der sehr wohl erhalten ist; das dortige römische Theater zu sehen, dazu fehlte die Zeit. Jenseit Orange belebt sich das Thal wieder mit einigen Baumpflanzungen. Aber eine wesentliche Veränderung der Vegetation und damit auch des Charakters der Thallandschaft beginnt erst bei Mornas, einem Dorfe, über welchem die Trümmer des Raubschlosses des in ganz Süd-Frankreich übel berüchtigten Baron des Adrets auf kahler Felshöhe recht malerisch thronen. Jenseit desselben verschwinden die Obst-

bäume mehr und mehr, noch entschiedener aber die zärtliche Orange und der Granatbaum. Dafür sind die Felder weit und breit mit Maulbeerbäumen regelmäßig bepflanzt, zwischen ihnen Rebengelände, kleine Mais- und Getreidefelder, ja Kartoffel- und Buchweizen-Beete. Zwar ist es der Olive, ja der Orange hier im Freien noch nicht absolut zu kalt, aber das Klima gefährdet sie schon, so daß die Kultur des Maulbeerbaums ꝛc. sicherer erscheint. In Montélimar, auf dem halben Wege nach Valence gab man uns zu essen. Von einem diesem Orte eigenthümlichen Konfekt kaufte ich ein Schächtelchen für Euch. Die hübsche Stadt liegt sehr freundlich an einem Vorsprunge des Thalrandes zwischen frischgrünen, mit weißen Landhäusern übersäten Hügeln, in deren Schutz Feigen und Orangen noch im Freien fortkommen. Von dem übrigen Theil des Weges bis Valence wüßte ich wenig Bemerkenswerthes zu sagen. Thal und Thalränder behalten den oben geschilderten Charakter, dessen Einförmigkeit auf die Länge wahrhaft ermüdend ist. Den Drôme passirt die Straße auf einer breiten steinernen Brücke. Der Fluß ist ein Torrente, daher nur periodisch von Bedeutung. Valence, das wir erst um 2 Uhr erreichten und andern Morgens früh 4 Uhr wieder verließen, bot uns ein mäßiges Nachtlager. Weiter wüßte ich von dieser Stadt kaum etwas zu sagen, wenn nicht, daß ich, das Büreau für die Diligence nach Grenoble suchend, einen Blick in das Innere einer ächt französischen, d. h. über alle Beschreibung genial-liederlichen Wirthschaft gethan. Wir verließen Valence fast ohne Frühstück. Als es hell geworden, waren wir unweit Romans in einer reich und mannigfaltig angebauten Gegend. Beim Eingange in jene Stadt passirten wir die Isère, einen schnellen, mächtigen Alpenfluß von der Breite der Spree (Friedrichsbrücke) auf einer soliden Bogenbrücke. Jenseit Romans, einer gewerbreichen Stadt von ca. 10000 Einwohnern, folgte

unsere Straße dem linken Ufer der Isère, anfänglich im Thal, dann auf einer Thalleiste.

In Grenoble, wo wir verspätet ankamen, besuchten wir das Café des Mille Colonnes, um den Verkehr der französischen Offiziere zu beobachten. Die Herren hatten gute Nasen; sie rochen uns die Handwerksgenossenschaft bald an; man redete uns freundlich an und bewirthete uns mit Bier und Punsch. Wir schieden nach einer Stunde Plauderns höflich, selbst herzlich mit dem Wunsche: „à revoir, soit ce même au champ de bataille!“ — Mein junger Gefährte war selig. Andern Morgens um 8 Uhr verließen wir die hübsche, gastliche, überaus angenehm gelegene Stadt, um nach Chambéry zu gehen. Der Weg folgt bis jenseit Fort Barraux immer dem Thal der Isère, geht dann in einem Seitenthal derselben über les Manches unmerklich steigend hinüber in das Becken des lac du Bourget, so daß eigentlich gar kein wirklicher Paß überschritten wird. — Das Thal der Isère, dem wir 2 Tage folgten, gehört zu den fruchtbarsten Gegenden der Dauphinée, ist überaus gut angebaut und bietet mit seiner reichen Vegetation von Reben, Getreide, Mais, Maulbeerbäumen, Nußbäumen, Obstbäumen aller Art, seinen zahlreichen, wohlhabenden Ortschaften, seinen malerischen, bald kahl felsigen, bald beholzten Thalrändern, eine Folge von lieblichen Bildern dar, die, besonders von Voreppe an, beginnen einen alpinen Charakter annehmen. Grenoble schließt mit seinen ansehnlichen und pittoresken Festungswerken dieses Thal, in welchem sich die großen Straßen von Turin und Genf, über den kleinen St. Bernhard und den Mont-Cenis begegnen. Das Fort Barraux, so klein wie es ist, beherrscht die große Straße vollkommen (Chateau du Bayard — les abimes de St. André!) Wunderschöne, reiche, malerische Landschaft vor Chambéry, wo wir um 3 Uhr anlangten. Hier wurde übernachtet, um

am andern Morgen über Aix und Annecy die Reise nach Genf fortzusetzen."

Dort war kurz vor Roon's Ankunft am 7. Oktober 1846 eine Revolte ausgebrochen, die das Unterste zu oberst gekehrt hatte und infolge deren alle Fremde abgereist waren. Auch der Prinz Wilhelm von Mecklenburg und Bennigsen hatten ihre Villen verlassen und waren nach Vevey geflüchtet, wohin der letztere die von Roon sehnlichst erwarteten Briefe aus der Heimat mitgenommen hatte. Um so größer war seine Freude, als er ihrer in Vevey habhaft wurde. „Ich habe mich (so schreibt er an Bord eines Dampfboots auf dem Genfer See am 14. Oktober) in die Kajüte zurückgezogen, um Dir zuerst recht herzlich zu danken für die beiden lieben Briefe, die ich in Vevey glücklich aus Bennigsen's Händen erhalten habe. Wie warm weht mich daraus der Athem Deiner treuen Liebe an! Wie wohl das thut! die Augen wurden vor Freuden naß; man fühlt in Demuth, daß man so viele Liebe und des daraus erwachsenen Glückes nicht werth, daß es ein Gnadengeschenk des Höchsten ist, der uns auch auf diese Weise zu sich zu ziehen sucht." — Auch mitten in der Unruhe der Reise findet er Zeit, auf einige pädagogische Seufzer der Gattin einzugehen, die in ihren Briefen enthalten gewesen sein mögen. „Wenig Verbote (so rät er ihr), aber strenge Aufrechterhaltung der gegebenen, und jegliche Strenge in Liebe, in recht großer Liebe. Das Kind darf in der Strafe keine Spur von Rache oder beleidigter Autorität der Eltern erblicken, sondern lediglich die nothwendige Folge seines Ungehorsams, wobei ihm einzuschärfen, daß jeder Ungehorsam gegen die Eltern zugleich ein Ungehorsam gegen Gott ist, daher auch jede gerechte und liebreiche Züchtigung oder Strafe durch die Eltern nur als die Vollstreckung des göttlichen Willens zu betrachten ist. Ich weiß, wie schwer diese einfache Regel in der Ausführung ist;

ich weiß, wie oft ich dagegen gefehlt und bitte Gott, er wolle mich und Dich stärken, daß wir sie keinen Augenblick aus dem Gesichte verlieren."

In Vevey trafen Roon und seine Gefährten außer dem Prinzen Wilhelm von Mecklenburg und seinem Gefolge noch die Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz, die Kronprinzeß von Dänemark und den Prinzen Georg von Mecklenburg-Strelitz; dennoch wurde zu Roon's großer Freude das Inkognito nicht verraten. „Was ist doch die Großherzogin für eine liebenswürdige Frau! (schreibt er); denke nur, sie hat uns völlig in Ruhe gelassen. Blos den Prinzen heimlich gesehen."

Nach so vielem vorangegangenen Regen erwähnt er es mit besonderem Danke, daß ihn „auf der Fahrt über den Genfer See nicht nur der Montblanc, sondern die ganze Folge von Schneebergen, die sich östlich anreihen", überrascht haben — „ein unbeschreiblicher Anblick. Noch schöner war derselbe aber, als ich heute Abend aus der Stadt heimkehrte und die ganze große Gesellschaft im Abendsonnenschein wie rosig übergossen erblickte. Es ist, als wollte mir die Schweiz zum Abschied (vielleicht zum Nimmerwiedersehen) noch zu guter letzt einen freundlichen Abschiedsgruß gönnen, so karg sie auch bisher gegen uns gewesen." Und immer wieder kommt er auf die Freude zurück, die ihm die lang entbehrten und nun endlich vorgefundenen Briefe bereitet haben. Allen werden die herzlichsten Grüße gesandt, „auch den Leuten." — Von Genf wurde nun im tiefsten Incognito und so heimlich, daß nicht einmal die nächsten Bekannten in Bonn davon erfahren durften, der früher bereits erwähnte Plan eines Abstechers nach Paris ausgeführt. Von der Reise dorthin berichtet der nächste Brief aus St. Etienne am 17. Oktober:

„Da bin ich wieder tief, tief im gallischen Lande und

zwar in einem seiner interessantesten Districte. Am 15. Morgens rollten wir zum Thore der armen Stadt Genf hinaus, die gewiß noch einer Reihe von politischen Stürmen entgegengeht. Die Straße führt uns zunächst nach St. Génis an den Fuß des Jura. Von da folgt sie, links sich wendend, dem letzteren bis zur Rhone-Pforte bei dem festen Schlosse l'Ecluse. Bis dahin genossen wir noch einmal das prächtige Schauspiel, das uns die entschleierte Alpenkette vom Montblanc bis zur Jungfrau und dem Finster-Aarhorn darbot, ein Schauspiel, das sich mit nichts vergleichen läßt, und das uns nun beim Scheiden aus der Schweiz noch ganz unerwarteter Weise zu Theil wurde, nachdem wir bisher mit dem widerwärtigen Wetter so vielfach unseren Kummer gehabt hatten. Ich konnte mich wohl eine Stunde lang daran ergötzen. Dann wandte sich der Weg, die Blicke fielen auf das tief eingeschnittene Felsenbett der Rhone, neben welchem die Straße sich mühsam über Felsterrassen dahin wand; nur der Montblanc ragte noch mit seinem weißen Haupte in die neue Landschaft hinein, die sich bald auf höchst pittoreske Weise durch die hoch aufstrebenden Zinnen des Fort de l'Ecluse schloß. Einen Schluß und zwar einen vollständigen giebt dasselbe auch der Straße, die man nur unter dem wirksamsten Feuer desselben passiren könnte. Bald darauf, nachdem wir dieses kleine Grenzbollwerk Frankreichs gegen die Schweiz passirt hatten, überschritten wir in steilen Windungen die folgenden Jura-Ketten oder doch ihre steil gegen den Rhone-Spalt abgebrochenen Enden, deren Fortsetzungen auf dem gegenüberliegenden linken Ufer des tief eingeschnittenen Rhone-Thales deutlich zu erkennen waren. Die Serpentinen desselben immer begleitend, kamen wir nach Bellgarde, das aufgehört hat, Festung zu sein. Der Douanen und des noch wichtigeren Mittagessens wegen kam ich nicht dazu, die Perte

der Serine und die bekanntere der Rhone in der Nähe zu betrachten, ohne daß ich es aber lebhaft bedaure. Nach Tische, wie vorher, immer über steile Bergfüße auf und ab. So wurde es Nacht; es kam der Schlaf mit einem sanften Regen zugleich und als uns der erstere beim Einfahren in das prächtige Lyon verließ, dauerte der letztere immer noch fort. Regen in Marseille, Regen in Lyon und Regen werden wir gewiß auch in Paris haben; die großen Städte Frankreichs sollen uns jedenfalls das Herz nicht bestechen. Lyon war förmlich verschleiert; man sah nicht 100 Schritt deutlich. Es that wohl, nach längerem Hin- und Herzerren in der großen Stadt endlich ein behagliches Unterkommen im Hotel de l'Univers zu finden, wo denn der Kaffee bald trefflich schmeckte. Gleich nachher spannte ich meinen Regenschirm auf und den Lohnbedienten vor, und trabte nach verschiedenen Bureaus, um die Weiterreise zu reguliren. Bei dieser Gelegenheit wurden schöne Pläne von Lyon und Paris eingekauft, und die Statue Ludwigs XIV. auf der Place Bellecour, sowie einige der merkwürdigeren Gebäude von Außen betrachtet.

Zuerst richteten wir unsere Schritte an den schönen Saône-Quais mit ihren 11 herrlichen Brücken vorüber nach dem Rathhaus oder Hôtel de Ville, von dem gerühmt wird, es sei das schönste in Europa nächst dem von Amsterdam; ich kann sagen, ich fand es sehr groß, wenn auch nicht sehr schön; man nannte Henri IV. als Erbauer. Das Museum, welches wir nachher durchstrichen, ist reich an Antiquitäten, die mehrentheils in und bei Lyon ausgegraben worden und in dem weitläufigen, stattlichen Gebäude höchst passend und wohlgeordnet aufgestellt sind. Unter denselben interessirten mich besonders mehrere große Mosaikfußböden, sodann eine seltene Sammlung antiker Schmucksachen (Halsbänder, Ringe, Ohrgehänge u. s. w.) sehr wohl erhaltene Glasgefäße; übrigens

der gewöhnliche Apparat von Altären, Särgen, Urnen, thönernen Krügen, irdenen Lampen u. s. w.; auch wurden ein Paar merkwürdige Bronze-Tafeln mit Inschriften vorgezeigt. Außer den Alterthümern auch viele moderne Kunstwerke des Meißels wie des Pinsels. Unter den ersteren fesselte mich ein Werk von (fehlt der Name) „Kain und seine Familie“, weniger vielleicht durch seinen Kunstwerth als durch den Gedanken, der dadurch ausgedrückt wurde; — aber um Dich nicht länger im Museum aufzuhalten, dessen Naturaliensammlungen wir gar nicht sahen, eile ich längs den schönen Rhone-Quais mit Dir zu dem prachtvollen Justiz-Palast, zeige Dir die wunderschöne Façade, von 24 korinthischen Säulen getragen und die inneren wahrhaft würdigen und großartigen Räume, die dem Zweck des Gebäudes so vollkommen entsprechen. Aber noch mehr würdest Du Dich an der Katedrale (St. Jean) erfreut haben, die ihrem Styl nach im Innern sehr lebhaft an den Cölner Dom erinnert, und reich an schönen, wenngleich modernen Glasmalereien ist. Ich war wahrhaft erbaut von der Wirkung, die das schöne Gotteshaus auf mich machte und dachte mit Rührung dessen, der so viel Schönes durch Menschenhand werden ließ. Um die gerühmte Aussicht von dem Thurm der Vorstadt Fourviers und die Festungswerke zu sehen, dazu war uns doch das Wetter zu schlecht. Wir eilten daher nach Hause und streckten uns müde von den Anstrengungen des Tages wie der Nacht ein Stündchen aufs Bett, um gegen 5 Uhr Stärkung an der table d'hôte zu suchen, die vortrefflich war. Nach Tisch zerrte uns das Verlangen nach einer deutschen Zeitung nochmals weit durch die Stadt nach dem Café de la Perle. Ein trefflicher Fiacre brachte uns aber bald durch den immer noch strömenden Regen in unser Hotel, wo wir sofort ins Bett eilten. Heute Morgen um ½6 Uhr Reveille, um ½7 Aufbruch nach der Eisenbahn;

der Regen unaufhörlich. Eine schlechtere Bahn, elendere Wagen, langsamere Bewegung sind mir noch nicht vorgekommen, als auf diesem Schienenwege von Lyon nach St. Etienne, dem merkwürdigsten Fabrikorte Frankreichs. Von dieser Fahrt wäre viel zu erzählen. Die Bahn geht durch einen der ältesten Kohlen-Distrikte des Landes. Schmutz ist daher Alles, was man sieht, zumal bei solchem Wetter: die Straße, die Häuser, selbst die Bäume am Wege und die Menschengesichter, Alles mit schwarzem Staub und Schlamm bedeckt. Denke Dir dazu, daß der neblige Regenhimmel, in Folge der zahlreichen Schmieden, Fabriken, Schmelz- und Coacs-Oefen an der Bahn eine undurchsichtige gelblich graue Färbung hatte, daß wir mit dem höllischen Geräusch der Bahn mehrmals in 3000, ja 4500′ langen Tunnels in ewige Nacht zu versinken schienen, und Du begreifst, daß man die ganze Reise leicht für eine Fahrt in die Unterwelt halten konnte. Auch hier, wo wir nach 4 Stunden glücklich anlangten, sieht es nicht viel anders aus. Zwar ist St. Etienne eine große Stadt mit einigen schönen Straßen und Plätzen von 60 000 Bewohnern, aber Nebel, Kohlendunst und Kohlenstaub haben Alles, selbst das verhältnißmäßig Reinste, die Gardinen, die Wäsche, die Gesichter mit einem schwärzlichen Anstrich überzogen. So ungefähr mag's, besonders wenn man den heutigen Regen und Nebel hinzurechnet, in London sein. Auch hier hielt uns das Wetter nicht ab. Schon vor Tische gingen wir in mehrere Waffen-Fabriken, denn in Feuergewehren und seidenen Bändern excellirt die hiesige Industrie. Nach Tisch wurden diese Excursionen fortgesetzt und mehrere Einkäufe und Bestellungen gemacht, bei welcher Gelegenheit auch ich der Versuchung nicht habe widerstehen können, mir ein schönes Doppelgewehr zu bestellen. Sodann haben wir auch die Königlichen Waffendepots und Fabriken besucht und

mit Interesse die Anfertigungs-Stadien verfolgt, die das Eisen zu durchlaufen hat, bevor es die zweckmäßigste Form des complizirtesten Mordinstrumentes annimmt."

Noch einmal sollte die von so manchem Mißgeschick begleitete Reise eine unliebsame Unterbrechung erleiden, die sogar den Besuch von Paris wieder in Zweifel stellte. Schon in St. Etienne hatte Roon wieder von strömendem Regen berichten müssen; am Abend des dortigen Aufenthalts kam zu dem bisherigen Regen noch ein Donnerwetter, als wenn die Erde untergehen sollte. Dennoch schliefen unsere Reisenden ruhig darüber ein, unbesorgt um die Folgen. Am andern Morgen begaben sie sich in einem Omnibus, „eingepökelt wie die Heringe", zum Bahnhofe, um die Weiterreise nach Orleans anzutreten. Ueber diese berichtet Roon von Coteau bei Roanne am 18. Oktober: „Was für ein Bahnhof, welche Bahn! Armseligeres und Bedenklicheres giebt es in dem Genre kaum. Anfänglich reisten wir durch unsere eigene Schwere auf geneigter und viel gekrümmter Bahn; dann spannte man eine Locomotive, später Pferde vor; eine weitere Strecke ging's wieder durch die eigene Schwere, zuletzt gar nicht mehr. Wir waren nach kurzer Fahrt schon im Thal der Loire, einer weiten fruchtbaren, von sanften Hügeln eingefaßten Ebene angekommen und bemerkten noch ohne alle Besorgniß, daß dieselbe hier und da überschwemmt war. Doch bald kamen uns beunruhigende Gerüchte entgegen und es währte nicht lange, so überzeugten wir uns durch den Augenschein, wie sehr sie begründet waren. Wir sahen die Brücken bei Fleurs und Balbigny zerstört, überschwemmt; Abends vorher war bei der ersteren eine Diligence umgeworfen und 5 Menschen dabei ertrunken; bei Balbigny sahen wir die jammernden Menschen, wie sie auf ihre bis auf die Dächer überschwemmten Häuser blickten, mit denen Viele Alles verloren hatten. Gleichgültig

wälzte der wüthende Strom seine schmutzigen Wellen mit rasender Eile vorüber. Alle Nebengewässer waren gleichfalls angeschwollen. Bald meldete man, daß von einem derselben, dem Rhin, auch die Eisenbahn beschädigt sei, so daß wir nicht passiren könnten. Die Besorgniß, aus dieser Ursache die Diligence in Roanne nicht zu rechter Zeit erreichen zu können, wurde indeß bald beseitigt durch die andere noch betrübendere Nachricht, daß die Loire=Brücke bei jenem Orte gleichfalls zerstört, mithin auch für die Diligence keine Möglichkeit vorhanden sei, den Fluß zu passieren und die Reise fortzusetzen. Das gab lange Gesichter! Wir waren denn bald an der beschädigten Stelle der Bahn. Personen und Sachen verließen die elenden Waggons; die letzteren schaffte man auf kleinen Wagen über die Unterspülung, die ersteren folgten zu Fuß und setzten sich jenseits hungrig, frierend, ungeduldig der von Roanne her verheißenen Wagen harrend, auf ihre Koffer und blickten auf die strömenden Fluthen des kleinen Rhins zu ihren Füßen, während sie des großen und seiner lieben Anwohner gedachten. Endlich nach einer Stunde wurde Alles wieder eingeladen, und man eilte, so gut es die beiden vorgespannten Pferde vermochten, nach Roanne oder vielmehr nach Coteau, der diesseitigen Vorstadt, da keine Möglichkeit vorhanden, den Strom, der sie von der Stadt trennt, zu passiren. Unterwegs erfuhren wir schon durch den Conducteur, daß nicht nur ein großer Theil der schönen massiven Brücke, sondern auch viele Häuser der Stadt, man sprach von 40, zerstört seien, unter denen das Hotel de la Poste, ein großes massives Gebäude, völlig rasirt sei. Hier angekommen, eilten wir nach dem Schauplatz des Unglücks, nach der Brücke, die noch in einer Länge von fast 400 Schritten besteht, während sie nach der Stadt zu auf wenigstens 150 Schritte in den Fluthen verschwunden ist. Aber welche Fluthen! Nie habe

ich einen Strom in so gewaltiger, erschreckender Fluth gesehen. Hochstämmige Pappeln, die er herbeiführte, zerschellten wie Thonpfeifen an den Brückenpfeilern. Da war freilich keine Möglichkeit der Passage. Die Diligence, die uns nach Orleans bringen soll, bleibt deßhalb hier, um den morgenden Tag und die Möglichkeit abzuwarten, das Wasser mit Booten zu passieren. Außer dieser sind noch zwei andere in ähnlicher Lage. Dabei besitzt diese Vorstadt nur ein einziges leidliches Gasthaus. Du kannst Dir vorstellen, daß wir nicht ohne Mühe etwas zu essen und nicht ohne große Schwierigkeit Unterkommen gefunden haben. Nach vielem Schönthun von meiner Seite hat sich Madame endlich entschlossen, uns ein kleines Zimmer mit zwei Betten einzuräumen. B. und ich werden die Nacht in einem Bett zubringen, aber wir werden dennoch beneidet von den übrigen Reisenden, unter denen für Mehrere keine andere Zuflucht bleibt als der Wagen. — Die Rückkehr nach Lyon ist nicht ausführbar, da man nirgend Pferde finden würde. Das ist ein Unglückstag!" — Und doch schließt der Bericht über denselben mit den Worten: „Danken wir Gott, daß wir hier geborgen sitzen und von dem Unheil rings umher doch nur sehr oberflächlich mitbetroffen werden. Ja, Gott ist überaus gnädig gegen mich. Ihm vertrauen sei unsere Weisheit!"

Am zweitfolgenden Tage, wo die Reisenden nach den ursprünglichen Dispositionen schon in Paris sein sollten, „umgeben von allen Verfeinerungen des Luxus", finden wir sie etwa auf dem halben Wege von Lyon nach Orleans, in einem kleinen schmutzigen Wirtshause des ebenso kleinen und schmutzigen Städtchens St. Pierre de Montiers und dazu mit der Aussicht, unbestimmte Zeit dort verweilen zu müssen. Das Wasser war bei Roanne bedeutend gefallen und sie hatten in Nachen den Uebergang über die Loire bewerkstelligen können.

„Drüben in Roanne (schreibt Roon) welcher Anblick. Mehr als 80 Häuser mehr oder weniger vom Wasser zerstört, das Pflaster aufgewühlt, tiefe Löcher in den Straßen, dazu wimmelte es von geschäftigen, schreienden, weinenden, flüchtenden Menschen, die unter Jammern die Reste ihrer Habe aus den Trümmern hervorsuchten. Mit Mühe gelangten wir im oberen Theile der Stadt in's Trockene und endlich waren wir nach langem Warten auf unsere Bagage so glücklich, die arme Stadt mit ihrem Jammer hinter uns zu lassen. Wie man alles Ungemach leicht vergißt, wenn nur der gegenwärtige Augenblick erfreulich ist, so ließen wir uns theils von der lebhaften, geschwätzigen Reisegesellschaft, theils von der lachenden angenehmen Landschaft, die wir durchreisten, bald heiter stimmen. Unter Scherzreden und Lachen verging der Nachmittag, vergnügt wurde in la Palisse ein Diner eingenommen, was manchem Hotel einer großen Stadt keine Schande gemacht haben würde; unter Späßen schlief man ein. In Moulins trafen uns indeß bereits beunruhigende Gerüchte über den Zustand der Loire-Brücke bei Nevers, wo die Straße jenen Fluß zum zweiten Male überschreitet. Es wäre besser gewesen, man hätte uns dort bereits angehalten, aber man ließ uns eine Station weitergehen, um uns hier in St. Pierre zu erklären, daß es unmöglich sei, das zwei Stunden entfernte Nevers zu erreichen, weshalb wir hier verweilen müßten, bis Nachricht über das Fallen des Wassers eingelaufen. Es war 5 Uhr Morgens. Unter unendlichem echt französischen Schwatzen und Hinundherreden schaffte man uns endlich vor eine schmutzige Kneipe. Ich zog es vor, mit meinen beiden Gefährten zunächst im Wagen zu bleiben, um noch ein Stündchen zu schlafen. Es wurde indeß nicht viel für mich daraus, denn das unruhige Wesen dieser Franzosen störte uns vielfach, so daß wir, B. und ich, bald ausstiegen, um Kaffee zu trinken,

uns zu waschen und Tag zu machen, während unser Prinz noch bis zu diesem Augenblick (10 Uhr Morgens) der Ruhe genießt."

Schon dachte Roon daran, die Reise nach Paris ganz aufzugeben und über Dijon nach Straßburg und von da den Rhein hinab heimzureisen, als sich doch, früher als man nach der Lage der Dinge erwarten durfte, der Uebergang über die Loire bewerkstelligen ließ, so daß die Reisenden nach manchen Kreuz- und Querzügen am 23. Oktober abends in Paris anlangten. Sie hatten also zu einem Wege, den man heute in wenigen Stunden zurücklegt, noch drei volle Tage gebraucht. Der Weg, den Roon ebenfalls nur ganz skizziert andeutet, ging von Nevers, das nur mit einem großen Umwege erreicht werden konnte, über Clamecy nach Auxerre, durch die Landschaften Nivernois und Bourbonnais, den Garten von Frankreich; Villeneuve la Guiarde, Fontainebleau, Ponthierry, Petit-Bourg, Villejuif sind die in den Reiseerinnerungen verzeichneten Stationen. Weder der Prinz noch sein Begleiter werden geahnt haben, daß gerade diese Gegenden und Orte 24 Jahre später bei den Ereignissen des Krieges, an denen beiden ein so großer Anteil vorbehalten war, eine hervorragende Rolle spielen sollten. Mit einem Briefe aus Paris vom 25. Oktober schließen die uns vorliegenden Reiseerinnerungen, und auch dieser besteht fast nur aus Stichwörtern, die als Anhaltspunkte für weitere mündliche Ausführung dienen sollten. Roon erwähnt nur, daß sein erster Gang, nachdem nicht ohne Mühe und vieles Suchen im Hôtel de Kent, rue Rivoli, ein anständiges Unterkommen gefunden war, nur halbgewaschen zu Cler, damaligem Militärbevollmächtigten in Paris, gewesen sei, den er glücklicherweise zu Hause traf, und bei dem wieder ersehnte Briefe aus der Heimat in Empfang genommen wurden. Unter dessen Führung wurden die wichtigsten Sehenswürdig-

keiten der französischen Hauptstadt und ihrer Umgebung besucht und besichtigt. Wenn Roon in diesem letzten Briefe, trotz der Eile, mit der der verkürzte Aufenthalt in Paris ausgenutzt werden mußte, noch Zeit findet, allerhand kleine häusliche Angelegenheiten zu besprechen, wenn er die Fragen der umsichtigen Hausfrau über einen „Reis-Auflauf“ und „Soupe Julienne“, nach der sie sich erkundigt hat, beantwortet, wenn „er den Speckstein“, welchen er ihr mitbringen soll, nicht zu vergessen hofft — so tritt uns gerade darin ein so charakteristischer Zug seines Wesens entgegen, daß wir auch dies nicht mit Stillschweigen meinten übergehen zu sollen. Umgeben von allen Herrlichkeiten und Sehenswürdigkeiten der Welthauptstadt zählt er doch die Tage und Stunden, bis er wieder an der Seite seines „braven Weibes“ daheim und in der Mitte seiner „lieben kleinen Brut“ sein wird.

II.

Reisen im Jahre 1847.

Die zweite Reise wurde mit dem Beginn der Universitätsferien von Bonn aus angetreten und erstreckte sich über Baden, wo indessen nur in Baden-Baden und Freiburg ein kurzer Aufenthalt gemacht wurde, nach der Schweiz, Lombardei, Tirol und von da über Venedig und Triest ins Salzkammergut. Die Reisegesellschaft bestand diesmal außer dem Prinzen und seinen beiden Begleitern Major von Roon und Graf Bismarck-Bohlen noch aus einem jungen Leutnant von Fabeck, der als Freund des Prinzen die Reise mitmachte. In Heidelberg wurde auch für einige Tage die Begleitung des damals studierenden Herrn von Zieten gewonnen, desselben, der im Jahre 1870 als Kommandeur des Zieten-Husaren-Regiments gefallen ist. Der Letztere mußte indes schon in Zürich unwohl zurückbleiben.

Der erste der über diese Reise in großer Ausführlichkeit berichtenden Briefe ist vom Rheinfall am 16. August 1847 datiert. Derselbe erwähnt eines kurzen Aufenthaltes in Koblenz, wo der für die Reise mitzunehmende Wagen in Ordnung gebracht werden mußte, so wie in Biebrich, wo eine unfreiwillige durch Verspätung des Dampfschiffes veranlaßte Reisepause

durch Besichtigung des herzoglichen Parks und Marstalls und der dortigen Infanteriekaserne nicht unangenehm und „auch nicht ganz ohne Belehrung ausgefüllt wurde“. — In Freiburg wurde übernachtet, am anderen Morgen schon um 6 Uhr „der herrliche Dom“ besichtigt, „das einzige ganz vollendete Gotteshaus im gothischen Stil“ und dann mit 4 Extrapostpferden die Reise nach Schaffhausen fortgesetzt, durch das sogenannte Höllthal, einen der wichtigsten Durchgänge des Schwarzwaldes.

„Anfangs (schreibt Roon) geht die Straße in dem weiten, offenen, trefflich kultivirten Thal der Dreisam über Wiesengründe, unter schattigen Nußbäumen hin. Dann wird das Thal enger und schließt sich jenseit Himmelreich bis auf eine enge, von hohen steilen Felsenpfeilern gebildete Pforte, die sogenannte Hölle; eine sehr uneigentliche Bezeichnung, da ich vermuthe, daß die Hölle weder so malerisch, noch so angenehm sein mag. Bei der nächsten Station beginnt der eigentliche Paß, die sogenannte „Steig“, wo man höchst langsam und mühselig die steile Thallehne hinaufsteigt, was uns nur mit Hülfe von 6 Pferden möglich war. Man ist jetzt beschäftigt, diesen Theil der Straße bequemer umzubauen. Ob dies noch geschehen[1]) wird mit einer zweiten „Steig“, die wir jenseit des Titti-Sees, einem kleinen höchst anmuthig zwischen hohen Waldbogen gelegenen Wasserbecken, ebenso mühselig mit Vorspann erklommen, ist mir unbekannt geblieben. Der Rückblick über den See gegen den hohen Feldberg war höchst anmuthig. Der Hinabweg nach Lenzkirch war weniger beschwerlich. Jenseit Bomdorf öffnete sich meinen Augen eine minder schöne als geographisch merkwürdige Gegend, von der ich anderweitig sprechen will. Bei Säcklingen ging es sehr steil hinab ins

---

[1]) Ist geschehen.

Wutach-Thal, das hier weit offen, aber als Grenze zwischen dem Schwarzwald und Juraformation gelten kann. Bald darauf betraten wir Schweizer Boden und um 1/2 7 Uhr erreichten wir das Hotel Weber, das seit fünf Jahren dem herrlichen Rheinfall und dem Schloß Laufenberg gegenüber erbaut ist. Meine junge Reisegesellschaft staunte nicht wenig, als ich sie durch das Haus auf die Terrasse führte, indem ich dem lauten Rauschen des Wassers folgte. Bald darauf eilten wir hinab und ein gebrechlicher Nachen brachte uns über den perlenden Smaragdstrom nach Laufenberg, wo man den Fall in vier verschiedenen Etagen bewundern kann. Die Portion dieses unvergleichlichen Genusses kostet 1 Franc. Ach wärst Du doch bei mir gewesen! Der gute Bismarck kennt schon meine Gedanken bei solchen Gelegenheiten. Nach dem Souper schlenderte ich mit Bismarck noch bis 1/2 11 Uhr auf der kolossalen Terrasse vor dem Hotel umher. Von da aus konnten wir in der dunklen Nacht nur eben, von unserem Ohr geleitet, die weißen Schaumwellen des Falls erkennen, aber der Himmel hatte für eine eigenthümliche Illumination gesorgt. Von 5 zu 5 Minuten zuckte helles Wetterleuchten über die Landschaft und dann lag der unvergleichliche Anblick in magischem Lichte vor uns, um sogleich wieder in der schwarzen Nacht zu verschwinden. So etwas beschreibt sich nicht! Wie herrlich schliefen wir bei dem Rauschen des göttlichen Wassers! Heute Morgen war dichter Nebel auf der Landschaft. Wie schön, daß während des Frühstücks ein Nebelschleier nach dem anderen fiel und das reizende Schauspiel endlich wieder ganz unverhüllt da lag. Ich entriß mich demselben, um mit Dir zu plaudern!"

Von Schaffhausen wurde nach Zürich aufgebrochen, um andern Tags den Rigi zu besteigen. Ein aus Wesen am Wallenstadtsee datierter und später in Pfäffers fort-

gesetzter, in Splügen beendeter Brief weiß dann folgendes zu berichten:

„Was habe ich Dir Alles zu erzählen! Der Weg durch Zürich von Schaffhausen, so lieblich er war, erschien doch nur wie ein Vorspiel all der Schönheiten, die uns durch Gottes Gnade zu Theil werden sollten.

Um 5 Uhr langten wir im Hotel Bauer an, trefflich aufgenommen, ganz anders, als vor 7 Jahren, als ich nicht mit 4 Pferden angerollt kam, sondern mein bescheidenes Gepäck auf einem Karren vom Dampfboot herbeiführen ließ. — Andern Morgens gingen wir zu Schiff nach Horgen, wo uns der vorangeeilte Wagen aufnahm, der uns nun zuerst über den den See umschließenden Höhenzug, dann durch das liebliche Thal von Zug, an den schattigen Ufern seines Sees hin, nach Arth brachte, wo wir Mittag aßen und für den Rigi rüsteten. Nachmittags 3 Uhr saß Dein Gatte auf einem steifen Schimmel, der ihn der Mühe überheben sollte, in der Hitze den steilen Bergpfad zu erklimmen. Der Prinz und Bismarck gingen zu Fuß. Zuerst kamen wir an dem bekannten Bergfall von Goldau vorüber, welcher vor 41 Jahren 4 Dörfer und mehr als 400 Menschen begraben. Dann gings steil den steinigen Pfad hinauf. Diesen Hinaufweg und alle die verschiedenen Ah! und Ei! zu beschreiben und herzuzählen, ist mir unmöglich. Der Berg glich einem Wallfahrtsorte. Blickte man rückwärts, so sah man eine Gruppe von Wanderern und Reitern beiderlei Geschlechts folgen, sah man hinauf, so sah man andere, die glücklich schon weit vorgedrungen und noch andere, die schon oben angelangt, in Mänteln und bunten Hüllen aller Art in der Aussicht schwelgten. — Als wir oben ankamen, empfing uns der Kuhreigen, der zwar auf uns berechnet, dennoch den Anschein haben konnte, als gelte er dem Hirtenleben und dem lieben Vieh, das auf den Hängen und

den Matten weidete. — Oben angekommen, fanden wir die Schneeberge zwar theilweise in Wolken gehüllt und die Sonne ging nicht klar unter, auch das Mondlicht war noch zu schwach, aber wir waren doch sehr befriedigt in dem Gedanken, wie viel schlimmer wir es noch hätten treffen können. Mit mehr Herzensfröhlichkeit ließen wir daher nach dem Abendessen unsere Stimmen von der Spitze des Gipfels ertönen und in mehrlei Weisen, ob zum Ergötzen des Publikums, lasse ich dahin gestellt, jedenfalls aber zu unserm eigenen. Aber es war uns auch noch Schöneres vorbehalten. Am andern Morgen vor Sonnenaufgang standen wir in sprachlosem Erstaunen von Neuem auf jenem herrlichen Punkte, denn die ganze Kette der Schneealpen lag in der Morgendämmerung entschleiert vor unsern freudigen Blicken, und als nun die liebe Sonne wirklich aufging wie eine glühende Kugel und einen Gipfel nach dem andern rosig anhauchte und die wunderbarsten Tinten über das wundervolle Panorama ausgoß, da waren mir die Thränen nicht fern, und ich dankte so recht von Herzen dem gütigen Geber da oben über den erbleichenden Sternen, indem ich zugleich einer fernen Liebe mit Innigkeit und in Fürbitte gedachte. Wie selig, wenn ich ein solches Schauspiel noch an Deiner Seite erlebt hätte, aber — die Bäume dürfen nicht in den Himmel wachsen[1]). — — Nach dem Frühstück stiegen wir gemach, doch nicht ohne Beschwerde, wiewohl in der besten Laune, hinab und in Wäggis aufs Dampfschiff, das uns in $^3/_4$ Stunden über den westlichen Arm des Vierwaldstädter Sees nach Luzern brachte. Nachdem wir uns hier von den Folgen der heißen Morgenpromenade befreit, unternahmen wir einen Spaziergang nach dem herrlichen Denkmal, welches die

[1]) Zwei Jahre später stand Roon mit seiner Gattin zusammen an derselben Stelle.

Schweizer ihren im Kampfe gegen den Pariser Pöbel am 10. August 1792 gefallenen tapferen Landsleuten errichtet. Nach Tisch eilten wir aufs Dampfschiff zurück, um nach Brunnen am östlichen Ende des Sees, wo uns unser Wagen erwartete, zu fahren und die malerischen Ufer zu beschauen. Es ist wahr, sie sind schön, aber lange nicht so schön und wild, als ich sie mir gedacht. Mit einem Blick zum Rütli hinauf und hinüber zu Tells Kapelle verließen wir den See und eilten durch das schöne Thal von Schwyz hinauf über den Sattel unweit des Schlachtfeldes von Moorgarten mit manchem herrlichen Blick rückwärts auf den Lowerzer See, den Haken, Rigi und die fern aufsteigenden Schneeberge. Der Abend überraschte uns, so daß wir genöthigt waren, in einer Dorfwirthschaft zu Rothenthurm zu übernachten, und zwar zu unserm nicht geringen Vergnügen. Denn 1) waren Bett und Essen leidlich; 2) gewährte die treuherzige Unbeholfenheit des Wirths und seines studirten Sohnes manche unerwartete Unterhaltung; 3) endlich war die Neuheit der ganzen Situation auch nicht zu verachten. Andern Morgens ging unser Weg zunächst durch ein armes Land, ein mooriges Thal, von mäßigen Höhen eingefaßt, deren Seitenwände nur mit niederm Tannengebüsch und magerer Grasung überkleidet waren. Als wir jedoch den niedrigen Sattel am Schindeleggi hinter uns hatten, lag der liebliche Züricher See mit seinen lachenden Ufern und blanken Ortschaften weit vor uns und fort gings nun auf dem oberen Thalgrunde, der sich in einem einzigen Wiesenteppich zwischen dem Züricher und Wallen-See ausbreitet. Bald nach 12 Uhr langten wir an dem Ufer der letzteren zu Wesen an. In 1¼ Stunden brachte uns das Dampfschiff nach Wallenstadt, von wo uns der Weg nach Ragaz durch eine Gegend führte, die ich Dir schon im Jahre 1840 beschrieben habe, die mir heute aber besser gefiel, weil

ich sie im schönsten Abendlichte sah. In Ragaz um 1/2 7 Uhr angekommen, bestiegen wir sofort kleine Wäglein, die uns nach dem nahen Bade Pfäffers und seinem wunderbaren Thale führen sollten. Für Reisewagen giebts keinen Weg dahin. Denke Dir, einen brausenden Bach in einer der engsten Felsenspalten, deren Wände so steil und hoch, daß die Sonne nur während weniger Stunden hinzuscheinen vermag. Denke Dir, daß diese Thalspalte, die vor ihrer Mündung ins Rheinthal etwa 25 bis 30 Schritt breit ist, je höher hinauf immer enger und enger wird, so daß sie sich nach 3/4 Stunden oben fast ganz schließt, so hast Du eine Idee von dem Thale von Pfäffers und füge ich hinzu, daß an seinem obern Ende eine heiße Quelle, die 30° R. hat, aus der Felsenwange sprudelt, so hast Du zugleich einen Wink über seine wahrscheinliche Entstehung. Das Bad, in das man vor Zeiten auf Strickleitern von oben hinabstieg, ist jetzt in einem kolossalen, massiven und gewölbten Hause, für das man den Platz zum Theil durch Felssprengungen gewinnen mußte. In demselben langten wir bei Anbruch der Dunkelheit an. Heute morgen waren wir schon früh auf den Beinen, um den Gang nach der Quelle durch den schauerlichen Felsspalt zu machen, der meinen jungen Begleiter ins höchste Erstaunen setzte, mich aber an die Seisenberger Klamme erinnerte, die ich 1840 gesehen."

Ueber die Fahrt von Ragaz durch das schöne Rheinthal und die grausige via mala schreibt Roon in Erinnerung an eine frühere Reise, wo er den Weg in umgekehrter Richtung machte: „Wie anders machte ich jene Reise, zu Fuß, um 7 Jahr frischer und — unabhängig frei wie der dem Käfig entflohene Vogel, heute en grand seigneur, aber dafür um Vieles gebundener."

Der nächste Brief ist bereits aus Mailand vom 22. August

datiert und berichtet über die Fahrt über den Splügen und an den Comer-See.

„Nachdem ich Dich in Splügen mit meiner Feder, doch nicht mit meinen Gedanken verlassen, ging es gestern Morgen bei zweifelhaftem Wetter den mehr als 6000 Fuß hohen Alpenpaß hinan, den die kunstreich gebaute Straße in zahlreichen Zickzacks ersteigt. In 2 Stunden war derselbe (von uns zu Fuß) erklommen und wir befanden uns in einer baumlosen Felsenwüste in der Nachbarschaft von ewigem Schnee und Eis, denn links von dem Soretto, rechts von dem Tambohorn hingen Gletscher in die Felsschluchten hinab. Dichte Regenwolken, die uns noch nicht erreicht hatten, verschleierten den Blick auf den italienischen Abhang des Gebirges. Schnell rollte der Wagen denselben, von Neuem in zahlreichen Windungen, hinab. Bald hielten wir vor dem österreichischen Zollhause, wo man uns nicht länger aufhielt, als bis unsere Pässe registrirt und visirt und die Regenwolken bis zu uns heraufgestiegen waren. Durch dieselben ging es dann auf der schönen Kunststraße, die meist aufgemauert auf künstlichen Terrassen oder durch lange Felsentunnel geführt ist, hinab, an einer alten Römer-Warte, dem schönen 400 Fuß hohen Wasserfall und den grandiösesten Felstrümmern vorüber nach der Poststation Campo Dolcino, einem ärmlichen, aus elenden Steinhütten bestehenden Dörfchen, das seinen süßen Namen lediglich einem mäßigen Ackerlande von zweifelhafter Fruchtbarkeit, dem ersten, so man auf der Südseite begegnet, zu verdanken scheint. Aber bald änderte sich die Scene. Statt der krüppelhaften Tannen, die wir vorher auf den mageren Grasplätzen der Thalhänge erblickt hatten, erquickten wir bald das Auge durch das saftige Grün edler Kastanien, von denen schon das nächste Dorf unterhalb Campo Dolcino in aller seiner Aermlichkeit reich umhüllt ist. Bald mischen sich Eschen,

Weiden, Maulbeerbaum unter die Kastanien, die nun rings die Thalhänge weit hinauf bekleiden; der Nußbaum, die Rebe erscheint, das Thal öffnet sich und der Garten von Chiavenna liegt plötzlich bei einer Wendung der Straße in aller Pracht des Südens vor den Augen des Reisenden, und warme Lüfte wehen den von Nässe und Kälte erstarrten Leib an. Hier verließ uns der Regen oder vielmehr wir verließen ihn, nachdem wir aus den feuchten Wolken in das warme Wälschland herabgerollt waren. In Chiavenna gewannen wir durch ein Gabelfrühstück und ein Glas süßen Weines von Asti das Behagen ganz wieder, welches dem Reisenden nicht fehlen darf, der die Reise nicht als Arbeit oder Geschäft vollführt. Die Physiognomie des Städtchens ist schon ganz italienisch, aber noch hört man nicht selten auch deutsche Laute. Der Weg von da bis Colico, am Ufer des kleinen Sumpf-Sees von Riva vorüber und durch das moorige und wegen seiner bösen Luft übel berufene Mündungsland der Adda bietet nur wenig Interessantes und noch weniger Reize dar. Endlich, bei Colico erquickte die durch die feuchte Hitze und Schwüle erschöpften Reisenden der Blick auf den blaugrünen Wasserspiegel des Comer Sees, der uns zugleich mit frischen Lüften fächelte. Der fernere Weg, den wir, da der Dampfer Colico schon verlassen, zu Lande längs dem Seeufer fortsetzten, ist schön genug, aber wir sehnten uns nach Schönerem, nach den mittleren Gegenden des Sees, nach dem herrlichen Bellagio und seinem paradiesischen Garten; darum ging uns die Fahrt nicht rasch genug. In der That langten wir auch erst um 6 Uhr in Varenna, Bellagio und der Villa Carlotta gegenüber an. Freundliche Zimmer mit der herrlichen Sicht auf den See waren im Albergo reale rasch in Besitz genommen und wir eilten mit allem Staub der Reise rasch hinab in die geschmückte Barke, deren Inhaber mit ächt italienischer Betrieb-

samkeit unserem Wagen schon seit einer halben Stunde laufend gefolgt waren, um die ersten zu sein, welche ihre Dienste anböten.

Von ihnen erfuhren wir, während ihre raschen Ruderschläge das Schiffchen schnell über die durchsichtige Fluth dahingleiten ließen, daß die Villa Carlotta erst seit dem vorgestrigen Tage ohne Bewohner sei. Was soll ich dir Neues von dem prächtigen See und der zauberischen Aussicht von der Höhe des Gartens Serbelloni sagen, was ich Dir nicht schon voriges Jahr gesagt hätte? ich muß von mir sprechen und von der Wehmuth, die mich hier wie immer ergriff, wo ich so herrliches ohne Dich, meine geliebte Anna, genießen sollte. Die Dämmerung überfiel uns schnell genug und unsere Barke eilte um so schneller nach Varenna zurück, als sich ein Ungewitter mit zuckenden Blitzen und fern grollendem Donner ankündigte. In der That accompagnirte es unser Souper und selbst noch unser Einschlafen in großartiger Weise. Desto blauer heute Morgen der Himmel, desto frischer die Luft, desto staubloser unser Weg, der uns heute in der Frühe am Seeufer nach Lecco und später durch einen Theil der einem Garten ähnlichen Landschaft Brianza führte. In der Gegend von Cacarnigo verließen wir die letzten Höhen. Nun begann die durch unabsehbare Baum- und Rebenpflanzungen unüberschauliche Ebene der Lombardei, in der wir Mittags Monza, Nachmittags Mailand erreichten. In Monza hielten wir uns nur so lange auf, um seinen Dom zu sehen, der die Krönungsstätte der alten longobardischen Könige, so wie Napoleons und neuerdings der beiden letzten österreichischen Kaiser zu Königen von Italien ist und die bekannte eiserne Krone und eine artige Reihe von alterthümlichen Kostbarkeiten enthält, übrigens aber durch die im 15. Jahrhundert mit ihm vorgenommene Modernisirung und ungeschickte Uebermalung

jede architektonische Schönheit verloren hat. Schöner und mir interessanter war das ehemalige, jetzt in ein Kaufhaus verwandelte Schloß, das sich Friedrich der Rothbart hier gebaut. In Mailand sind wir im Hotel de la Ville wohl aufgenommen. Da erst um 5 Uhr gespeiset wurde, hatten wir hinreichend Zeit, um den Reisestaub abzuwaschen, sowie unsere Habseligkeiten in bequemlicher Weise auszupacken.

Nach Tische schlenderten wir zum Dom und nahmen unsern Kaffee, seiner herrlichen Facade gegenüber, wie es hier Gebrauch auf der Straße, vor der Thür eines benachbarten Kaffeehauses ein. Zahlreiche schöne Equipagen eilten hier an uns vorüber und belebten das Verlangen, den beginnenden Corso zu sehen. Die Promenade dahin durch die dicht gedrängte Menge der sonntäglichen Spaziergänger war unterhaltend genug. Gegen 8 Uhr von da zurückgekehrt, habe ich mich zu Dir gesetzt, während die jungen Gefährten in die Scala gegangen sind, um das Haus, das größte Schauspielhaus Europas, und eine neue Oper von Donizetti zu sehen. Jetzt, da es eben 10 Uhr schlägt, erwarte ich sie zurück. Ich sage Dir daher nur noch, daß wir morgen, vielleicht auch übermorgen Vormittag noch hier bleiben, um dann nochmals zum Comer See und später über das Stilfser Joch nach Meran zu gehen, wo wir am 27. einzutreffen gedenken."

Mitten unter den wechselnden Eindrücken der Reiseerlebnisse beschäftigten sich Roon's Gedanken doch täglich und stündlich mit den Seinen in der Heimat und gelegentlich plagte er sich mit ängstlichen Sorgen um ihr Ergehen. So schreibt er aus Mailand an seine Frau: „Ach ich bin thöricht genug, Dich mir in schwarzen Momenten krank und in Fieberhitze glühend zu malen — entsetzlich! — Aber hinweg von solchen düstern Vorstellungen! — ich flehe zu Gott, daß Er mir das gnädig erlassen möge. Keine irdischen Banden wären stark

genug, mich hier festzuhalten, wenn solche Befürchtung — was Gott verhüte! — zur Gewißheit werden sollte. Aber Thorheit ist es, sich damit zu plagen." Am folgenden Tage brachten ihm Briefe aus der Heimat die Nachricht, daß zu solchen Befürchtungen zwar in dem Maße, wie er sie gehegt hatte, glücklicherweise kein Anlaß vorlag, daß dieselben aber doch insofern nicht ganz unbegründet waren, als seine Frau in der That erkrankt war. Die angekommenen Briefe wurden in einem Kirchenstuhl des Mailänder Domes gelesen, wo Roon seine Genossen erwartete, mit denen dann nach der Besichtigung des Domes die Brera, das Mailänder Museum, aufgesucht wurde. „Unter vielen schlechten oder doch mittelmäßigen Bildern fand sich doch auch einiges sehr Schönes, wie die Verlobung der Maria von Raphael, eine Madonna von Sassoferrato und ein Abendmahl von Rubens; anderer guter Sachen von Domenichino, Luini und Anderen nicht zu gedenken."

Der nächste Brief meldet die glückliche Ankunft in Meran, wo wir Roon in einem stillen behaglichen Hinterzimmer des Hauses der unglücklichen Gräfin de Four finden, in welchem der Hof des Prinzen Carl von Preußen, so gut es gehen konnte, untergekommen war. „Mein Zimmer (schreibt Roon), zwischen dem des Prinzen und dem der beiden jungen Herren gelegen, hat zwei vergitterte Fenster und gar keine andere Aussicht, als auf eine Felsenterrasse, die unmittelbar vor dem Fenster, nicht zehn Schritt von demselben senkrecht aufsteigt, allein unter derselben rauscht ein Bach, dessen Plätschern die herrlichsten Wiegenlieder aufwiegt. Außerdem bin ich hier so abgeschlossen, so ruhig, so heimlich, und dies Gefühl der Ruhe wirkt so behaglich und so besänftigend, wie ich es nicht zu beschreiben vermag, besonders nach der Unruhe und den Beschwerden unserer bisherigen Reise." In dem Reisebericht

fortfahrend, erzählt Roon von einem nochmaligen kurzen Aufenthalt am Comer See. „Auf der von einem Platzregen arg mitgenommenen Straße durch das Val Telin ging es über Tirano und Bormio auf das Stilfser Joch. Der treffliche Regen hatte oben auf den kalten, bis über die Grenze des ewigen Schnees aufsteigenden Bergen die Gestalt tiefen Schnees angenommen und selbst die Höhen um Bormio, das schon fast 4000′ über dem Meere liegt, erscheinen ganz bepudert, doch schmolz hier der Schnee von der Mittags-Sonne, die siegend hindurchbrach, während wir im Posthause jenes elenden Städtchens ein sehr unsauberes Frühstück hinunter schluckten. Als wir nun soeben mit 6 Pferden die Hinauffahrt angetreten hatten, trat bei den Buden von Bormio ein Mann an den Wagen, warnte des Schnees wegen vor der Fortsetzung der Reise und lud uns ein, in den Buden eine günstige Aenderung der Verhältnisse abzuwarten. Er wurde natürlich als Speculant behandelt und kurz abgeführt. Und in der That ging alles gut. Zwar trieb mich der tiefer werdende Thauschnee bald in den Wagen zurück, zwar wurde auch der Schnee tiefer und tiefer, allein die ganze Sache hatte gar nichts Bedenkliches, bis wir nahe unter dem Joch in Santa Maria ankamen, wo wir uns durch Kaffee erwärmten und erquickten. Dann aber, als wir etwa um 6 Uhr anfingen, auf der deutschen Seite herunterzusteigen, begannen die Schwierigkeiten, die uns ohne die überaus treffliche Construction der Straße und die unausgesetzt thätige Straßen-Polizei überwältigt haben würden. Der Schnee lag noch viel tiefer; auch waren am Tage an 7 oder 8 Stellen Lawinen gefallen, welche indeß ziemlich beseitigt waren; an anderer Stelle hatten die Lawinen Gallerien eingedrückt oder doch beschädigt, so daß wir uns nur dadurch helfen konnten, daß ein Theil der Pferde abgespannt wurde; an noch anderen blieben

wir einfach im tiefen Schnee stecken; so daß uns die Straßenwärter hindurch helfen mußten. Indessen gelangten wir glücklich nach Franzenshöhe, der ersten deutschen Station, wo der Schnee von der Straße meist verschwunden war. Das einsame Haus, welches diesen Namen führt, war kein einladender Aufenthaltsort. Dennoch wollte uns die Wirthin durchaus da behalten. Zuerst gab es keine Pferde, dann kamen welche, aber sie mußten noch gefüttert werden und als dies geschehen, traf die Nachricht ein, daß die Straße so beschädigt sei, daß man uns nicht weiterreisen lassen dürfe. Nach allem diesem Aufenthalt gelang es uns dennoch unter Begünstigung des Mondes die Reise fortzusetzen. In unserem Gefolge befanden sich 5 bis 6 breitschulterige Burschen. Mit ihrer Hilfe gelang es uns ohne Schwierigkeit, den Wagen über die schlimme und ohne Zweifel viel zu bedrohlich geschilderte Stelle zu schaffen und wir langten um 10 Uhr glücklich in Trafoi und in unserm Nachtquartier, einem reinlichen Tiroler Dorfwirthshause an, wo wir uns nicht allein des schirmenden Obdachs, sondern auch des treuherzigen Willkommens freuten, mit dem wir empfangen wurden. Am andern Morgen gelangten wir nach einem sanften Regen über Pradt, durch das breite Vintschgauthal, dessen ebene Sohle keine ferneren Schwierigkeiten bot, in das von mildem Sonnenlicht übergossene Thal von Meran, nachdem die brausenden Katarakten der Etsch an der sogenannten „Töll" passirt waren." Die Aufnahme an dem dort weilenden Hofe des Prinzen Carl war die freundlichste. Der bis zum 3. September währende Aufenthalt in Meran gestaltete sich der äußeren Tageseintheilung nach ähnlich wie der im vorigen Jahre in der Villa Lomellini bei Genua verbrachte. Einzelne Ausflüge brachten dann und wann Abwechselung in die sonst einförmige Tagesordnung, so ein nach dem alten Schloß Tirol unternommener,

das $^5/_4$ Stunden entfernt auf dem Thalhange thront und weite Umsicht über das Thal und die einschließenden Gebirge bis zur ewig beschneiten Ortlerspitze gewährt. „Die Herrschaften und Damen waren zu Pferde oder Esel, wir andern zu Fuß. Der Tag war sehr schön, die Aussicht herrlich; der Contrast zwischen dem schönen Grün des Thales, in welchem sich nordische Frische und südliche Fülle der Vegetation vereinen, einerseits mit der kahlen Schroffheit der umschließenden Felsenspitzen, die hier und da mit Schneehauben geschmückt waren, zwischen der Einsamkeit da oben und der Lebensfülle dort unten, die sich in Tausenden von blanken Menschenwohnungen kundgab, die zerstreut oder in Gruppen mit weißen Mauern und rothen Dächern das frische Grün der ungeheuren Laubendächer der Weinpflanzungen und Nußbäume malerisch unterbrechen: Alles dies verfehlte nicht seine Wirkungen, selbst auf denjenigen Theil der Gesellschaft nicht, der noch ganz voll und eingenommen von den Schönheiten Italiens und den Reizen des Comer Sees. Die Heiterkeit war allgemein und ein großer Theil des Heimweges wurde singend zurückgelegt, und selbst als wir durch die dunkle Stadt einzogen, tremulirten beide Prinzen und einige Herren des Gefolges noch ganz vernehmlich.“ Noch in Meran verlebte Roon den 2. September, seinen Hochzeitstag, wo denn natürlich sein Gedenken an Frau und Kinder ein ganz besonders inniges war.

Von Meran ging die Reise nach Venedig, wo Prinz Karl mit seinem Bruder König Friedrich Wilhelm IV. zusammentreffen wollte, dessen Ankunft daselbst auf den 7. September festgesetzt war. Da auch die Prinzeß ihren hohen Gemahl begleitete, und man befürchtete, daß für die zahlreiche Gesellschaft die Pferde auf den Stationen fehlen würden, wenn alle gleichzeitig reisten, so fuhr Roon mit Graf Bismarck und mit ihnen einer der Adjutanten des Prinzen Karl, Major

Borcke, am 3. September vorauf, während die übrige Gesellschaft mit Einschluß des Prinzen Friedrich Karl zwei Tage später folgte. Ueber die Fahrt von Meran nach Venedig und den Aufenthalt daselbst giebt folgender vom 5. September aus letztem Orte datierter Brief Auskunft:

„Seit 24 Stunden hier habe ich noch nicht Zeit gefunden an Dich zu schreiben, ob auch an Dich zu denken? — so sagst Du doch wohl nicht, denn wie sollte ich nicht an Dich gedacht haben, da ich doch so viel Schönes und Herrliches gesehen habe. — — Wir fuhren vorgestern pünktlich um 12 Uhr von Meran ab. Die Reise ging an der Etsch hinab, anfänglich durch die blühenden Umgebungen Merans; dann über eine einförmige und durch die Willkür des Flusses und seiner Nebenbäche vielfach verödete und verwilderte Thalsohle. Aber bald änderte sich die Scene als sich das Thal gegen Bozen hin in einen weiten Grund verwandelte, der mit der herrlichsten Vegetationsfülle und dem lieblichsten Wechsel von Weingeländen und Maisfeldern, Nuß- und Pfirsichbäumen, Kastanienhainen und Wiesenflecken, Häusern, Kirchen und Ortschaften die großartigste Gebirgsscenerie verband, wie sie kaum schöner gedacht werden kann. Ueber den Weingeländen und Obstgärten an den unteren Hängen des Thales bildeten Tannenwaldungen und grüne Matten noch immer einen anmuthigen lebensfrischen Farbenwechsel; Burgen guckten von Felsvorsprüngen und Berglehnen über die Tannenwipfel hinweg, wie Eppan, Missian und Runkelstein, aber höher hinauf stiegen die steilen Felsen nackt bis zu 4—5000 Fuß absoluter Höhe hinan (Mendola), und trotzig blickten aus diesen Regionen andere Festen in stattlichen Ruinen ins blühende Thal hinab, wie Schloß Maultasch, der einem Adlerhorst gleichende Greifenstein und der Rafenstein. Aber der herrlichste landschaftliche Kontrast bot sich dar, sobald man über die Stadt Bozen

hinwegschauen konnte. Der blanke ansehnliche Ort ist reich und üppig gelagert am Fuß grüner Hügel, am Saum eines reichen Thalgrundes, am Zusammenfluß dreier reißender Gebirgsströme: Etsch, Eisak und Talfer-Bach; aber über dies blühende Bild hinwegschauend, dem die wunderbar schönen Ruinen von Siegmundskron, zur Rechten auf einem modrigen bewaldeten Vorsprunge des Thalrandes gelegen, den Reiz des Historischen und Romantischen hinzufügen, erblickst Du die beschneiten, zackigen Höhen der Fassaner Alpen, den sogenannten „Rosengarten“ mit seinen zahn- und nadelförmigen Spitzen, die in den klarsten, schärfsten Umrissen, obgleich meilenfern, so nahe herantreten, daß die kandirten Spitzen fast wie Thürme der nahen Stadt erscheinen. — Als wir diese, deren hübsche Kathedrale (aus dem 14/15. Jahrhundert) wir flüchtig beschaut, nach einem stündigen durch die österreichische Umständlichkeit im Postwesen veranlaßten Aufenthalt verlassen und uns, immer der Etsch folgend, gegen Süden gewandt hatten, wurde uns ein anderer, auch sehr herrlicher Anblick zu Theil, indem wir rechts rückwärts schauend die Oetzthaler Fernen, oder die Schneeberge, die das Thal von Meran im Norden umwallen, ebenfalls in ungemeiner Klarheit vor uns ausgebreitet sahen. Eine Wendung des Thals entzog sie endlich unseren zurückgewandten Blicken; die bald einbrechende Dunkelheit umhüllte ebenso das schöne Thal, dem die Straße folgte, so daß wir nur noch das Nächste einigermaßer zu erkennen vermochten. Daher weiß ich Dir von den nächsten Stunden wenig zu erzählen. Ein Soldaten-Souper in Salurns, ein mehr als halbstündiger, durch Paßscherereien herbeigeführter Aufenthalt in dem historisch berühmten Trient, dessen alterthümliche, auch im schwachen Mondlicht als interessant zu erkennende Befestigung, dessen halb deutsche, halb wälsche Bevölkerung bei Tage reichen Stoff zur Beobachtung gegeben

haben würde, — eine beschwerliche Fahrt über den Rücken, der bei Trient das Etsch- vom Brenta-Thal scheidet, — die Kühle der keineswegs italienischen Nacht, die zunehmende Schlaftrunkenheit ohne eigentlichen Schlaf: Das sind die kurzen Andeutungen dessen, was ich Dir über diese Nachtreise zu sagen hätte. Bei anbrechendem Morgen, das ist gegen 5 Uhr, dämmerten vor meinen müden Augen die Umrisse eines kleinen Städtchens auf, unter welchem die Brenta tief im Thale rauschte, über welchem hoch auf steiler Felsenhöhe die wohlerhaltene Ruine eines stattlichen alten Kastells thronte. Wir waren in Borgo di Val Sugona. Glücklicherweise war im Städtchen schon Leben und ein der Post nahes Caffeehaus schon geöffnet. Du begreifst, daß wir frischer, wärmer, wohlgemuther aus- als einfuhren. Fröhlich stieg der blaue Dampf unserer Cigarren in die heitere Morgenluft und wir ergötzten uns vergnügt an den Schönheiten des herrlichen Thals, das hier breit und offen auf seinem Grunde, ungeachtet seiner Höhe, schon südliche Vegetationsfülle, auf seinen Rändern manches schöne Schloß aufzuweisen hatte. Aber die Natur behauptete ihr Recht und so wie die verglommenen Cigarrenstumpfe zu Boden fielen, sanken auch die müden Augen zu. Als ich gestärkt erwachte, hielt der Wagen, um die Pferde zu wechseln, in einem schmutzigen Flecken mit dem wohlklingenden Namen Primolano. Das Thal verändert hier ganz den bisherigen Charakter. Sein Grund ist fast ganz ausgefüllt von dem Kiesbett der rauschenden Brenta die, wie die wild aufgethürmten Felstrümmer erkennen ließen, zuweilen furchtbar darin rasen muß.

Das Brenta-Thal gleicht von Primolano ab einem engen, tiefen Felsengraben, dessen Seitenwände den sterilsten Anblick darbieten, dessen kahle Kalkfelsen nur immer fähig sind. Desto überraschender ist der Austritt aus dem Gebirge dicht vor

Bassano, wo Du plötzlich mit dem Flusse in die unabsehbare und wegen ihrer reichen Kultur-Verhältnisse dennoch unübersschauliche Ebene gelangst, deren Einförmigkeit lediglich in weiterer Ferne durch Höhen unterbrochen wird, und die durch ihre Umrisse an unser liebes Siebengebirge erinnern, ohne es in der Schönheit der Formen zu erreichen. Die Lage von Bassano ist sehr schön. Es ist eine thurmreiche Stadt, umgeben von hohen weitragenden Mauern, deren Zinnen und Thürme noch wohl erhalten sind. Von dem Innern derselben habe ich wenig gesehen, da wir auf einer schönen Promenade um sie herumfuhren. Von dem einförmigen, fast geradlinigen Wege über Citadelle nach Padua ist wenig zu sagen. Die Gegend ist ungemein fruchtbar, die Kulturen drängen sich, die Felder sind von Bäumen beschattet, an denen sich die Rebe bis auf die Wipfel emporschlingt, indem sie zugleich die Stämme mit einander verbindet. Zuweilen verschwinden die Bäume auf kurze Strecken, dann erblickst Du die schönsten Rasenteppiche, über die das Wasser in künstlichen Rinnsälen lebendig dahin rieselt. Citadella ist, was sein Name sagt, aber in mittelalterlichem Sinne, daher malerisch genug. Bei St. Francesco geht man auf einer fliegenden Brücke über die hier tiefe, etwa 60 Schritt breite Brenta, 1/2 Meile weiter auf einer steinernen Brücke über den Brenta-Kanal.

Schon vorher erblickt man das thurmreiche alte Padua, woselbst wir um 3 Uhr anlangten. Die Eisenbahn sollte uns um 5 1/2 von da nach Venedig bringen. Die Zeit war zu zu kurz, um viel zu sehen. So blieb mir nur die Muße, in der Nähe des Gasthofs umherzustreichen und, den Weg durch das großartigste mir bekannte Kaffeehaus nehmend, den, wie man sagt, größten Saal der Erde im Palazzo della Razione zu beschauen. Da wir nach Padua zurückkommen, künftig mehr von diesem berühmten Ort. Jetzt schließe ich, da das

Schiff ganz nahe, um Dir sobald ich kann, von der Herreise und dieser Wunderstadt zu erzählen. Beiläufig hole ich hier noch nach, daß wir (Bismarck und ich) im Augenblick der Abreise von Meran die Freude hatten, Otto Bismarck und seine junge Frau zu sehen. Sie versprachen, Dich in Bonn zu besuchen.

Den 8. Abends. Um Dir doch auch äußerlich ein Zeichen meines Andenkens an den heutigen wichtigen Tag [1]) zu geben, habe ich mich so eben dem großartigen Gewirr des Marcus-Platzes entrissen. Du wirst aber daraus nicht entnehmen, daß ich erst jetzt Deiner heute gedacht; Du würdest mir sehr unrecht thun, denn meine Gedanken sind schon seit dem frühen Morgen, seitdem die Glocken der thurmreichen Stadt das Fest der heiligen Jungfrau, Dein Fest zugleich, eingeläutet, mehr als sonst mit Dir beschäftigt, und Dein Bild hat mich heute besonders lebhaft in Kirchen, Museen und Paläste begleitet, in die ich unserem königlichen Herrn, zum Theil erschöpft und übersättigt folgte. Es war mir besonders nahe, ich fühlte es, als ich heute Morgen, in der Frühe, allein, den Glockenthurm von St. Marcus bestieg und mein Auge schweifen ließ über Meer und Land, Ebene — und Hochgebirg — ein wundervolles Bild — und mein Herz mir schwoll bei dem Gedanken an meine Theuren jenseit der Schneeberge und an Dich, meine Geliebteste, die Du meiner heute mit besonderer Liebe und Wärme gedenken mochtest. Wird es Dich da Wunder nehmen, daß ich in dem Hochgefühl des ergötzten Auges und entzückten Herzens ganz still den Hut zog und mein ganzes Sein in Dank und Fürbitte zu concentriren versuchte? — Aber ich habe Dir noch so viel zu erzählen, daß es bei der unendlichen Zeitbedrängniß meiner

[1]) Frau von Roon's Geburtstag.

Existenz wohl rathsam erscheint, den abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen. Du sahst mich zuletzt die Eisenbahn in Padua besteigen. Diese führte uns in $1^1/_4$ Stunden her. Anfänglich durchzieht sie ein einförmiges Land, das durch nichts ausgezeichnet ist vor den Ebenen, die wir Morgens von Bassano bis Padua durchzogen hatten; nur ein wenig ärmer und minder bevölkert erscheint es. Aber bei Mestre ändert sich die Szene sehr schnell. Die Bäume werden seltener, die Pflanzungen dürftiger; bald erscheint eine Lache neben dem Wege, umgeben von mageren Angern, bald noch eine, dann eine dritte, vierte, größer als als die frühere und noch wenige wenige Minuten, so erscheint das Land nur noch in Inselgestalt und das Wasser beherrscht die Oberfläche. Du bist noch nicht in den Lagunen, wohl aber in den „Paladi von Venedig", denn noch ist das Wasser süß, aber noch einige Minuten weiter und Du erblickst rechts und links nur Wasserflächen. Du würdest glauben, auf einem Meerdamm dahin zu brausen, sähest Du nicht der stillen Fläche die Seichtigkeit an, die so groß, daß die Fischer, kaum erkennbar, darin mit ihren Netzen umherwandeln, erblicktest Du endlich nicht einen schmalen niedrigen Landstreifen am Saume dieses flachen Wasserbeckens und jenseit desselben den scheinbar ansteigenden Spiegel des Meeres. Du biegst Dich aus dem Fenster und o Wunder! am Ende der meilenlangen Bogenbrücke, auf der Du mit rasender Eile über die unabsehbaren Wasserflächen dahin fährst, schwimmt auf dieser im Abendduft eine unüberschaulich große Stadt mit unzähligen Thürmen und Kuppeln, erhellt von flimmernden Lichtern. Du würdest Dir die Augen reiben, wärst Du auf den wundersamen Anblick nicht vorbereitet. — Endlich hielt der Zug, aber die Geduld der Reisenden wurde nochmals auf eine harte Probe gestellt, als man sie wohl noch $^1/_4$ Stunde auf die Päckereien warten ließ.

Ein Omnibus empfing sie, aber nicht auf 4 Rädern, sondern auf 4 Rudern. Schnell flog das Fahrzeug auf dem Canale grande, der Hauptlebensader der amphibischen Stadt, dahin, zwischen Palästen ohne Ende, düster und verödet nicht wenige von ihnen, aber eigenthümlich im Baustyl, prächtig fast alle. Gondeln, Barken in großer Menge, jede mit einer Laterne am Schnabel, eilten an uns vorüber, ihre Führer mit originellem Ruf einander benachrichtigend, daß man nicht zusammengerathe. Kaum an diese Neuheiten gewöhnt, biegt plötzlich das Fahrzeug unter dem Johlen der Schiffer zur Seite und in eine jener engen Seiten-Canäle, deren Existenz Dir die Dunkelheit bisher verborgen hatte. Du wirfst noch einen Blick auf den Rialto, die einzige Brücke über den großen Canal, gedenkst dabei Shylok's und Shakespeare's und verschwindest zwischen den engen hohen Mauern der Häuser, die die Seitencanäle wie den Hauptcanal einfassen. Auch hier Gondeln in großer Zahl, die geschickt an einander vorüberschlüpfen, die meisten sargähnlich bedeckt, neugierigen Blicken undurchdringlich, wie zu Liebesabenteuer erfunden — aber zugleich führt Dich Deine Nase zur Prosa des Lebens zurück, denn diese Canäle sind nicht blos gemeinsame Straße für die Lebendigen, sondern zugleich auch gemeinsames Grab für alles Gestorbene und Verzehrte. Ein mächtiges, prächtiges Gebäude zur Rechten fesselt die Aufmerksamkeit, es ist der Dogenpalast; eine bedeckte Brücke geht von ihm zu schwarzen vergitterten Mauern, es ist die „Seufzerbrücke" und die Nachtseite des alt-venetianischen Lebens tritt Dir mit einigem Frösteln ganz nahe. Aber wenige Ruderschläge genügen, Dich der engen Wassergasse mit ihren düstern Erinnerungen zu entrücken, der Hafen oder richtiger das Bassin der Guidecca breitet sich heiter vor Dir aus mit seinem Mastenwald, seinen Palästen, Kaffeehäusern, seinen 1000 Lichtern, Musik, Fröhlichkeit be-

lebt das ganze prächtige Gestade, was Dir mit dem Namen Riva di Schiavoni bezeichnet wird. An einem seiner Paläste hält die Barke, es ist das Hotel; „Non vi à piazza" (Kein Platz) schallt uns entgegen. Als wir uns als Besteller legitimiren, nimmt man uns auf. Schnell werfen wir die kleinen Reiserequisiten ins Zimmer und eilig gehts wieder die Marmorstufen hinab in das Gewoge des Kais. Erwartungsvoll schlug uns das Herz, denn das Schönste hatten wir noch zu erwarten. Wenige Schritte führten uns auf die Piazetta. Zwei mächtige Granitsäulen (die den heiligen Theodor und den venetianischen Löwen tragen) ragen am Ufer auf. Du stellst Dich zwischen sie und blickst rechts auf den Dogenpalast, links auf die säulenreichen Procuratien, die Münze und eine himmelhohe Campanile, geradeaus endlich auf den Tempel des heiligen Marcus. Aber Piazetta heißt Plätzchen, Du bist erst im Vorzimmer; eine Piazetta setzt eine Piazza voraus. Musik und der Strom der Menge locken Dich weiter. Du erreichst die Thore von St. Marcus und erblickst auf einmal den schönen Platz, die Wonne, der große Versammlungssaal der Venetianer, der classische Boden, auf dem sich ihre Geschichte, ihre Belustigungen, ihre Feste, ihre Glorien und ihre Erniedrigung bewegt haben. Vor St. Marco stehen die drei colossalen Flaggenstöcke, an denen einst die Paniere dreier eroberter Königreiche (Candia, Cypern und Rhodus) prangten. Ihnen gegenüber aber zugleich ein Palast, den der Sieger Bonaparte erbauen ließ auf den Fundamenten einer durch ihn niedergerissenen Kirche. — Wie soll ich Dir nun diesen herrlichen Platz beschreiben? Ein längliches Viereck ist von Prachtgebäuden eingeschlossen. St. Marco auf der einen Seite und die Procuratien und der Palast des Vicekönigs an den beiden anderen, beide in vollständiger Uebereinstimmung des Styls und der Bauart. Säulengänge ringsum, unter diesen Kaffee-

häuser Tag und Nacht gefüllt, elegante Läden mit den schönsten Bijouterien und vor ihnen unaufhörliches Auf- und Abwogen der Menge. Der ganze Platz mit Quadern gepflastert, ein Spaziergang, ja ein Salon, in ersterem Betracht von mäßiger, in der zweiten Benennung von colossaler Größe; kein Wagengerassel, Musikanten und Ausrufer machen das einzige laute Geräusch. Aber was hilft es, einzelne Züge des Bildes hinzuwerfen, dessen Gesammteindruck wiederzugeben ganz unmöglich ist. Wie mich diese neue Welt hier bezaubert, ich kann es nicht sagen; die Masse der Eindrücke ist überwältigend. Davon läßt sich noch viel in langen Winterabenden plaudern. Jetzt soll ich Dir noch sagen, wie ich die Tage über hier verlebt? Für heute unmöglich; ich bin halb todt. Gute Nacht!

Den 9. Nachmittags 4½. Wir sind wieder allein. König, Prinz und Prinzessin mit dem gesammten Gefolge sind heute Morgen abgereist. Wir wollen uns in einigen Stunden nach Triest einschiffen. Daher nur noch einige kurze Notizen über die Art, wie wir unsere hiesigen Tage hingebracht. Denn Dir auch nur aufzuzählen, was wir Alles gesehen, ist unmöglich. Als ich am Sonntag Morgen erwacht und angezogen war, eilte ich sofort nach dem Marcus-Platz, von dem ich Abends vorher nur durch etwas Regen und die Schlaflosigkeit der Vornacht vertrieben worden war. Dort saß Dein Alter vor dem Café Florian, seinen Caffee schlürfend, rauchend und die Tauben des heiligen Marcus fütternd bis gegen 11 Uhr. Dann eine Gondelfahrt auf dem Canale grande; es giebt nichts behaglicheres, als so auf weiche Polster gestreckt, den Rauch in die Lüfte zu blasen und auf dem geräuschlosen, schnellen Fahrzeuge an immer neuen Bildern und Scenen vorüberzugleiten. Aber dies Herrenleben dauerte nicht lange. Schon um 1½ Uhr trafen unsere Meraner Herrschaften ein, mit denen folgte zunächst eine Promenade nach

St. Marco, der prachtvollen Cathedrale, über den Platz, durch den Dogenpalast. Um 4 Uhr Diner. Nach Tisch ein kurzes Estaminet, dann Fahrt nach dem Canale grande, wo Wasser-Corso war (leider bei schlechtem Wetter), dann Promenade auf dem Marcus-Platz, wo die Militär-Musik spielte und Eis genossen wurde (wiewohl nicht von mir) trotz einer sehr empfindlichen Kühle. Anderen Morgens (Montag) schon um 1/2 6 Uhr angezogen, da der König möglicherweise schon um 6 Uhr landen konnte. Vergebliches Warten bis gegen 8 Uhr. Dann, getäuscht durch eine falsche Nachricht, in Boote gestiegen, um entgegenzufahren. Aber die Parthie war lang, der König noch in See und als wir endlich das Dampfschiff erblickten innerhalb der Lagunen, lag es auf der Seite, es war aufgefahren. Bald kam uns die Majestät in einer Schaluppe entgegen. Auch mich traf bei der Begrüßung ein freundlicher Blick und Zuruf. Dann stieg der liebe Herr in unser Boot, ich und B. in das seinige. So langten wir erst um 10 Uhr in Venedig an. Besuch der Erzherzöge, Frühstück, um 1 Uhr Gegenvisite mit der ganzen Suite. Dann Besuch des obengenannten Palastes, hierauf Barkenfahrt auf dem Canal, Landung am Rialto, Visite bei einem Alterthumshändler, Besichtigung der Kirche S. Salvador, Rückkehr nach Hause, Diner, während dessen der König mir zurief: „Lieber R., sind Sie das erste Mal in V. (ja!) Es ist wohl nicht möglich! Das überrascht mich, ich hatte bestimmt geglaubt, Sie müßten schon hier gewesen sein, nun das freut mich ja herzlich, daß Sie gerade jetzt hier zum ersten Mal sind!“ — Nach dem Diner gingen die Herrschaften ins Theater, bis auf meinen Prinzen, den ich nach dem M.-Platz begleitete. Dafür kam ich bei guter Zeit zu Bette.

Anderen Morgens wollten wir eine weite Lagunenfahrt machen, besahen vorher noch die prachtvolle Jesuitenkirche.

Aber schon bei Murano überraschte uns ein furchtbares Donnerwetter, vor dem wir Zuflucht auf der Insel St. Michele im Kalmadulenser-Kloster suchten. Rückfahrt nach der Stadt bei wundervoller Beleuchtung. Frühstück. Visite bei der Herzogin von Berry und dem Vice-König. Mehrere Kirchen besichtigt. Diner wieder um ½7 Uhr. Nach demselben Theater. Ich drückte mich von Neuem nach dem Marcus-Platz, dann nach Hause, um an Dich zu schreiben. Gestern Morgen Allerhöchste, Höchste und allgemeine D.....; um ½10 Uhr allgemeiner Aufbruch, neuer Kirchen- und Bildersturm (San Mose, Santa Maria di Zobenigo, Santa Maria dei Frani, Museum, Palast Pisani ꝛc. ꝛc. ꝛc.), entsetzliche allgemeine Abspannung. Um 5 Uhr Diner beim Vice-König. Nachher Promenade auf dem Marcus-Platz. Gott im Himmel! wie confuse! Aber ich weiß nichts mehr zn sagen. Die Zeit drängt, man ruft mich zum Essen."

Der so plötzlich abgerissene Faden wird dann am 10. wieder aufgenommen.

„Unsere kleine Seereise ist sehr glücklich und beim schönsten Wetter beendet worden. Um 10 Uhr lichtete das Schiff die Anker. Leider war die klare Nacht doch sehr dunkel, so daß wir den Scheideblick auf Venedig und seine Umgebungen bald vergebens aussandten. Um 11 Uhr etwa verließen wir die Lagunen und kamen durch den Porto del Lido in die See, die so spiegelruhig war wie die Lagunen. Ich kroch daher bald in meine Cabine, nachdem ich vorher noch viel heiße Wünsche für Dich und die unserigen versandt, die Augen in der Richtung, in welcher Eure Betten zu finden sein mochten. Das Schlafen in der engen heißen Coje auf einem nicht eben sybaritischen Lager, mit Ausnahme der Stiefeln völlig angezogen, wollte anfänglich nicht recht gehen, als aber alles still geworden, entschlummerte ich dennoch, ohne daran zu

denken, daß mich nur eine dünne Bretterwand von der salzigen Fluth trennte. Doch sollte mir ein kleines Abenteuer nicht fehlen, denn gegen 2 Uhr etwa wurde ich durch ein heftiges Poltern auf dem Deck, durch Rufen, ja durch einen wahren Angstschrei geweckt und im selben Augenblicke stand das Schiff stille; ich geschwind in die Stiefel, wir alle hinauf. Aber schon war jede Besorgniß verschwunden, die sich überdies mehr auf Andere als auf uns bezogen hatte. Ganz nahe am Vordertheil des Schiffes segelte nämlich ein kleiner Küstenfahrer, der in Gefahr gewesen war, von dem Dampfer in Grund gefahren zu werden. Schnell wie sie gekommen, verlief sich die schlaftrunkene noch in allen möglichen Zungen fragende und antwortende Schiffsgesellschaft wieder in die verschiedenen Schlummerwinkel. Auch ich, nachdem ich noch einige Momente den köstlichen mit Wohlgerüchen geschwängerten Landwind getrunken, kletterte wieder in meine Coje, aber mit dem Vornehmen, den Sonnenanfgang, der bei der völligen Klarheit des Himmels herrlich zu werden versprach, nicht zu verschlafen.

In der That erwachte ich um $^{3}/_{4}$5 Uhr, weckte die Gefährten, reinigte mich ein wenig, schlürfte eine Tasse heißen Kaffee, setzte die Cigarre in Brand und war nun in der richtigen Verfassung, das herrliche Schauspiel, das mir Gottes Gnade zu Theil werden ließ, mit aller Gemüthlichkeit zu genießen. Aber verlange nicht, daß ich Dir beschreibe, was sich nicht beschreiben läßt. In meinen Mantel gewickelt, um mich vor dem kühlen Nordost (Bora) zu schützen, saß ich auf dem Vordertheil und fuhr der Sonne entgegen, wie sie mir. Schon war der eigenthümlich gezahnte Kamm der julischen Alpen und der einförmigere des Karst hochroth vergoldet; schon leuchteten einzelne weiße Punkte, Kirchen und Häuser der nahen Küste und blähende Segel kleiner Schifferbarken aus

dem Dunkel der schwach bewegten Meeresfläche hervor, — noch ein Moment und siehe, da stand die Brillantkugel auf dem blauen Gebirge und übergoß in einem Augenblicke Meer und Land mit blendenden Lichtströmen. Aber genug! ich kann nicht malen.

Noch ein Stündchen und die herrliche Bucht von Triest lag in ihrer ganzen landschaftlichen Schönheit vor den entzückten Blicken. Gegen 7 Uhr waren wir in dem Mastenwald dieses Welthafens angelangt, hatten wir die schönen Kais betreten und uns durch die bunt aus allen Nationen gemischte Menge gedrängt und das am Hafen liegende Hotel Metternich erreicht. Wohl gesäubert, schlenderten wir nicht lange darauf durch die schönen belebten Straßen der Neustadt, worauf ein Fiacre bestiegen wurde, um den Kamm des nahen Gebirges bei dem Mauthhause Optschina zu erreichen, wohin uns eine mit Recht belobte Aussicht lockte. Zwar war die Hinauffahrt auf der schönen, wahrhaft meisterlich geführten Straße durch Wolken von Kalkstaub belästigt, die uns die Bora entgegenwirbelte, zwar wehte uns dieser wüthende Wind, oben angelangt, fast von der kahlen mit scharfen Steinen übersäten Höhe herunter, auf die wir oben gestiegen waren der weiteren Sicht halber: doch fanden wir ein windsicheres Plätzchen und schwelgten in dem wunderbaren Anblick, der sich uns darbot. Hinter uns, so weit das Auge sah, kahle nackte Hochflächen, von eben so kahlen Hügelketten unterbrochen, ein Bild des Todes, vor uns zu unseren Füßen die sanftgekräuselte Meeresfläche mit zahlreichen weißen Segeln, die lebensvolle, weißglänzende Stadt, umgürtet auf der einen Seite von Terrassengärten, aus denen eine Menge von Landhäusern hervorblickten, auf der anderen Seite beschattet von dem Mastenwalde des Hafens, umwogt von der blaugrün schillernden See. Weiterhin die unabsehliche Meeresbucht, umsäumt von den

kahlen Höhen der istrischen Halbinsel wie von den Salzsümpfen und Ebenen an den Mündungen des Isonzo und Tagliamento; endlich rechts seitwärts die von Wolken umschleierten julischen Alpenkämme, überragt von dem dreiköpfigen Terglou. Wie schön!

Abends wurde der herrliche, unbeschreibliche Sonnenuntergang vom Hafen aus beobachtet, wobei B., der Pr. und ich auf einem der marmornen Pfeiler, an dem die Schiffe befestigt waren, nicht einen doppelten, sondern einen dreifachen Adler machten zum Erstaunen verschiedener Nationen. — Dann Heimkehr und zum Schreibtisch geeilt. Jetzt aber fallen mir die Augen zu. Ich sage Dir herzlich gute Nacht! Möge der Allmächtige Euch behüten und mich!

Venedig, den 12. September, Abends.

Du siehst, meine Geliebte, daß ich auch eine zweite Seereise mit Gottes Hülfe glücklich beendet habe. Ich bemerke über den gestrigen Tag ganz kurz, daß ich wenig darüber zu sagen weiß, daß ich wohl Zeit aber wenig Stoff znm Schreiben gehabt hatte und es daher unterließ. Den größten Theil des Tages füllten vergebliche Handelsgeschäfte aus, indem mein Infant durchaus türkische Waaren in T. kaufen wollte, die dort nicht oder wenigstens nicht in der gewünschten Güte zu haben waren. Ich könnte Dir nun gar Vieles und Ernstes über Triest schreiben, aber dazu fehlt mir heute die Zeit, denn es ist bald 10 Uhr und ich bin sehr müde von der Nachtreise. Wir schifften uns um 10 Uhr gestern Abend in T. auf demselben guten Schiffe (Erzherzog Friedrich) ein, welches uns hergebracht.

Wenn wir auch vorher manche Zweifel über die Gunst des Wetters gehabt, wenn auch das kurz nach 7 Uhr und daher 6 Stunden zu spät dort von Venedig angekommene Schiff und seine Passagiere eine recht üble Fahrt gehabt

hatten, so überzeugten wir uns doch bald durch das Nachlassen der Bora und den schönen tiefblauen mit glänzenden Sternen übersäten Himmel, daß uns wahrscheinlich kein Unfall, keine Widerwärtigkeit treffen würde. Und in der That, wir hatten uns nicht geirrt. Auch ging das Schlafen diesmal trotz der Enge und Schwüle der Lagerstätte schon besser, als das erstemal, und ich würde ganz ausgeschlafen haben, hätte ich mich nur früher entschließen können, das Verdeck und die schöne frische Seeluft zu verlassen und hätte es nicht in dem übervollen Schiffe eine Menge Leute gegeben, die wegen Mangel hinreichender Schlafstätten sich die Zeit in ächt italienischer Lebendigkeit mit Schwatzen und Lachen vertrieben. Diese verschafften mir denn auch heute das wiederholte Vergnügen eines heiteren Sonnenaufgangs, wenngleich ganz wider Wunsch und Willen. Indeß war ich bald damit versöhnt, besonders nachdem ich, hier angekommen, gleich den Gefährten noch ein Stündchen geschlummert. Dann hielt ich meine kurze Sonntagsandacht, und eilte in die Gondel, nach der Post — leider umsonst! — Den Rest des Morgens verbrachte ich mit den Genossen größtentheils vor dem Café Florian auf dem Marcus-Platz in heiterem und traulichem Geplauder, größtentheils über die vielen neuen Physiognomien, die der morgen hier beginnende Gelehrten-Congreß herbeigezogen. Nach dem Mittagessen bestiegen wir unsere Gondeln und fuhren zum Corso, der in Folge des schönen Wetters und der stattfindenden Proben zu der über 8 Tage vor sich gehenden Regatta unbeschreiblich belebt war, und ein so originelles Schauspiel darbot, daß ich mehrfach herzlich bedauerte, daß Du nicht, statt meines lieben Bismarcks, an meiner Seite saßest.

Dem Gewirr auf dem Wasser ist nur das zu vergleichen, was wir Abends auf dem Marcus-Platz trafen, von dem ich eben heimkehre.

Verona, den 15. September, Abends.

Dieser Abend auf dem Marcus-Platz war in der That der schönste Schlußpunkt für unsern Aufenthalt in jener wunderbaren Stadt. Davon werde ich Dir noch manchmal erzählen. Eine schriftliche Mittheilung darüber mit dieser blassen Tinte würde mir nimmer genügen, verbrauchte ich sie gleich bis auf den letzten Tropfen. Auch steht das Bild jenes feenhaften Abends so lebendig vor meiner Seele, daß ich hoffen darf, keinen der Eindrücke verwischt zu sehen, die ich Dir zu schildern habe. Du weißt, ich verließ jenen Zaubersaal, um Dir zu schreiben und siehst daraus, daß es für mich wohl noch lieberes gibt. — Anderen Morgens wurde früh Abschied genommen von all jener Herrlichkeit und um 7 Uhr nach Padua gedampft; dort promenirten wir in der lieben Sonne nach der Kirche des heil. Antonius, die mir ungeachtet ihres großen Rufs und ihrer Pracht an Grabdenkmälern (worunter mir nur das des Feldherrn Contarini einigen Eindruck machte) nicht sehr imponirte; sodann nach der Scala di Tizian mit einem guten Frescobilde dieses Künstlers, hierauf nach verschiedenen Cavallerie-Ställen, endlich zum Pallazzo di Razione mit seinem Riesensaal. Endlich fanden wir Ruhe und Stärkung in dem größten Café, das ich noch in Italien gesehen. Nach eingenommenem Frühstück eilten wir in einer Nußschale von einem Ponni gezogen nach dem Bahnhof und sagten bald darauf auch dieser alten Stadt Lebewohl, die mit ihren verödeten Straßen und verfallenen Palästen ebenfalls an die entschwundenen Zeiten der venetianischen Größe erinnert. In 3/4 Stunden langten wir bei Vicenza an, bewunderten ihre schöne Lage oder vielmehr den Reichthum und die Anmuth ihrer Umgebungen, denn die Stadt selbst erblickten wir nicht, und eilten mit Extrapostpferden hierher, wo wir um 6 Uhr Abends anlangten. Die Fahrt war, den dicken Staub ab-

gerechnet, sehr angenehm. Die Gegend ist reich und blühend, mehrere Punkte, wie Montebello, Montforte ꝛc. mit schönen alten Castellen geziert, wahrhaft romantisch; bei jedem Schritt eine historische Erinnerung an das Glanzjahr 1796 Napoleonischer Feldherrngröße, so daß es mich nicht reut, daß wir den Weg bis Vicenza morgen noch einmal machen, wo wir denn auch Gelegenheit haben werden, einen Blick auf jene Stadt zu werfen. Als wir gestern Abend hier angekommen, gereinigt und gespeiset waren, machten wir noch eine Promenade durch die Stadt nach der Piazza di Bar und dem Café militaro. Eine mit Fackelschein vorüberrauschende Militair-Musik, die die Commandeure eines heute ausmarschirten Infanterie-Regiments ehren sollte, zog uns, wie Du Dir vorstellen kannst, mit sich. So promenirten wir noch in einer sehr gemischten Gesellschaft durch die unbekannte, nächtliche Stadt, verloren uns auf dem Heimwege, kamen indeß gegen 10 Uhr wohlbehalten im Hotel an. Trefflich geschlafen. Heut Morgen gegen 8 Uhr traten wir unsere Wanderung durch Verona von Neuem, aber mit mehr Humor an. Zuerst wandten wir uns, die Lage zu überschauen, nach dem ehemaligen Capitol, der nachmaligen Feste Theodorichs des Großen und der Scaliger, dem zerstörten Castell S. Pietro, welches auf einer isolirten Höhe, in Mitte des ehemals viel ausgedehnteren, auf dem linken Etschufer gelegenen Stadttheils, so recht eigentlich zu einer Zwingburg gegen die Stadt gemacht schien, so wie das Castell Vecchio in dem rechts der Etsch liegenden Stadttheil für diesen einen ähnlichen Zweck gehabt zu haben scheint. Heute ist dies letztere Arsenal und Artillerie-Kaserne nur in noch leidlich wohnhaftem Stande. Die österreichische Regierung hat in neuester Zeit aus Verona einen Hauptwaffenplatz gemacht. Die neuen Fortificationen umschließen nicht blos die Stadt mit ihren 4 Etschbrücken,

sondern auch einen großen Theil des ihr auf dem linken Flußufer anliegenden amphitheatralisch aufsteigenden Terrains. Man übersieht dieselben mit großer Deutlichkeit von dem alten Capitol und sie tragen nicht wenig dazu bei, das Malerische des von dort zu überschauenden anmuthigen Rundgemäldes zu erhöhen. Zu den Füßen liegt die große Stadt, von zahlreichen Thürmen überragt, von der Etsch durchschlängelt. Jenseit derselben die unendliche grüne Ebene, mit Landhäusern, Dörfern, Kirchen weiß übersäet; auf der anderen Seite grüne, schwellende Hügel mit Mauern, Thürmen, Festen gekrönt, im Hintergrunde die Voralpen: ein reizendes Bild. Das Castell S. Pietro war auf Ruinen römischer Bauwerke aufgeführt. Seine durch Napoleon bewirkte Zerstörung hat zur Durchwühlung der Unterbauten und diese zur Entdeckung eines römischen Theaters geführt, dessen größter Theil indeß noch in Schutt begraben liegt. Vom Castell S. Pietro stiegen wir hinab zur Cathedrale, einem schönen großartigen Gebäude im byzantinischen Styl aus dem 8. oder 9. Jahrhundert, mit einer Façade aus dem 12., Säulen, Ornamente, Fußböden alles aus dem berühmten röthlichen Marmor, der in der Gegend gebrochen wird. Von dort am Pallast der Scaliger, der ehemaligen Beherrscher von Verona, vorüber nach den berühmten Grabdenkmalen dieser Familie, die mir indeß keinen großen Eindruck gemacht haben. Ihnen fehlt Grazie, Anmuth und Einfachheit; die Pracht an Marmor und Schnörkeln vermag keinen Ersatz dafür zu bieten. Auch bekunden sie durch ihre Inschriften mehr die Eitelkeit und Prahlerei derer, die sie (theilweise schon bei ihren Lebzeiten) errichteten, als die Liebe derer, die sie hinterließen. — Endlich langten wir bei der Hauptsehenswürdigkeit der Stadt, dem herrlichen römischen Amphitheater an, das fast vollkommen erhalten auf seinen Marmorsitzen 25 000 Menschen zu fassen vermag. Wir scheuten

trotz der Sonnenhitze nicht, die oberste Sitzreihe zu erklimmen und auf derselben einen Rundgang um das ganze Oval zu machen, um Stadt und Umgegend nochmals mit einem Blick zu umfassen. Es war 11 Uhr; das nahe Café militare erquickte uns mit herrlichem Erdbeereis. Dann schlenderten wir nach Hause, wo ich meine Sachen für die fernere Reise ordnete und packte und dann 1/2 Stündchen schlief. Um 2 Uhr zu Tisch. Gegen 4 Uhr bestiegen wir die treffliche Karosse des Hotels und rollten zuerst nach der Kirche di S. Zeno, einer schönen Basilika, die, leider nicht vollendet, ihre Entstehung schon dem 7. Jahrhundert verdankt. Auch hier Alles von rothem Marmor. Interessante alte Fresken aus dem 11. Jahrhundert, kolossale Weihbecken von Marmor, denen korinthische Kapitäle von zertrümmerten römischen Tempelsäulen zum Fuße dienten; noch kolossaler eine Porphyr-Vase von 25 Fuß Umfang, auch aus römischer Zeit, eine große helle Krypta. Unser Weg führte uns dann an der Porta di Paglia (von St. Michele) vorüber zum Corso und zum mantuanischen Thor hinaus, um Verona's schöne Lage auch von dieser Seite zu bewundern. Leider störte uns ein Gewitterregen in diesem Vorhaben. Nachdem wir bei einigen Landhäusern vergeblich eine Aenderung des Wetters abzuwarten versucht, und dort die Bekanntschaft eines Offiziers von den eben in Italien aus Kroatien angekommenen Grenzern gemacht hatten, kehrten wir durch das Mailänder Thor in die Stadt und in das Hotel zurück. Der Regen dauert fort; vom Staube werden wir daher morgen wohl nicht wieder leiden. Wir haben eine große Tagereise bis Belluno, müssen daher schon um 5 Uhr im Wagen sitzen."

Der Reisebericht fährt dann in Innsbruck am 19. September fort: „Am 16. Morgens 5 Uhr rollten wir aus dem schönen Verona und zwar wieder auf dem Wege, den wir

gekommen, nach Vicenza, woselbst wir aber nur so lange verweilten, um eine kleine Erfrischung zu nehmen; doch erfreuten wir uns im Durchfahren, freilich nur ganz oberflächlich, an der Menge herrlicher Gebäude, mit denen der berühmte Baumeister Palladio diese seine Vaterstadt geschmückt hat. Der Weg bis Citadella, das Du auch schon kennst, bietet nichts Bemerkenswerthes als den Uebergang über das wohl 1/4 Stunde breite, doch zur Zeit wasserarme Kiesbett der Brenta mittelst einer schmalen, baufälligen hölzernen Brücke. Auch den Weg von Citadella nach Bassano kennst Du schon. Bis dahin war unsere Beförderung sehr schnell und prompt erfolgt, so daß wir noch immer hoffen durften, unser heutiges Reiseziel, Belluno, zu erreichen. Aber hier in Bassano sollten wir noch zu guter letzt ein Pröbchen von italienischer Gaunerei erfahren. Zuerst gab man an, kein Pferd zu haben und deren 16 standen im Stalle, dann fing man Streit an über die Route, die wir einschlagen wollten, dann über die Zahl der Pferde, und dies Alles, weil der Postmeister, zugleich Gastwirth, uns durch den Aufenthalt Veranlassung geben wollte, sein schmieriges Diner zu verzehren. Er setzte freilich nichts durch, als uns wirklich aufzuhalten, so daß wir fast 1 Stunde verloren. Als wir endlich weiterfahren konnten, fanden wir, daß die Pferde müde, kraftlos und dennoch widerspenstig waren, so daß mir mit Mühe und Noth erst Abends gegen 9 Uhr in Feltre, noch 4 Meilen von Belluno anlangten. Uebrigens war die Fahrt dahin über die lieblichen Vorhöhen der Alpen anmuthig genug. Die tief eingefurchte Hügelreihe zu unserer Rechten, deren Gipfel Burgen krönten, ließen weite Blicke über die unabsehbare grüne Ebene gegen Padua und Venedig hin zu, und die Luft war so klar und rein, daß wir die Thürme und Häusermassen des ersteren, obgleich in gerader Linie 8 Meilen entfernt, deutlich zu erkennen vermochten. Wir passirten Possagno,

den Geburtsort Canova's, und bewunderten die schöne, nach dem Muster des Pantheon erbaute Kirche, mit welcher er seine Heimath beschenkt hat. Bei Peserobba schlängelte sich der Weg gemach in's Thal der Piave hinab, des bedeutendsten unter den reißenden Torrenten, die der venetianischen Küste zufließen, daher ein breites Kiesbett, zur Zeit mit wenig Wasser, zur Zeit aber ein reißender, zerstörender Strom. In Fener fielen wir, während die matten Pferde gestärkt wurden, in das Dorfwirthshaus und vertilgten heißhungrig Alles, was ein italienisches Institut dieser Art in kurzer Zeit nur immer aufzubringen vermag. Zum Glück war die Nähe Deutschlands und ihr Einfluß so sichtbar, daß wir hier wie in Feltre über Unreinlichkeit nicht zu klagen hatten. Im letzteren Städtchen mußten wir wohl oder übel übernachten, woraus zunächst folgte, daß wir erst heute hier (in Innsbruck) würden eintreffen können. Ein Streit mit den Postillonen, die uns gefahren (in Italien kann man bei 4 Pferden nur mit zwei solchen Eseln fortkommen), wurde mit Hilfe eines deutschen Landsmanns zu meinen Gunsten geschlichtet, aber ich hatte mich doch über die Schelme geärgert. Desto ruhiger ging folgenden Tages die Reise in dieser Beziehung, da wir in Belluno einen ehrlichen Postmeister trafen, der uns durch seine Maßnahmen vor jeder Prellerei schützte. Feltre liegt, so weit es die Morgennebel bei unserer frühen Abfahrt erkennen ließen, in einer anmuthigen Thalweitung der Piave und das ganze Thal ist bis Belluno reich, fruchtbar, angebaut und wechselvoll durch die Hügel, die der Fluß an seinen Ufern aufgeführt, und die Zeit und Menschenfleiß mit grüner Gartendecke überzogen hat. Auf halbem Wege passirten wir das breite Kiesbett des Cordevole auf einer langen Holzbrücke; von nun an wird das Thal beengter. Desto anmuthiger ist deshalb die Lage Bellunos, eines freundlichen Städtchens von

10,000 Einwohnern. Nachdem wir dort eine kleine Reparatur am Wagen hatten machen lassen, erreichten wir 1 Stündchen später Capodiponte und wandten uns nun entschieden gegen Norden, der Heimath zu. Immer der Piave folgend bis Perarollo, durchzogen wir ein Thal, das zu den interessantesten gehört, die das Alpenland birgt; aber nichts gleicht der wilden Schönheit des Thals der Boita, eines Nebenflusses der Piave. Ihm folgten wir, für heute bis Ampezzo, wo wir in einem kleinen Dorfwirthshause sehr reinliches Quartier fanden. Ich rathe Dir, willst Du von diesem Wege durchs Ampezzaner Thal Näheres erfahren, suche Dir aus meinem Bücherschrank in der Ecke ein Buch, blau oder grün, kartonnirt, betitelt: „Blicke in die östlichen Alpen" von Freund Cannstein und lies das betreffende Capitel; ich vermag Dir in meiner heutigen Eile keine so gute Beschreibung zu machen als jenes. Mit diesem Buche folge mir andern Tages über Höllenstein und Brunecken durch das Puster-Thal bis zur Franzensveste. Besonders interessant waren mir die Vegetationsverhältnisse zwischen Pintelstein und Höllenstein, wo ich bei einer absoluten Höhe von 4500—4700 Fuß neben der Straße fast alle europäischen Nadelholzarten beisammen sah, doch war unsere nordische Kiefer freilich nur in einigen schwachen Exemplaren vertreten[1]). Am höchsten, wohl bis 6500 Fuß und höher stieg die Rothtanne empor, während am Wege Knieholz (Pinus montana), Zirbelkiefern, Bergweiden, höher hinauf auch Zwergbirken standen. Aber die Rothtanne dominirte auch hier unten; Knieholz verschwand erst in der Nähe des Toblach-Sees in ca. 4000 Fuß abs. H. gänzlich. Interessant waren auch die Wasserscheiden bei Ospitale und Toblach. Wie anmuthig und freundlich die Lage von

---

[1]) Roon hatte stets eine große Vorliebe für Koniferen.

Brunecken mit seinem blanken, wohlerhaltenen Schloß und seinen rauchenden Schornsteinen, die auch unseren leeren Mägen nicht vergebens Labung versprachen. Schwerfälligkeit der Tyroler Postillons, verglichen mit den italienischen. Pferdemangel in Unter-Viale. Mühlbacher oder Haslacher Klause, ein zerstörtes kleines 4seitiges Castell mit Eckthürmen sperrt noch immer die Straße. Seitenstraße über Schabs in militärischer Hinsicht nicht zu billigen. Unser Besuch in der Franzensveste war zu flüchtig, um mich zu befriedigen. Die Fahrt in der Dunkelheit nach Sterzing kürzten wir nach Kräften durch Gesang. Dicke Staubwolken erstickten endlich unsere Stimmen. Diesem Leiden zu entgehen, wünschten wir sehnlich einigen Regen aus den dicken Wolken herab. Der Wunsch ging reichlich in Erfüllung und es goß, als wir heute früh den Brenner hinauffuhren; vergebens die Hoffnung, auf dieser Seite der Alpen besseres Wetter zu finden. Oben war alles weiß. Aber bei der letzten Station vor Innsbruck schlossen die himmlischen Schleusen sich endlich, und wir hatten einen recht heiteren Blick auf die schmucke heitere, in dem breiten Thale behaglich gelagerte Stadt."

Der in Innsbruck abgebrochene Bericht wird in St. Johann wieder aufgenommen, und erwähnt zunächst eines Aufenthaltes in Fügen, einem der unteren Dörfer des Zillerthales, wo die Reisenden bei einem Mitgliede der berühmten Sängerfamilie Rainer abstiegen.

„Wir rechneten darauf, daß uns auch noch eins gesungen werden würde und in der That erbot sich Rainer nach dem Abendessen und nach allerlei Geplauder mit dem viel gereiseten Manne, der alle Potentaten und Notabilitäten unseres Welttheils kannte, uns mit seinen Kindern, einem Buben von 15 und zwei Mädchen von 17 und 10 Jahren, etwas vorzusingen,

was mit Freuden angenommen wurde. Ich kann Dir nicht sagen, wie schön sie es machten; es läßt sich auch nicht beschreiben; man muß dergleichen Alpensänger gehört haben. Für uns war außerdem noch die Jugend der Sängerinnen zu bewundern, deren jüngste nebenbei noch die Guitarre mit seltener Virtuosität spielte. Sehr befriedigt gingen wir in die sehr reinlichen Betten, obgleich der Himmel für den folgenden Tag nicht viel versprach." — Ein anhaltender Regen vereitelte den beabsichtigten Besuch des oberen Zillerthals, der Heimath unserer schlesischen Einwanderer, und wir waren froh in St. Johann unter Dach und Fach angekommen zu sein. Ueber Waidring und Ober-Weisbach ging es dann nach Frohwies, von wo die Seisenberger Klamm besucht wurde, und dann weiter über Zell am See nach Lend, um von dort auf dem interessanten Wege durch die Klamm einen Abstecher nach Gastein zu machen. „Es gelang uns," heißt es über den Besuch dieses lieblichsten aller Badeorte, „dort alle schönen Punkte noch vor dem Eintritt der Dunkelheit zu besichtigen, den großen Wasserfall am Kurhause, die Gloriette mit der schönen Sicht auf das Thal von Böckstein und die Schneegebirge, die Schreckenbrücke, deren Regenbogen aber aus Mangel an Sonne nicht mehr leuchtete, die Bellevue über dem Wasserfall auf das Thal und — den schönsten von allen — den Parisol, wo man Thal, Ort, Wasserfall und Schneegebirge mit Einem Blick überschaut. Singend wie wir heraufgefahren, fuhren wir mit dem Einbruch der Dämmerung wieder hinab, und der gute Mond that uns noch den Gefallen, aufs herrlichste über den Felsgebirgen zur Rechten aufzugehen — ein Anblick ohne Gleichen! — Mit Hülfe unseres dankbaren Publikums, d. h. des Postillons, der einmal über das andere in „Bravos" ausgebrochen, langten wir um 3/4 7 Uhr wieder in Hofgastein an. Obgleich Schmalhans Küchenmeister, schmeckte es doch

trefflich, da wir den ganzen Tag noch nichts Warmes genossen.

Am andern Morgen fuhren wir schon um 5 Uhr in das im Morgennebel dicht verhüllte Thal hinaus, nach allen Vorzeichen einen schönen Tag erwartend. Und in der That war die Luft, nachdem sich gegen 9 Uhr die Nebel gesenkt, von einer Reinheit und Durchsichtigkeit, wie ich sie in den Alpen noch nicht gefunden. Der Weg über Lend, St. Johann, Werfen und Hallein war mir, wie Du weißt, von früher her bekannt, allein so schön als gestern hatte ich ihn nicht gefunden. Das herrlichste Licht spielte in den reinsten Tönen auf den grünen Alpen, auf dem herbstlich verschiedenen Grün der Bäume und im klaren Blau des Himmels setzten sich die zackigen Umrisse der Fels- und Schneeberge in wunderbarer Schärfe ab. Namentlich war der Weg von St. Johann nach Werfen, der uns das steile nackte Tännen-Gebirge zur Rechten, den Ewigen Schneeberg und die Wetterwand zur Linken zeigte, in dieser Beziehung wahrhaft entzückend. Auch nach dem in Werfen eingenommenen Frühstück blieb uns dieser Anblick, noch verschönt durch die im malerischen Vorgrunde rechts der Straße erscheinenden Zinnen des Schlosses Hohen-Werfen, noch eine geraume Zeit. Dann begrub uns die schauerliche Kluft des Lueg-Passes und wir eilten auf feuchten Stufen hinab zu den sogenannten „Oefen der Salzach", wo der bisher in behaglicher Breite strömende Fluß plötzlich auf eine enge, wenige Fuß breite Felskluft beschränkt wird, die oben theilweis sogar zugedeckt ist, daß man bequem auf beiden Ufern zugleich stehen kann. Es war sehr heiß geworden; von Norden her drohte ein schwarzes Gewölk. Als wir Golling passirt hatten, entlud es sich in wiederholten Schauern und vor uns bei Salzburg stand noch mehr, so daß sich der Spitzname dieses gefeierten Ortes von Neuem zu rechtfertigen schien. Wir

hatten indeß das Glück, ziemlich trocken zu bleiben und die außerordentlich malerische Lage der Stadt und ihrer Umgebungen im schönsten Abendlicht überschauen zu können.“ In Salzburg, wo das Zusammentreffen mit einigen jungen Freunden des Prinzen, die ihm für einige Tage Gesellschaft leisten sollten, abgewartet wurde, bot ein mehrtägiger Aufenthalt reichliche Gelegenheit zur Besichtigung der Stadt selbst wie zum Besuche ihrer an malerischen Aussichtspunkten so reichen Umgebung. Auch ein Ausflug nach Berchtesgaden wurde von hier aus unternommen, über den Roon ausführlich berichtet:

„Die gestrige Partie nach Berchtesgaden war belohnend, wenngleich sie nicht zu den ganz gelungenen gehörte. Ein schwarzer Wolkenhimmel schreckte uns in der Frühe fast davor zurück, indeß wir wagtens dennoch. Der Weg nach Berchtesgaden geht wie durch den schönsten Park und muß bei schönem Wetter wahrlich entzückend sein. Uns fehlte freilich der großartige Hintergrund, den die Natur aufgebaut, denn die Umrisse der Berggipfel waren durch schwarze Wolkenschleier verhüllt, allein dies hatte auch seine Reize. Noch anmuthiger ist der Weg von B. nach dem Königssee; der hohe Watzmann that uns den Gefallen, seinen zweiköpfigen Schneegipfel auf Momente zu entblößen. Nachdem wir uns in dem Jagdhause am See mit einem Frühstück gestärkt, bestiegen wir den Nachen und glitten über die stille Fläche dieses einsamsten und schauerlichsten aller Alpenseen, der rings umschlossen ist von hohen Felsenwänden, die so steil sind, daß der dunkle Tannenwald, der sie dürftig bedeckt und sich in der schwarzgrünen Wasserfläche wiederspiegelt, nicht überall fortkömmt. Denke Dir auf ihren Gipfeln schwarze, dicke, schwere Wolken, so hast Du gewiß ein so düsteres Bild, als es die Phantasie nur immer zu schaffen vermag. Dabei diese lautlose Stille,

diese vollkommene Einsamkeit, und ein Schifflein auf der glatten, schwarzen Fläche schwebend über unergründlichen Tiefen, und ein Hüttchen hier und da am Ufer, daneben und höher hinauf wenige Rinder und Ziegen, eine einsame Sennerin, scheinbar klebend an den Felsen zwischen den Bäumen — dies alles ist so originell schaurig, daß es nicht zu beschreiben. Plötzlich ruhen die Ruder, ein Schuß fällt und ein Donner kracht zwanzigfältig in Deine Ohren, als wenn die Felsen bersten und verhallt langsam, grollend in fernen Felsenwüsten. Die Jugend mochte nicht lange diesen Eindrücken sich hingeben. Lieder wurden angestimmt, aber sie klangen nicht, denn die feuchte Luft verhinderte jede Resonnanz. Endlich landeten wir am Jagdschloß St. Bartholomä, das, ein niederes, breites, altfränkisches Gebäude, am Ufer des Sees, am Rande eines frischgrünen Wiesenplans aufgebaut ist, gleichsam um die einzige Stelle zu nützen, auf welcher der Mensch am Gestade dieses Sees seine Wohnung aufschlagen kann. Ein einsamer Hirsch stand auf dem umzäunten Plan und schaute wie sehnsüchtig hinauf zu der Freiheit der Berge; eine einsame Schaffnerin trat aus der Thür, um die Brode zu empfangen, die unser Schiff ihr zuführte. Das wäre ein Plätzchen, um sich ganz in beschaulicher Stille zu versenken, die Schwere der eigenen Existenz und die Leiden dieser Zeitlichkeit zu empfindeu und seine Rechnung zu machen. Der Schloßherr benutzt es alljährlich einige Mal zu lärmenden Jagdpartien. Dann sind Schloß und See von seinem Gefolge und Dienern erfüllt. Das Scheinleben der Residenz mit all' ihrer Gleißnerei, Hoffart und Lüge befleckt die große Natur, von den Felshöhen schallt wildes Getöse, und Gems und Hirsch', an die Ufer, selbst in das Wasser gescheucht, werden von Allerhöchsten Händen dutzendweis aus der bequemen, sicheren Gondel erlegt. Aber die Langeweile setzt auch hier ein Ziel. Plötzlich, wie

er gekommen, verschwindet der Troß wieder, und die einsame, lautlose Stille folgt wieder dem Krachen der Büchsen, dem Heulen der Hunde, dem Geschrei und Geschnatter des vornehmen Schwarms. — Mit dieser etwas sentimentalen Betrachtung mußte ich mich herumschlagen, als ich vor dem Schlößchen auf der Wiese schlenderte, während meine jungen Begleiter sich mit Kastanien warfen und es an Lärm nicht fehlen ließen. Wir ruderten zurück, da der Tag nicht schön genug schien, um die Runde um den ganzen See zu machen. Wie lachend erschien uns nun erst die schöne Landschaft, durch welche der anmuthige Weg von dem finstern See nach dem heiteren Berchtesgaden zurückführt. Wir ließen den Wagen vorausgehen und spazierten mit unsäglichem Genuß, ich in heiterem Geplauder mit Bism. durch Wald und Aue. Der Himmel gönnte uns einige kurze Sonnenblicke, gleichsam wie um die Augenweide zu erhöhen. Wie würdest Du Dich an diesen Lichtspielen ergötzt haben! Wie sehr mit mir den lieblichen Wechsel der Farben vom dunklen Schwarzgrün der Edeltanne bis zum Smaragd der Wiesen und dem herbstlichen Gold und Roth des Ahorns bewundert haben. Die Freude war mir nicht beschieden, ich konnte nur mit Bism. davon sprechen und ihn ermahnen, seine künftige junge Frau in den Flitterwochen, oder doch bevor liebe Kinderhändchen seinem Ehebunde die patriarchalische Weihe gegeben, in diese Natur hinauszuführen."

Der nächste aus Linz datierte Bericht weiß nur von kaltem und unbehaglichem Regenwetter zu berichten, bei welchem die vielen Schönheiten des Weges von Salzburg nach Ischl nur geahnt, der Schafberg nicht bestiegen, von Ischl nichts gesehen wurde als das Innere des Wirtshauses, die unvergleichliche Partie nach dem Hallstädter See unterbleiben mußte und die andere nach dem Traunsee nur gemacht wurde, weil der Weg

nach Linz drüber hinführte und bei welchem auch der Traunfall unbesichtigt blieb. „Für mich (fährt Roon fort) war dies Alles übrigens noch am leichtesten zu verschmerzen, weil ich alle diese Schönheiten schon früher unter günstigen Umständen gesehen hatte, aber es that mir, abgesehen von dem durch das üble Wetter verursachten Unbehagen, doch recht weh, meine liebe Gesellschaft so ohne eigentlichen Genuß in der Welt herumzuführen, da ich mir doch für sie gerade das Liebste und Beste ausgesucht hatte. Aber — es wird auch so sein Gutes haben, Punktum! Wir kamen hier „im goldnen Stuck“ gestern Abend nach einer fast siebenstündigen Fahrt auf der Gmunden-Linzer Pferde-Eisenbahn, erst nach 9 Uhr, ziemlich müde an. Heute Morgen, um 8 Uhr schon, rückten wir pflichtmäßig, ungeachtet des schlechten Wetters zur Besichtigung der Festungswerke aus. Zuerst gings nach dem Normal-Thurm Nr. 1, dessen Besichtigung alle Theile, auch mich von Neuem interessirte. Darauf stiegen wir, mehr der Motion, als der Belehrung oder gar der sonst so schönen Aussicht halber, hinauf zu der Citadelle auf den Pöstlingberg, was uns ungeachtet der Kälte, sämmtlich tüchtig in Schweiß brachte. Es war fast 1 Uhr, als wir ins Hotel zurück kamen. Nach dem Essen — wir haben uns vorgenommen, das schlechte Wetter zu ignoriren — gings eben so munter hinauf zum Freinberge, wo wir zuerst das dortige Jesuiten-Etablissement beaugenscheinigten und uns dann in Jägerrainers Kaffeehaus gemüthlich niederließen, um uns die wunderschöne Aussicht zu denken, die man von dort aus zu haben pflegt. Zu den Füßen die Stadt und den vielarmigen Strom mit seinen grünen Auen, die amphitheatralischen, schönen und reich bebauten Thalhänge zu beiden Seiten mit zahlreichen Ortschaften, Landhäusern, Thürmen, nach der anderen Seite die fast unabsehbare Welser-Haide und im Hintergrunde gegen Süden,

das liebliche Bild grossartig schliessend, der im Abendschein erglänzende Schneekamm der Alpenkette, vom Watzmann bis zum Kalenberge bei Wien. Dies Alles, meine Geliebte, hätten wir sehen können, — aber doch der Himmel schien unsere Ausdauer belohnen zu wollen, denn nachdem wir unseren Kaffee geschlürft und noch ein Stündchen geplaudert hatten, hellte sich der Himmel für einen Augenblick auf, der Wolkenvorhang, der die Alpen verhüllte, wurde durchsichtig, und jubelnd grüssten wir für einen Augenblick das schöne Panorama, welches durch die eigenthümliche Beleuchtung und die drohende Schwärze des nordwestlichen Himmelsviertels noch etwas ganz besonders Pikantes erhielt, was ein schöner Tag niemals geboten haben würde. — Aber die Freude war nicht lang, die Wetterwolke aus dem Westen zog immer höher herauf; wir eilten ins Trockene zu kommen. Jetzt ist für die morgende Weiterreise nach Passau, die des Wetters wegen auch nicht zu Schiff, sondern zu Wagen gemacht werden soll, Alles arrangirt, mein Bericht bis zur gegenwärtigen Stunde niedergeschrieben und die Theestunde da, ich sage Dir also für heute Lebewohl.

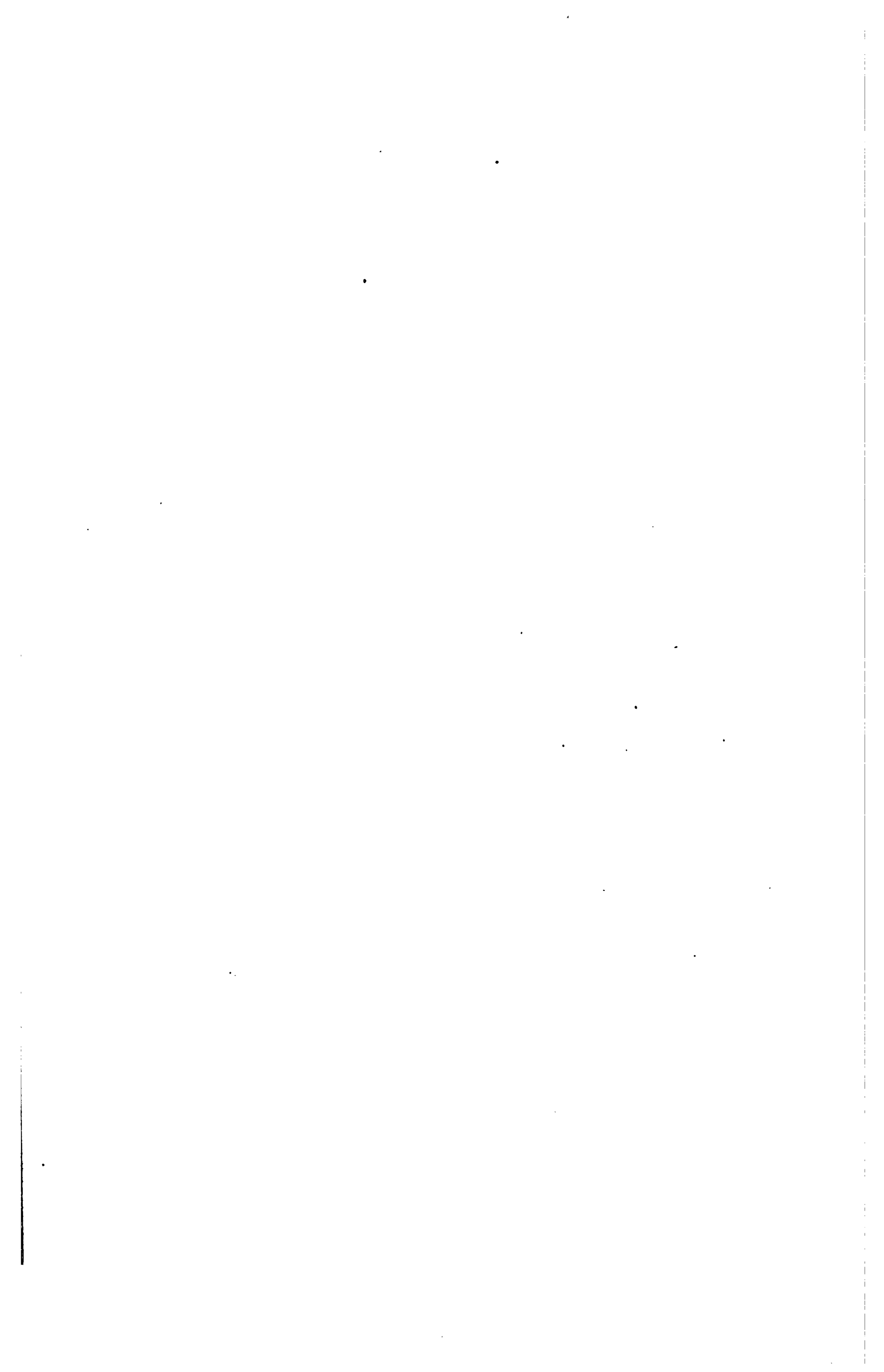
Der ohnehin schon einförmige Weg von Linz nach Passau war bei der anhaltenden Ungunst des Wetters erst recht unerfreulich und etwas kleinlaut langte man in Passau an. Dennoch reichte die Laune des andern Tages noch zu einer langen Promenade aus, die wir, des Regens ungeachtet, zuerst nach Mariahilf, sodann durch die Stadt nach der Feste Oberhaus und hinauf zum sogenannten „Frauengut" machten, wo unsere Ausdauer noch durch einen herrlichen Blick auf die reizende Landschaft belohnt wurde, da der Regen aufhörte und die Sonne zwar nicht klar durch die Wolken brach, aber doch, wie zum Abendgruss, einen Theil des Horizonts in höchst wunderbarer und eigenthümlicher Weise erhellte und dadurch

auch über die Stadt und ihre beiden Ströme eine höchst malerische Beleuchtung ausgoß. Ich bin auch dafür herzlich dankbar; meine Begleiter, die diesen schönen Punkt nicht wie ich, in seiner ganzen Herrlichkeit gesehen, waren dennoch von diesem Bilde sehr überrascht. Uebrigens machte ich hier wiederum die Bemerkung, daß nicht alle Punkte bei wiederholtem Sehen gewinnen. Als ich vor 7 Jahren hier war, hätte ich noch sehr viel Schönes nicht gesehen, selbst den Rhein noch nicht; es ist daher sehr begreiflich, daß ich mich jetzt fast wundere über mein damaliges Entzücken. So geht es aber oft in der Welt, auch in anderen Beziehungen."

Die weitere Reise über Ulm, wo die damals im Neubau begriffene Festung gründlich besehen und mit „bayerischen Bundesbrüdern" ein nicht gerade anmutiger Kneip-Abend zugebracht wurde, sowie Augsburg ließ die Reisenden am 12. Oktober Baden-Baden erreichen. Von dort aus erwähnte Roon einen nach Straßburg unternommenen Abstecher, sowie verschiedene an dem Hofe des Prinzen Karl, der sich damals in Rücksicht auf die in der Rekonvaleszenz begriffene Prinzessin Louise dort aufhielt, zugebrachte Thee-Abende. An einem dieser Abende — bei denen Jeder das Seine zur Unterhaltung beizutragen hatte, wurde Roon auch zum Singen veranlaßt, obwohl er nicht gerade hervorragende Gaben hierfür besaß. Mit Bezug darauf schrieb er folgenden Tages: „Heut Abend werden wir Pröbchen von unserm Talent ablegen; aber wenn ich wieder mitsinge, will ich eine Schneidermamsell sein!"

Nachdem am 15ten noch Königs Geburtstag in Baden-Baden gefeiert war, wurde am 17. Oktober über Heidelberg, Worms und Speier die Heimkehr nach Bonn angetreten.

Druck von Oskar Bonde in Altenburg.



Der vorliegende Aufsatz ist in der Muße einer [illegible]
in wenigen Tagen ohne alle Materialien u. Vorarbeiten nieder-
geschrieben worden, um einem [illegible] Antriebe Folge zu geben
[illegible].

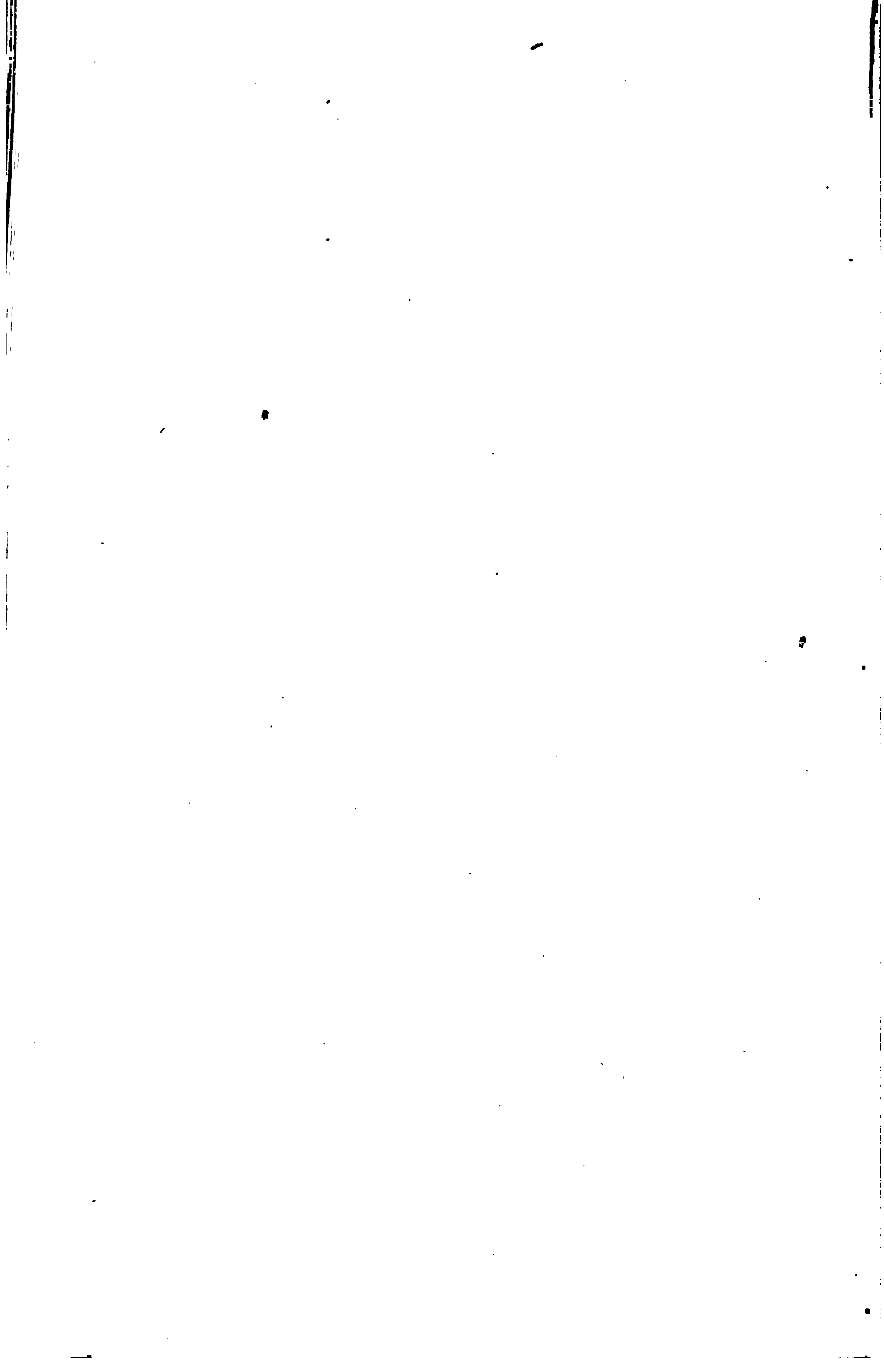
Beendet.

Colberg 18/7 1858.

v. Roon

Roon's Begleitschreiben zu dem Militär-Reorganisations-Entwurf aus Kolberg vom 18. Juli 1858

(siehe Seite 320/321)



2 Bde 24.60

14.—

